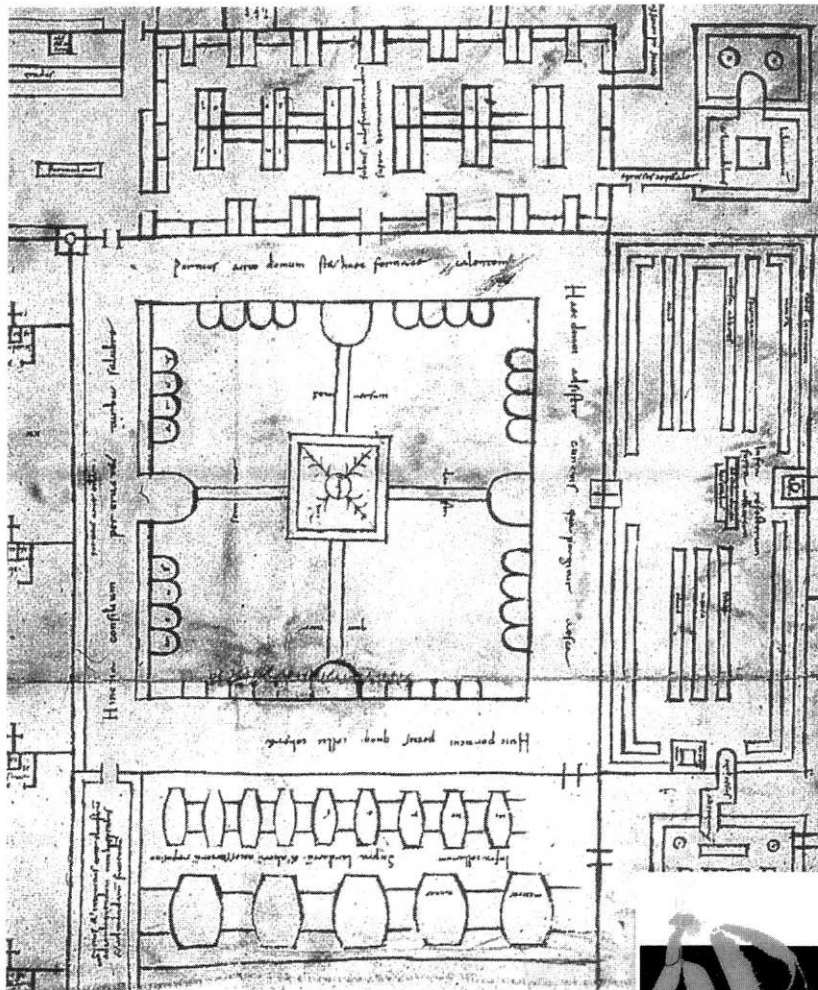


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2009



Titelbild: St. Galler Klosterplan: Grundriss des Mönchskreuzgangs mit Arkaden im Aufriss, umgeben (im Uhrzeigersinn) von Kirche, Dormitorium, Refektorium und Cellarium mit Fässern; zu S. 199 [Legler 2007, 29].

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormalig ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

Uni Bremen, 28359 Bremen, Sportturm C 6180

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

www.mantis-verlag.de

Verlags-Homepage

Stichwortverzeichnis und mehr:

www.chrono-rekonstruktion.de

eingrichtet von Andreas Otte. Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Im steten Ausbau

www.fantomzeit.de

dort auch das **Aufsatzregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € bar senden oder überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2009 verschickt.

Früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 4,- und 13,-). **Jahrgänge:** 1989 = 9,- €; 1990-1991 je 10,- ; 1992-1994 je 12,- ; 1995-1996 = 15,- ; 1997-1998 je 17,- ; 1999-2002 je 20,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,-. Inlandspporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 21, Heft 1
April 2009

Editorial

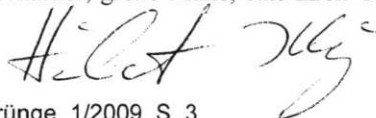
„Von falschen Freunden droht dir nahes Unheil,
Die Zeichen stehen grausenhaft, nah, nahe
Umgeben dich die Netze des Verderbens“.

Schiller bezog diese Zeilen nicht auf den Umstand, dass weltweit Verluste privater Firmen verstaatlicht, gar 'enteignet' und dadurch individuelle Bonuszahlungen für grandiose Misswirtschaft ermöglicht werden. Dennoch wollen wir hoffen, es werde gelingen, ein dereguliertes, völlig außer Rand und Band geratenes Finanzsystem, das – was die US-amerikanische FED angeht – mittlerweile schon halbwegs von der „Zinsknechtschaft“ befreit ist, derart in den Griff zu bekommen, dass es wieder dem Wohl der Allgemeinheit dient.

Die vorliegende Ausgabe enthält dazu nichts, wohl aber auffällig viele Hinweise auf Münzen: auf keltische (S. 39), auf germanische (77), auf römische (229), auf arabische (99, 110, 154), auf fränkische (220) und 'deutsche' (233) Prägungen oder Münzreformen. Hier hat sich ein Schwerpunkt ergeben, dazu ein weiterer mit Überlegungen zum Entstehen von Islam und verschiedener islamischer Herrschaften, flankiert von Beobachtungen zur Islamistik, die sich keineswegs dieser Herausforderung gewachsen zeigt.

Dafür fehlen zwei heuer unverzichtbare Themen: 2.000 Jahre Varusschlacht und Darwins 200. Geburtstag samt 150. Jahrestag des Erscheinens von *On the Origin of Species*. Hierzu sind in den Folgeheften Beiträge zu erwarten. Wenn aber in einem Schwerpunktheft über *Darwinismus* der ausgewiesene Kenner Prof. Dr. Franz Wuketis gleich eingangs über den Tod eines Mitstreiters befindet, hier „hat [...] die Natur ungünstig eingegriffen“ [*Aufklärung und Kritik*, Sonderheft 15/2009, S. 5], dann gebraucht er das Wort *Natur*, als ginge es um Gott oder einen Ersatz-Gott, wäre doch auch ein schlichtes „er ist gestorben“ möglich gewesen. So bereitet es auch im großen Jubiläumsjahr hervorragenden Evolutionisten, in diesem konkreten Fall einem Wissenschaftstheoretiker und Biowissenschaftler, große Mühe, eine ihren Gedanken angemessene Sprache zu finden.

Herzlich Ihr



31.3.

Das Elektrische Universum

Eine Übersicht – Teil III

Andreas Otte

Im dritten und letzten Teil der Übersicht zur Theorie des „Elektrischen Universums“ wenden wir uns nun der Königsdisziplin zu, der Kosmologie. Es kann nicht überraschen, dass das Modell des „Elektrischen Universums“ auch hier ‘ein Wörtchen’ mitreden will, schließlich geht es ja im Modell der Bezeichnung nach um das Universum.

Astronomie/Kosmologie heute

Astronomie und Kosmologie sind heute weitgehend durch rein mathematische Gedankenspiele charakterisiert. Aus sich heraus kann die Mathematik jedoch nicht zeigen, dass etwas ‘wahr’ sei in dem Sinne, dass es um eine zutreffende Beschreibung der Realität geht. Wenn mathematische Verfahren einem Verhalten in der Realität genügend ähnlich sind, dann kann man sie verwenden, um Vorhersagen zu machen. Das ist sehr nützlich. Aber die einzige Möglichkeit zu prüfen, ob – und wenn ja, in welchem Umfang – ein mathematischer Prozess die Realität beschreibt, ist die Beobachtung. Die Realität ist in keiner Weise verpflichtet, vom Menschen erdachte formale Systeme nachzuahmen. In der heutigen Kosmologie werden jedoch kaum Experimente gemacht, es wird nicht einmal versucht. Auch werden keine nachprüfbaren Vorhersagen getroffen. Die Kosmologie ist in eine mathematische Scheinwelt eingetaucht und hat sich dabei so weit von der Realität entfernt, dass Beobachtungen ignoriert werden, ja ignoriert werden müssen.

Einige Glaubensartikel der Astronomie

Typisch für heutige Astronomie und Kosmologie sind gewisse Glaubenssätze, denen man zu huldigen hat und ohne deren Berücksichtigung man kaum Chancen hat, in einer der bekannten Zeitschriften veröffentlichen zu können:

- Ein Stern ist ein Fusionsreaktor (bereits in Teil II behandelt).
- Die Planeten des Sonnensystems bewegen sich seit Milliarden von Jahren zuverlässig auf rückrechenbaren Bahnen (bereits in Teil I behandelt).
- Der „Big Bang“ (Urknall) erfolgte vor ca. 13,7 Milliarden Jahren.
- Aus diesem ‘Event’ formten sich Strukturen, aus denen dann Galaxien, Sterne, Planeten, usw. entstanden.
- Die Gravitationskraft dominiert die Gestalt des Universums.

Einige dieser Glaubenssätze sind im Rahmen dieser Reihe schon behandelt worden, nun folgen die übrigen.

Der „Big Bang“

Die Big-Bang-Theorie (Urknall-Theorie) beschreibt die heute gängige Theorie zur Entstehung des Universums. Danach entstand das Universum vor ca. 13,7 Milliarden Jahren aus der Explosion einer Singularität. Die drei wesentlichen Argumente, die immer wieder für einen „Big Bang“ genannt werden, sind:

- Die *Rotverschiebung*: Sie ist eine Verschiebung bekannter Spektrallinien in den roten Bereich. Das Hubble-Gesetz behauptet eine näherungsweise lineare Beziehung (Abb. 1) zwischen den Entfernungen von Galaxien und den aus ihren Spektren gemessenen Rotverschiebungen, die mit einer Expansionsbewegung, also auch mit der Geschwindigkeit, mit der sie sich von uns entfernen, in Verbindung gebracht werden.
- Die *Hintergrundstrahlung*: Ein messbares „Grundrauschen“ von $2,725^{\circ}$ Kelvin, das von allen Seiten zu kommen scheint (Abb. 2), abgekürzt CMBR = Cosmic Microwave Background Radiation.
- Die *Elementverteilung*: Die Theorie bietet eine Erklärung für das beobachtete Verhältnis zwischen leichten und schweren Elementen.

Eine kurze Geschichte der „Big-Bang“-Theorie

Aufbauend auf den Arbeiten von Albert EINSTEIN (Allgemeine Relativitätstheorie), Edwin HUBBLE (Rotverschiebung) und Überlegungen zur Entropie entwickelte Georges LEMAITRE, ein belgischer Priester, die Theorie eines ersten Atoms, welches vor 10 bis 20 Milliarden Jahren explodierte und aus dem sich dann Galaxien und Sterne entwickelten. Diese 1931 vorgestellte, so genannte Feuerwerkstheorie, erfuhr keine allgemeine Anerkennung. Das einzige wirkliche Argument, das für die Theorie angeführt wurde, waren hochenergetische kosmische Strahlen, die aus allen Richtungen auf der Erde eintrafen. Lemaître argumentierte, diese Strahlen könnten von keiner uns bekannten Quelle im sichtbaren Universum stammen und müssten daher ein Überbleibsel der großen Explosion sein. Diesem Argument wurde jedoch widersprochen, weil andere Prozesse bekannt waren, welche die geforderte Energie bereitstellen konnten. Die Theorie wurde auch an anderen Stellen erfolgreich angegriffen, so z.B. auf Basis des verwendeten Modells der stellaren Evolution, der allgemeinen Relativitätstheorie sowie der Frage, ob der zweite Hauptsatz der Thermodynamik auch global gültig ist.

Direkt nach dem zweiten Weltkrieg wurde ein zweiter Anlauf für die Big-Bang-Theorie genommen. Diesmal war es Georg GAMOW, der – basierend auf

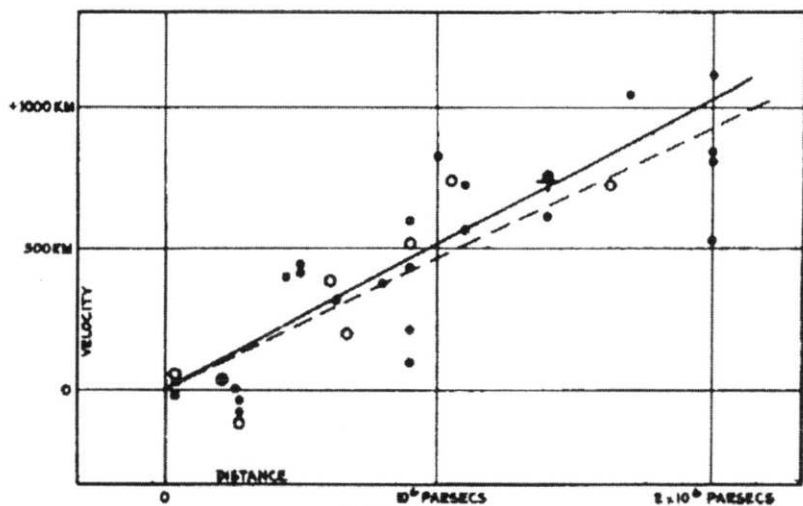


FIGURE 1

Velocity-Distance Relation among Extra-Galactic Nebulae.

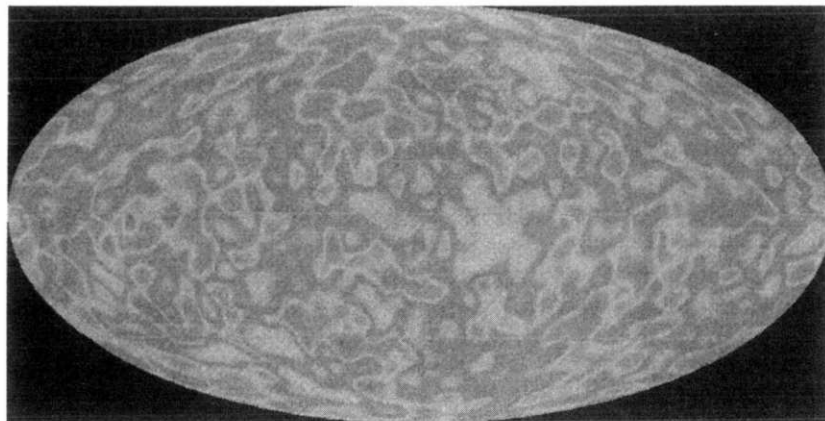


Abb. 1: Hubble-Relation [astro]

Abb. 2: Temperaturunterschiede in der Hintergrundstrahlung (CMBR) [kosmos]

Untersuchungen, dass während nuklearer Explosionen Elemente erzeugt wurden – vermutete, durch eine große Explosion könnte die Verteilung der Elemente erfolgt sein, die heute unser Universum ausmachen. Durch geschickte Anpassung von Parametern (z.B. Dichte) gelang es ihm, gemeinsam mit Ralph ALPHER und Robert HERMAN, ein Modell zu erstellen, welches 30 Minuten nach dem „Big Bang“ ziemlich genau die Elementverteilung zeigte, die wir auch tatsächlich heute beobachten.

Im Gegensatz zu Lemaîtres Ansatz wurde diese Variante der Big-Bang-Theorie wesentlich positiver aufgenommen und verbreitete sich schnell. Jedoch konnte Fred HOYLE [Hoyle/Burbidge/Narlikar] zeigen, dass der Anteil der schwereren Elemente nicht unbedingt notwendig aus den besonderen Bedingungen des „Big Bangs“ entstanden sein musste. Eine andere offene Frage war und ist, ob das Big-Bang-Universum sich immer weiter ausbreitet oder unter seiner Eigengravitation irgendwann wieder kontrahiert oder sogar oszilliert. Zur Zeit tendiert man mehr dazu, dass sich das Universum immer weiter ausdehnt. 1965 entdeckten Arno PERUZIAS und Robert WILSON eine geringfügige Hintergrundstrahlung (CMBR), die aus allen Richtungen zu kommen schien. Sie wurde mit $2,725^{\circ}$ K gemessen. Diese Entdeckung wurde als endgültige Bestätigung der Big-Bang-Theorie publiziert, der Siegeszug dieser Theorie schien unaufhaltsam.

Erklärt wird die Strahlung mit der Vermutung, dass bis etwa 350.000 Jahre nach dem Urknall Photonen an freien Elektronen streuten und damit im thermodynamischen Gleichgewicht mit der Materie standen. Danach war das nicht mehr möglich, weil Protonen und Elektronen zu Wasserstoff rekombinierten. Die Photonen entkoppelten sich. Diese Photonen sollen die CMBR ausmachen. Aber es gab und gibt Zweifler [Lerner] an diesen Ideen. Es ist z.B. recht merkwürdig, dass die gleichen Argumente, mit denen man Lemaître Jahre früher berechtigterweise widersprochen hatte, nämlich, dass es auch andere Ursachen einer derartigen Strahlung geben könnte, plötzlich offiziell nicht mehr vorgebracht wurden.

Kritik an der Big-Bang-Theorie

Die Hintergrundstrahlung (CMBR) wurde zwar von der Big-Bang-Theorie vorhergesagt, aber wenig bekannt ist, dass die ersten Vorhersagen bei 50° K lagen und die Theorie erst nach den Messwerten von 1965 'angepasst' wurde. Eine Theorie den gemessenen Werten anzupassen ist selbstverständlich in Ordnung; nur darf man dieses dann nicht als großartige Bestätigung der Theorie und schon gar nicht als Beweis bezeichnen. Zum Beispiel erreichten Wissenschaftler beim Versuch, die Theorie der Schwarzkörperstrahlung auf den Weltraum anzuwenden, Werte zwischen $0,75^{\circ}$ K (NERNST 1938) und 6° K

(GUILLAUME 1896). Ihre Ergebnisse lagen also deutlich näher an den Messwerten als die der Big-Bang-Theoretiker. Es gibt noch weitere Erklärungsmöglichkeiten für diese Strahlung, auf die später eingegangen werden wird.

Ein anderes Problem mit der Hintergrundstrahlung ist, dass sie zu gleichmäßig ist. Das ist das so genannte „Horizontproblem“. Bereiche des Kosmos haben die gleiche Energiedichte, obwohl sie zu weit voneinander entfernt sind, um in einem kausalen Zusammenhang stehen zu können. Die Hintergrundstrahlung müsste auch deshalb ungleichmäßiger sein, weil sich sonst unter dem vorgegebenen Rahmen von verstrichener Zeit und vorhandener Materie nicht die Strukturen des Universums hätten bilden können, die wir heute sehen. Ein sich explosionsartig ausbreitender Gasball, der in seinem Anfangsstadium symmetrisch verteilte Materie und Energie enthält (wie es die gemessene Gleichmäßigkeit der Strahlung vorschreibt), verteilt sich bei geringer werdender Dichte gleichmäßig weiter; er „verklumpt“ nicht, im Gegensatz zum beobachteten Universum.

Diese fehlende, unsichtbare Materie im Universum kann allerdings keine normale Materie sein, weil sich sonst die Dichte der Materie (Gamow) im Weltraum ändern würde, von der aber andererseits die Verteilung der Elemente kritisch abhängt. Zur Lösung des Problems wurde eine neue Art Materie mit den gewünschten Eigenschaften postuliert, genannt „Dunkle Materie“. Um dem „Horizontproblem“ wie auch dem „Flachheitsproblem“ zu entgehen, wurde die „Inflation“ eingeführt. Danach soll sich das Universum während der ersten 10^{-33} Sekunden alle 10^{-35} Sekunden in seiner Größe verdoppelt haben, um sich dann plötzlich zu den bisher bekannten Expansionsraten zu verlangsamen. Teilweise werden inzwischen mehrere dieser Phasen angesetzt. Diese „Streckung“ des Universums soll dazu führen, dass Gebiete, die einmal in einem kausalen Zusammenhang standen, nun getrennt sind. Dieser Mechanismus soll auch den anfänglich inhomogenen Strahlungshintergrund ausgeglichen haben. Des Weiteren wird die „Krümmung“ der Raum-Zeit durch die „Inflation“ verringert und so das „Flachheitsproblem“ beseitigt. Jedoch wurden die vom Inflationsmodell vorhergesagten Gravitationswellen trotz mehrjähriger Suche nie nachgewiesen [Smith].

Mitte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts wurden zudem Strukturen im Universum entdeckt, z.B. Galaxien-Cluster, Supercluster und Wände aus Galaxien, die sich über bis zu einem Viertel des beobachteten Universums hinziehen. Das Problem für die Big-Bang-Theorie ist, dass die Objekte, die diese Strukturen ausmachen, sich mit zu geringer Geschwindigkeit bewegen, damit sich diese regelmäßigen Strukturen in der zur Verfügung stehenden Zeit hätten bilden können. Da hilft auch keine „Inflation“ mehr.

Auch die Rotverschiebung, der scheinbar sichere Indikator für die Expansion des Universums, ist als solcher angezweifelt worden. Mehr noch, inzwi-

schen ist vielfach beobachtet worden, dass der Geschwindigkeits-/Entfernungszusammenhang mit der Rotverschiebung nicht stimmen kann. Dazu im Folgenden mehr.

Rückblickend auf die Entstehung und die hier nur kurzgefasste Kritik an der Big-Bang-Theorie kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass hier bereits eine erhebliche Menge „Elfenstaub“ (*Fairie Dust*, s. Teil II [Otte 2008b]) zum Einsatz gekommen ist, um die Theorie zu retten. Dass sie schlicht falsch sein könnte, scheint kaum jemand wahrhaben zu wollen.

Die Rotverschiebung

Ab 1948 entdeckte man Radioquellen im Weltraum, die optisch wie Sterne aussahen, daher wurden sie später Quasare = Quasi-Stellare-Radio-Objekte genannt. 1963 stellte Maarten SCHMIDT fest, dass eine solche Radioquelle (3C 273) eine Rotverschiebung von $z = 0,158$ besaß, nach dem Hubble-Gesetz weit entfernt, also im intergalaktischen Raum zu finden sein musste. Untersuchungen anderer Radioquellen bestätigten diese Relation. Entsprechend ihrer Rotverschiebung müssen Quasare nach der vorherrschenden Lehre zu den ältesten, aber auch leuchtstärksten Objekten des Universums gehören.

Seit 40 Jahren zeigt Beobachtung auf Beobachtung, hauptsächlich durchgeführt von Halton ARP, einem bekannten und berühmten amerikanischen Astronomen, aber Folgendes:

- Quasare sind statistisch mit uns nahe liegenden Galaxien assoziiert.
- Einige Quasare weisen eine Materiebrücke mit ihrer assoziierten Galaxie auf.
- Quasare treten oft paarig auf, d.h. auf beiden Seiten der assoziierten Galaxie mit vergleichbarer Rotverschiebung.

Ein bekanntes Beispiel für eine solche Materiebrücke ist die Verbindung zwischen der Galaxie NGC 4319 und dem Quasar Markarian 205 (Abb. 3).

Wenn ein Objekt mit Rotverschiebung $z = 0,070$ und eine Galaxie mit $z = 0,006$ eine Materiebrücke verbindet, dann können diese Objekte nicht Millionen von Lichtjahren voneinander entfernt sein. Im Gegenteil: Es sieht so aus, als ob Quasare aus den Kernen von Galaxien ausgestoßen werden, also ein direkter räumlicher Zusammenhang besteht. Das aber wiederum bedeutet, dass die Rotverschiebung eines Objektes zu einem sehr großen Teil nichts mit der Entfernung vom Beobachter oder mit der Geschwindigkeit zu tun haben kann, mit der es sich relativ zum Beobachter bewegt.

Nun könnte man denken, dass es sich hier um einen Einzelfall handelt. Das aber ist mitnichten der Fall. Es gibt bereits einen ganzen *Atlas* über diese Phänomene [Arp 2003], der die früheren Bücher zum Thema [Arp 1987; 1997]

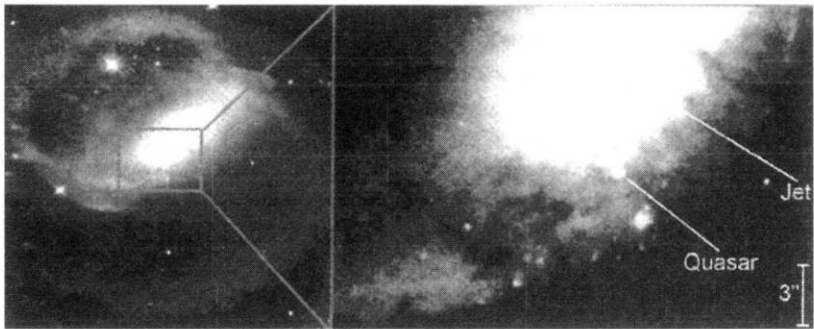
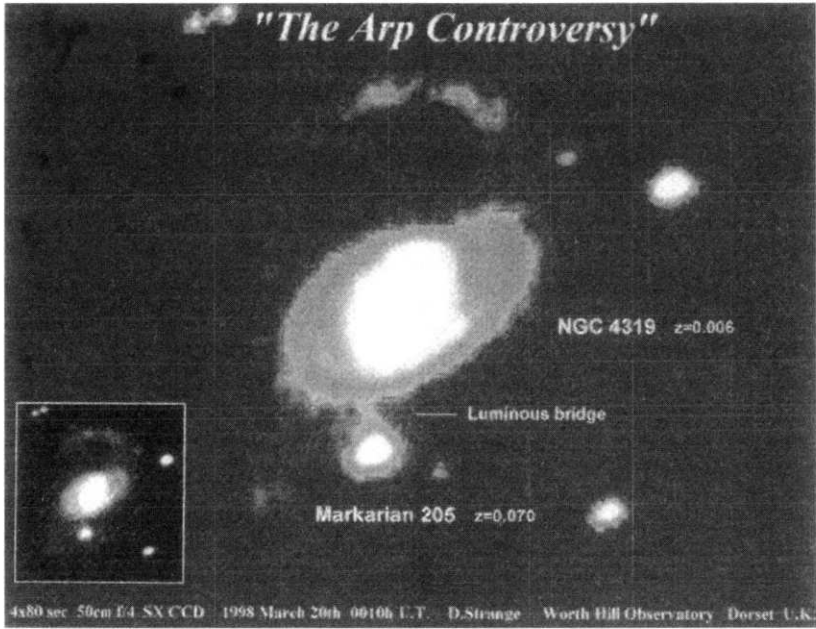


Abb. 3: Materiebrücke zwischen NGC4319 und Markarian 205 [Arp 2003, 227]
 Abb. 4: Ein Quasar vor der Galaxie NGC 7319 [Thunderbolts1]

komplementiert. Die kritische Masse für diese Beobachtungen ist schon lange überschritten, der überwiegende Anteil der Astronomen will jedoch keinen Abschied vom Hubble-Gesetz und vom „Big-Bang“ nehmen und greift zu den üblichen Methoden. Arp wurde jedwede Teleskopzeit in den USA entzogen, er lebt heute im 'Exil' in München und arbeitet am Max-Planck-Institut in Garching. An Veröffentlichungen in renommierten astronomischen Zeitschriften ist kaum zu denken.

Die beobachteten Effekte werden ignoriert, wediskutiert, wegretouchiert und dort, wo das nicht möglich ist, durch Gravitationslinseneffekte erklärt. So wird auch der Fall in Abb. 4 'erledigt'.

Der Quasar liegt ganz offensichtlich *vor* der in dichte Staubwolken gehüllten Seyfert 2 Galaxie NGC 7391. Die Galaxie hat eine Rotverschiebung von $z = 0,0225$, der Quasar dagegen $z = 2,114$. Nach herrschender Lehre muss der Quasar durch die Galaxie hindurch scheinen oder seine Abstrahlung mit Linseneffekten irgendwie drumherum geleitet werden. Oder wirkt hier etwa wieder nur 'Elfenstaub'?

Die „Finger Gottes“

Die Interpretation der Rotverschiebung in der herrschenden Lehre führt zu der in Abb. 5 (unten) sichtbaren Galaxienverteilung in einem Beispielsektor. Deutlich sind die so genannten „Finger Gottes“ zu sehen, die sich für alle Richtungen ergeben, d.h. die Erde befindet sich nach dieser Theorie an einem außerordentlichen Punkt im Universum, nämlich im Zentrum. Dieses Ergebnis ist extrem unwahrscheinlich und ein klares Zeichen dafür, dass etwas mit dieser Theorie nicht stimmen kann.

Die oberen Teile der Abb. 5 zeigen, wie es zu dieser Situation kommen könnte. Ein in der Realität räumlich nahe beieinander liegender Cluster von Galaxien mit unterschiedlichen Rotverschiebungen (links) wird durch die Rotverschiebung = Entfernungs-Interpretation künstlich in die Länge gezogen, es bilden sich die „Finger“.

Gravitation

Für die Strukturen des Universums sind in der Big-Bang-Theorie folgende Phänomene vornehmlich verantwortlich:

- Normale Materie,
- Schwarze Löcher,
- Dunkle Materie,
- Dunkle Energie.

Als „Dunkle Energie“ wird eine hypothetische Energieform bezeichnet, die in der Big-Bang-Theorie benötigt wird, um die auf Basis der Rotverschiebung-

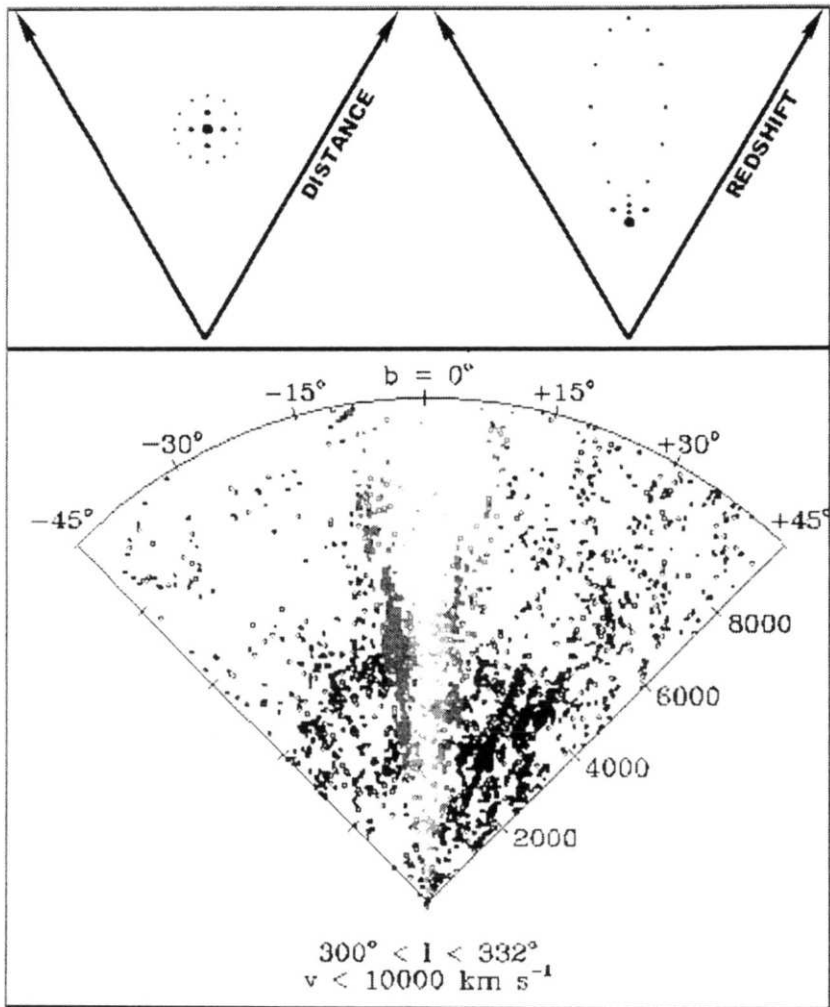


Abb. 5: Die „Finger Gottes“ [Thunderbolts2]

Entfernung-Vermutung beobachtete *beschleunigte* Expansion des Universums zu erklären. Ihr werden Antigravitations-Eigenschaften zugeschrieben. Der so genannte Sachs-Wolfe-Effekt soll Hinweise auf die Existenz „Dunkler Energie“ liefern. Der Effekt basiert jedoch auf der Auswertung der Rotverschiebung der kosmischen Hintergrundstrahlung, die zur Bestimmung der Materiestruktur zum Zeitpunkt der Rekombination (ca. 350.000 Jahre nach dem Urknall) vorgenommen wurde. Er ist also vor dem hier dargestellten Hintergrund als fragwürdig zu bezeichnen.

„Dunkle Materie“ ist eine hypothetische Form von Materie, die ganz analog zur „Dunklen Energie“ so wenig elektromagnetische Strahlung aussendet, dass sie nicht direkt beobachtbar ist. Sie wird im Rahmen der Big-Bang-Theorie benötigt, da sehr viele Strukturen im Universum mit den Auswirkungen der Gravitation der sichtbaren Materie nicht erklärbar sind. Zu diesen Beobachtungen zählen auch schon so simple Dinge wie die Rotation der Galaxien.

Geschickte Platzierung der nicht beobachtbaren „Dunklen Energie“ und „Dunklen Materie“ sorgt dafür, dass zumindest in den groben Strukturen das beobachtete Universum mit der Theorie in Übereinstimmung gebracht werden kann. Das führt aber zu der Konsequenz (Abb. 6), dass 96 % (!) der Energie und Materie des Universum nicht zu beobachten sind.

„Schwarze Löcher“ sind ein weiteres, häufig verwendetes Instrument der heutigen Kosmologie. Der Begriff „Schwarzes Loch“ wurde 1967 von John Archibald WHEELER geprägt. Heute ist er populär mehr mit dem Namen Stephen HAWKING verknüpft. Gerne wird das Bild eines Objektes mit extrem hoher Dichte aufgebaut, dessen „Ereignishorizont“ nichts, nicht einmal das Licht entkommen kann. Um so interessanter ist dann aber, dass „Schwarze Löcher“ die Quelle energiereicher Röntgenstrahlblitze sein sollen. Wie für „Dunkle Materie“ und „Dunkle Energie“ gilt auch hier, dass ein „Schwarzes Loch“ noch nie direkt beobachtet wurde. Seine Existenz wird angenommen, da es mit diesen Konstruktionen möglich ist, sichtbare Beobachtungen ansatzweise zu erklären. Bei einem „Schwarzen Loch“ soll es sich um ein Objekt mit sehr hoher Dichte handeln, so dass sich ein Ereignishorizont bildet, innerhalb dessen nichts, auch nicht das Licht, dem Objekt entfliehen kann. Das Konzept eines „Schwarzen Loches“ ist jedoch weder mit der Allgemeinen Relativitätstheorie noch der Speziellen Relativitätstheorie noch mit Newtons Theorie vereinbar [Crothers 2008], trotzdem wird es munter weiter verwendet. Die Webseite von Stephen J. CROTHERS [2004] belegt ziemlich anschaulich, dass „Schwarze Löcher“, abgesehen von der Unmöglichkeit ihrer direkten Beobachtung, auch keinerlei theoretische Basis haben.

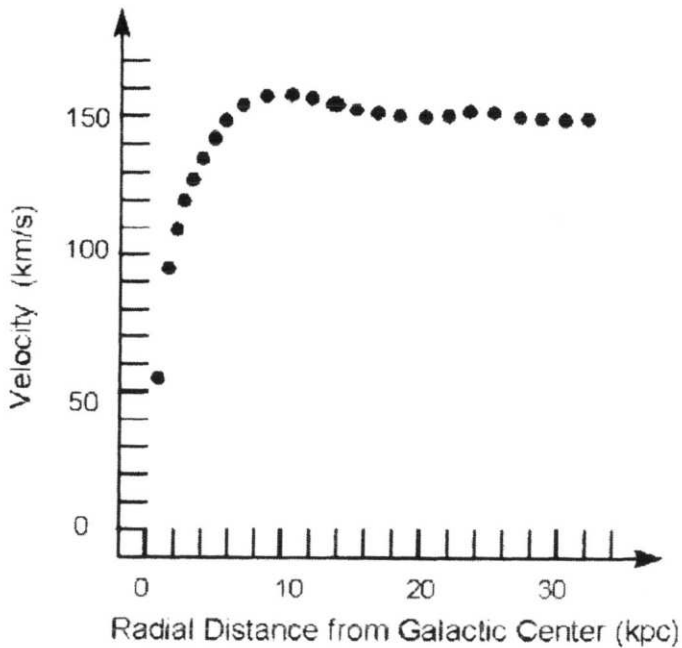
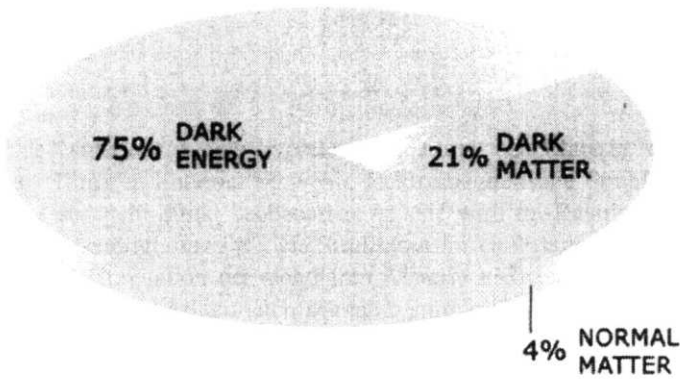


Abb. 6: Energie- und Materieverteilung im Universum [Thunderbolts3]

Abb. 7: Rotationsgeschwindigkeit gegen Abstand vom Zentrum [Scott, 37]

Zusammenfassung

Die Beobachtungen zur Rotverschiebung (Materiebrücken, etc.) zeigen, dass die Interpretation Rotverschiebung=Entfernung falsch ist. Auch für die beiden anderen Säulen der Big-Bang-Theorie lassen sich alternative Erklärungen finden. Die Kritik an Lemaîtres Ansatz bezüglich alternativer Quellen einer Strahlung gilt genauso für die aktuelle Big-Bang-Theorie. Und Fred Hoyles Überlegungen zu alternativen Ursachen der Elementverteilung schwächen auch die dritte Säule.

Ein Anteil von 96 % nicht zu beobachtender Energie und Materie zur Erklärung der Welt und eine den eigenen theoretischen Grundlagen widersprechende Konstruktion demonstrieren, dass das pure Gravitationsmodell und mit ihr die Big-Bang-Theorie zur Erklärung des Universums ausgedient haben.

Das „Elektrische Universum“ als Alternativkonstruktion

Das „Elektrische Universum“, d.h. die Einbeziehung elektrischer Kräfte als die entscheidende, formende Kraft im makroskopischen Bereich bis hinauf zur Bildung der galaktischen Supercluster, bietet sich als Alternative zur Big-Bang-Theorie an. Die Physik des „Elektrischen Universums“ ist die Plasma-Physik. Allerdings handelt es sich um eine zweite Generation der Plasma-Physik; die magnethydrodynamischen Theorien der ersten Generation waren zwar mathematisch elegant, hatten aber nichts mit der Realität zu tun, wie sich bald in Laborversuchen zeigte. Konsequenterweise wurden diese Theorien über Bord geworfen.

Die aktuelle Astrophysik hat dieses seit über 40 Jahren nicht zur Kenntnis genommen. Die Folge ist, dass Plasma immer noch wie ein auf geheimnisvolle Weise magnetisiertes Gas behandelt wird, man liest über stellare „Winde“, Gas-„Schockfronten“ usw. – Begrifflichkeiten, die dem Verhalten von Plasma nicht entsprechen. Wenn man stattdessen die aktuelle Plasma-Physik verwendet, die in den letzten Jahrzehnten maßgeblich von Anthony PERATT und davor von Hannes ALFVÉN [1981] entwickelt wurde, dann ergibt sich ein ganz anderes Bild unseres Universums. Im Folgenden soll ein Überblick über die wesentlichen Themen erfolgen, die das „Elektrische Universum“ zu einer begründeten Alternative machen.

Galaxien und ihre Entstehung

Schon bei der Frage, wie unsere eigene Galaxie entstanden ist und wie sie ihre Form behält, muss eine rein gravitationsorientierte Theorie ganz tief ‘in die Trickkiste’ greifen. „Schwarze Löcher“ und „Dunkle Materie“ müssen einerseits zum Einsatz kommen, da die sichtbare Materie der Galaxie nicht

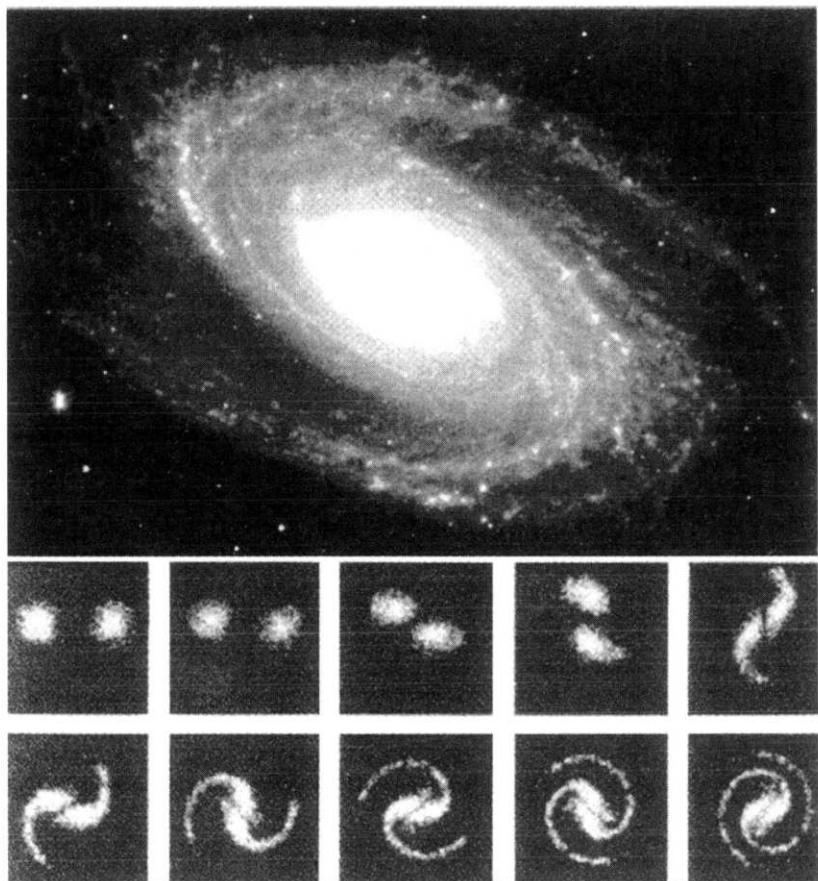


Abb. 8: oben: Galaxie M81; unten: Simulation von Birkeland-Strömen mit dem z-Pinch [Thunderbolts4]

ausreichend ist, die Sterne der Galaxie daran zu hindern, sich immer weiter vom Kern zu entfernen. Andererseits sind sie „notwendig“, da die tangentielle Geschwindigkeit der Sterne einer Galaxie unabhängig vom Abstand zum Kern nahezu konstant ist. Nur in der Nähe des Zentrums gibt es Abweichungen. Man würde in einem System, in dem sich der größte Anteil der Masse im Zentrum befindet, erwarten, dass die Rotationsgeschwindigkeit mit der Entfernung vom Kern abnimmt. Man stellt jedoch den Zusammenhang in Abb. 7 fest.

Im „Elektrischen Universum“ entsteht eine Galaxie z.B., wenn zwei im Universum parallel verlaufende, große Birkeland-Ströme sich mittels z-Pinch verdrillen [vgl. Otte 2008b, 766]. Dabei wird umliegende Materie eingefangen. Diese Situation wurde simuliert [Peratt]; es ergeben sich die in Abb. 8 dargestellten Schritte. Auch die Verteilung der Rotationsgeschwindigkeiten verhält sich bei dieser Simulation gemäß der beobachteten Realität. Der Plasmaphysiker ist also in der Lage, mit einem skalierten Laborversuch Form und Eigenschaften von Galaxien nachzustellen, ohne „Dunkle Materie“ oder „Schwarze Löcher“ zu bemühen. Durch Veränderung der Simulationsparameter (Entfernung der Stromflüsse voneinander, Stromstärken, etc.) kann man alle bisher beobachteten Galaxieformen nachstellen.

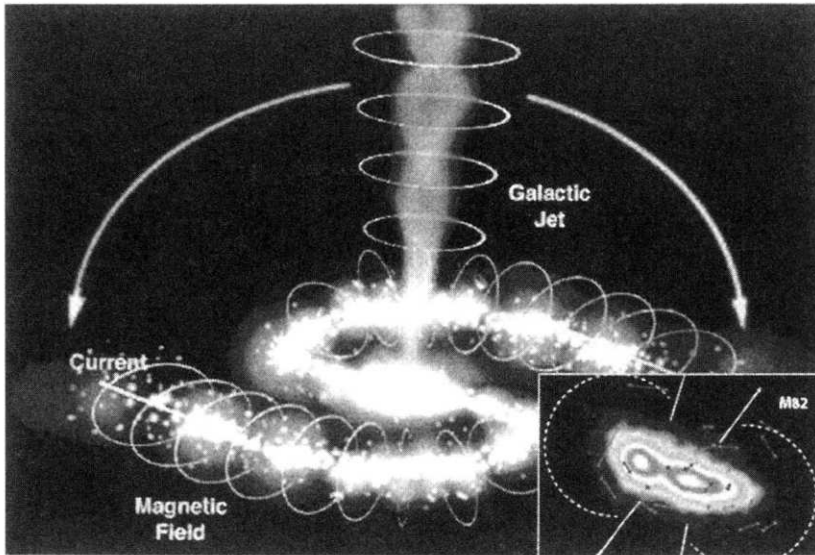


Abb. 9: Vermuteter, sehr schematischer galaktischer Stromkreis; rechts: Magnetische Vektorkarte der Galaxie M82 [Thunderbolts5]

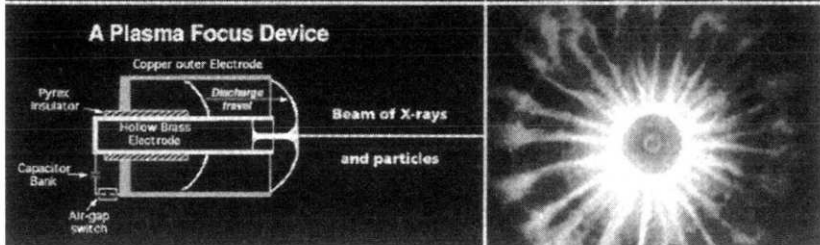
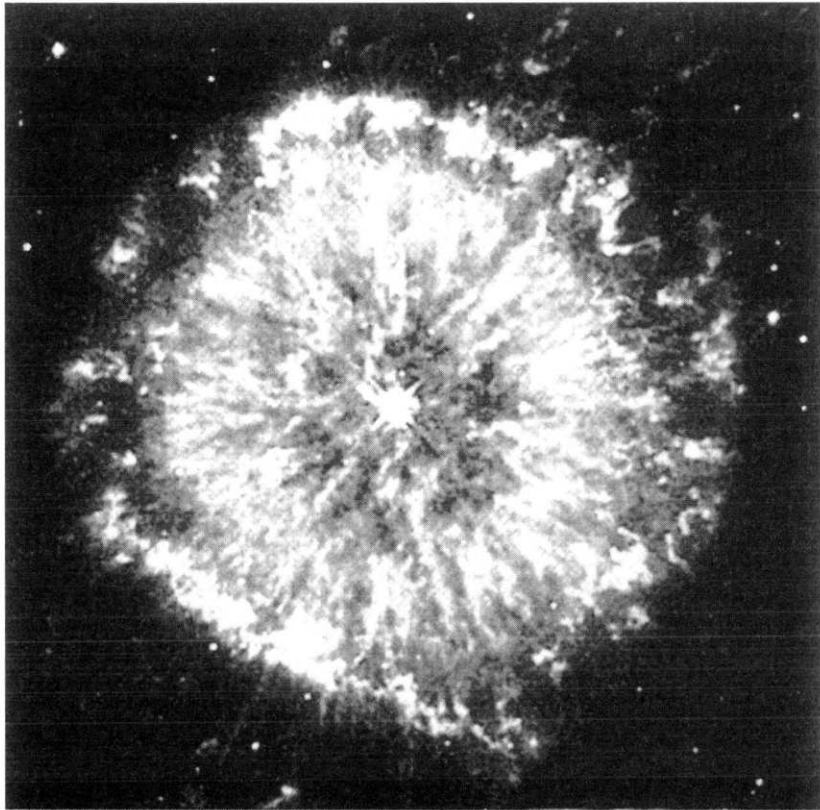


Abb. 10: Oben NGC 6751, Unten Plasmafokus-Gerät [Thunderbolts7]

Eine Galaxie im „Elektrischen Universum“ wird damit zu einem lokalen elektrischen System (Abb. 9), welches seinerseits viele elektrische Subsysteme (= Sternensysteme) aufweist, die sich im Prinzip ähnlich verhalten.

Im Kern einer Galaxie kann man demnach extreme elektrische Effekte erwarten: freigesetzt werden starke Röntgenstrahlungen und galaktische Jets. Gerade die galaktischen Jets zeigen Eigenschaften, die nicht erklärbar sind, wenn es sich nur um elektrisch neutrales Gas handeln soll. So behalten galaktische Jets z.B. oft über Tausende von Lichtjahren hinweg durch den Pinch-Effekt ihre Form. Neutrale Gase würden sich dagegen schnell verteilen. Seit einiger Zeit finden sich auch immer mehr Sterne mit Jets, die so genannten *Herbig-Haro*-Objekte. Auch hier sind die bisher beobachteten Formen elektrisch gut erklärbar.

Hintergrundstrahlung und Schwarze Löcher

Die kosmische Hintergrundstrahlung (CMBR) ist im „Elektrischen Universum“ der Strahlungshintergrund der vielfältigen elektrischen Prozesse im Weltall, zeugt hier also keineswegs von den Anfängen des Universums.

Die herrschende Lehre vermutet z.B. in den Kernen von Galaxien „Schwarze Löcher“, erkennbar an den Auswirkungen auf Objekte in der näheren Umgebung. Im „Elektrischen Universum“ befindet sich im Zentrum einer Galaxie ein gigantischer so genannter Plasmafokus (Abb. 10). In einem Plasmafokus wird gespeicherte elektromagnetische Energie von Zeit zu Zeit explosionsartig abgegeben und erzeugt dabei Jets. In Kombination mit dem Pinch-Effekt ergeben sich die beobachteten Effekte auf nahe Objekte.

Die Rotverschiebung

Die beobachteten Materiebrücken zwischen den so genannten aktiven Galaxien und Quasaren haben weiterreichende Folgen. Aktive Galaxien sind Galaxien, die weit mehr Energie freisetzen, als durch ihren Sternbestand erklärt werden könnte. Die Aktivität geht von ihrem Kern aus, der im englischen als AGN (Active galactic nucleus) abgekürzt wird. Die Beobachtungen deuten darauf hin, dass Quasare mit hoher Rotverschiebung aus den Kernen dieser aktiven Galaxien mit geringer Rotverschiebung ausgestoßen werden. Die Ausstoßrichtung liegt dabei bevorzugt auf den Achsen der Galaxien, besonders der Drehachse. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das elektrische Gesamtsystem der Galaxien diese Richtungen vorgibt. Auswürfe aus Galaxien erfolgen oftmals paarweise in entgegengesetzte Richtungen, wobei Quasare nur die erste Stufe einer ganzen Evolutionsreihe direkt nach dem Auswurf aus einem galaktischen Kern darstellen. Abb. 11 zeigt zwei Varianten der Quasar-Evolution, oben die Bildung von Zwerggalaxien als Begleiter größerer Galaxien, unten die Bildung ganzer weiterer Galaxiengruppen.

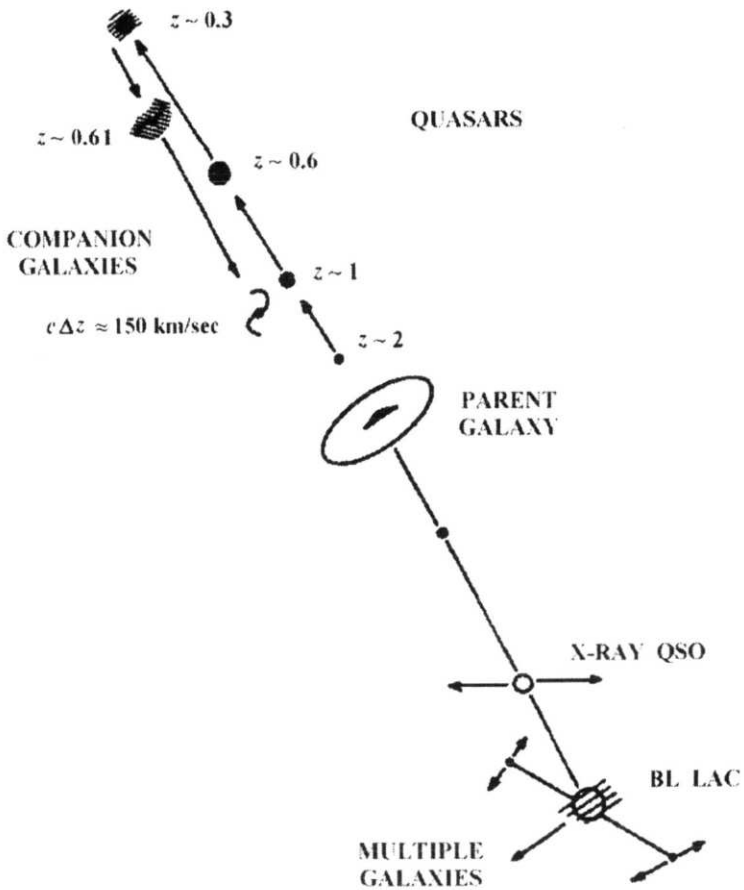


Abb. 11: Galaktische Evolution nach Halton Arp [Thunderbolts6]

Die Rotverschiebung der Objekte nimmt mit steigender Entfernung zur Zentralgalaxie ab, die Leuchtstärke dagegen zu. Die gemessenen Rotverschiebungen sind jedoch nicht stetig gleichverteilt, sondern häufen sich bei bestimmten Werten, die noch dazu einfachen Gesetzmäßigkeiten unterliegen. Mittels Radio-Interferometrie hat man Quasare vermessen und festgestellt, dass sich die Objekte mit der höchsten Rotverschiebung innerhalb oder nahe der galaktischen Kerne befinden, sehr klein sind und sich sehr schnell bewegen, teilweise fast mit Lichtgeschwindigkeit. Weiter draußen mit geringerer Rotverschiebung sind die Objekte langsamer, dafür aber 1.000-fach größer und wesentlich voluminöser. Es ist daher ein Zusammenhang zwischen der sprunghaft sinkenden Rotverschiebung und dem Alter der Objekte, bzw. deren Entfernung vom galaktischen Kern zu vermuten, ebenso mit der Verlangsamung und dem Massegewinn.

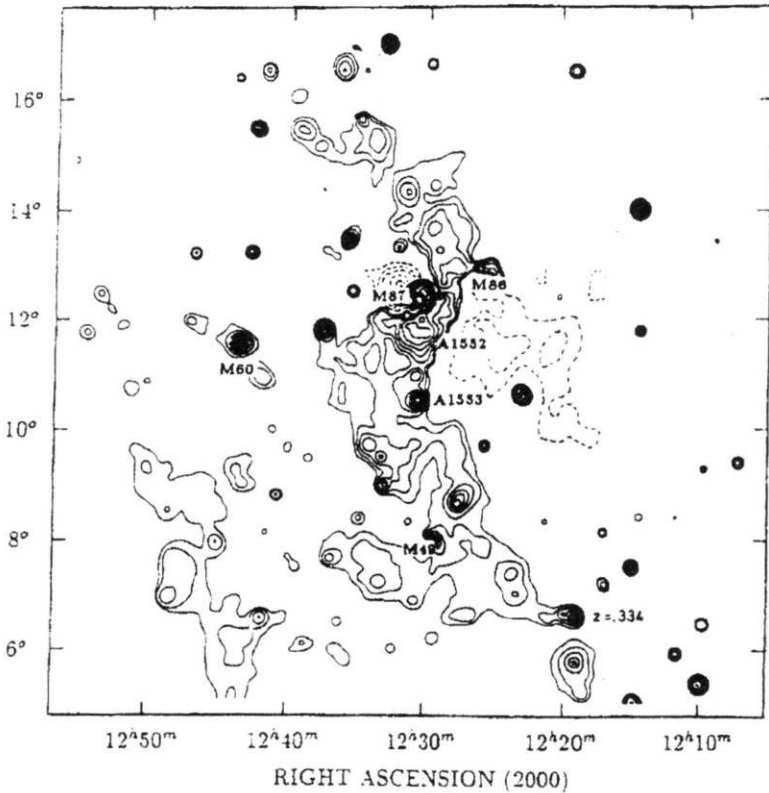


Abb. 12: Radiobild des Virgo-Clusters [Arp 1994, 128]

Aus diesen ausgestoßenen Objekten entwickeln sich Galaxien, die selber wieder mit ihren aktiven Kernen neue Objekte ausstoßen. Der Virgo-Cluster illustriert dieses 'Familienbild' des Universums (Abb. 12). Die große elliptische Galaxie M49 liegt im Zentrum des Clusters. Sie wird nach Norden flankiert von der hellen und aktiven Galaxie M87, nach Süden durch den Quasar 3C 273. M87 ist berühmt für seinen blauen Jet, der in Richtung M84 zielt. Gegenüber von M84 findet sich eine weitere Reihe von Röntgen- und Radioquellen. Die ganze Reihe ist ovalförmig umgeben von kleinen Spiralgalaxien. Hinter M84 liegt der Quasar PG1211.

Fast alles, was wir in Richtung des Virgo-Clusters sehen, sind Familienmitglieder des Clusters. Auf der anderen Seite des Himmels findet sich ein Spiegelbild des Virgo-Clusters, der Fornax-Cluster.

Auch unsere lokale Gruppe ist ähnlich aufgebaut, M31 (Andromeda) ist die 'Mutter' der Milchstraße. Auf der anderen Seite von Andromeda findet sich M33 (Triangulum), unser 'Zwilling'. Wie in dieser Situation zu erwarten ist Andromeda uns gegenüber „blauverschoben“, da älter. Es gibt nur wenige



Abb. 13: Bug-Nebel (NGC 6302) [Thunderbolts8]

uns gegenüber blauverschobene Galaxien. In der Standardtheorie kommen blauverschobene Galaxien auf den Beobachter zu.

Diese Ausstoßtheorie steht im klaren Gegensatz zu den „Galaxie-Kollisionen“, welche die herrschende Lehre überall im Kosmos sieht. Man muss sich allerdings fragen, wie solche Kollisionen in einem, noch dazu angeblich immer schneller, expandierenden Universum möglich sein sollen? Die Big-Bang-Theorie benötigt Kollisionen, da ohne elektrische Kräfte die beobachteten energetischen Phänomene nicht erklärbar sind.

Bildung von Sonnensystemen und Planeten

Wie schon im Teil II dieser Reihe [Otte 2008b] angedeutet wurde, ist das bestehende Modell der Entstehung des Sonnensystems (Gravitationskollaps einer rotierenden Gas- und Staubwolke) nicht funktionsfähig:

- Der Kollaps der Staubwolke ist durch deren Rotation gar nicht möglich,
- das Drehmoment im Sonnensystem ist für die Theorie falsch verteilt,
- die Planeten, so sie sich überhaupt bilden könnten, würden in die Sonne stürzen,
- die Sonne dreht sich nicht schnell genug für das Modell,
- der Äquator der Sonne ist um 7° gegenüber der Ebene der Planeten gedreht, usw.

Der z-Pinch sich verdrillender Birkeland-Ströme ist der Mechanismus zur Bildung einer Sonne im „Elektrischen Universum“. Optisch ähnelt der Effekt einem Stundenglas (Abb. 13). Der Pinch-Effekt saugt umgebende Materie an. Ist die Sonne einmal entstanden, ist die Stromdichte auf ihrer Oberfläche der entscheidende Faktor. Wird der elektrische Stress zu groß, kommt es zur Spaltung. Es entsteht ein Begleitstern oder ein „Gas-Riese“. Das mag die relativ hohe Anzahl von Sonnensystemen und Gas-Giganten auf engen Umlaufbahnen erklären.

„Braune Zwerge“, das sind ‘kühle’ Zwerg-Sonnen, entstehen in diesem Modell durch den gleichen elektrischen Prozess, möglicherweise in größerer Anzahl als die hell scheinenden Sonnen. Eine Fission dieser Sterne ist sehr unwahrscheinlich, ihre Farbe zeigt an, dass auf deren Oberfläche keine große Stromdichte vorliegt. Allerdings fehlt ihnen auch eine Photosphäre und damit der Regelmechanismus für eine stetige Energieabgabe. Daher sind Eruptionen und polare Jets bei „Braunen Zwergen“ keine ungewöhnliche Beobachtung. Im Extremfall können durch diese Jets und Eruptionen neue Satelliten der Zwerg-Sonne entstehen. Auch die Gasgiganten unseres Sonnensystems könnte man unabhängig von der Sonne, isoliert im Weltall und mit ihrer jeweiligen Plasmasphäre im Glow-Mode [vgl. Otte 2008b, 762], als kleine „Braune Zwerge“ betrachten. Denkbar ist, dass die Gas-Giganten unserer Sonne eingefangene

„Braune Zwerge“ sind, die nach dem Einfangen nicht mehr länger eine Anode im galaktischen Entladungsbereich sind, sondern zur Kathode im elektrischen Einflussbereich der Sonne werden und dabei vom Glow-Mode in den Dark-Current-Mode wechseln.

Zusammenfassung

Es sollte deutlich geworden sein, dass das „Elektrische Universum“ stark in den tatsächlichen Beobachtungen des Universums verankert ist, während sich die Big-Bang-Kosmologie nahezu vollständig in einen rein mathematisch-theoretischen Bereich zurückgezogen hat, dessen Ergebnisse in der Realität weder nachvollziehbar noch nachprüfbar sind. Zwei der drei Säulen der Big-Bang-Theorie sind brüchig, und die dritte existiert nicht mehr. Selbst eine Lawine von Büchern und Beiträgen zur Unterstützung der Big-Bang-Theorie kann diese nicht retten; unzählige Wiederholungen bieten eben keine Garantie für Wahrheit, wenn die Beobachtungen eine andere Sprache sprechen. Das einzig verbliebene Mittel ist die Ignoranz gegenüber den Alternativen. Immerhin ist die „Plasma-Kosmologie“ inzwischen offiziell als Forschungsgebiet von der IEEE (*Institute of Electrical and Electronic Engineers*) anerkannt worden.

Natürlich ist auch die Theorie des „Elektrischen Universums“ noch nicht vollständig entwickelt. So ist z.B. die Anbindung der Beobachtungen von Halton ARP und seiner Überlegungen zur Genese von Galaxien an die Theorie des „Elektrischen Universums“ erst ansatzweise gelungen. Das liegt daran, dass Arp seine Überlegungen nicht vor dem „elektrischen“ Hintergrund angestellt hat und diese nun erst in dem neuen Rahmen interpretiert werden müssen. Wie genau der Mechanismus funktioniert, der dafür sorgt, dass nach einer elektrischen Störung eines Sonnensystems wieder schnell Ruhe unter den Planeten einkehrt, ist noch nicht abschließend geklärt. Auch die Frage, ob und welche Zusammenhänge es zwischen elektromagnetischen Kräften und der Gravitationskraft gibt, ist noch als offen zu bezeichnen, obwohl es zu diesen Punkten bereits interessante Überlegungen gibt.

Es kostet sicherlich etwas Überwindung, sich auf diese Erklärungsalternative einzulassen, denn es zeigt sich hier das Bild eines Universums, das ganz anders ist als das Big-Bang-Universum. Wir wissen bisher im „Elektrischen Universum“ nichts über die Entstehung des Universums. Es gab jedenfalls keinen „Urknall“. Das sichtbare Universum ist statisch und viel kleiner als allgemein angenommen wird. Wir haben keine Idee, wie alt oder wie groß das Universum wirklich ist.

Wir kennen bisher nicht die ultimative Quelle der elektrischen Energie oder der Materie, die das Universum bildet. Galaxien werden durch elektrische Kräfte geformt und stoßen periodisch Quasare und Elektronen-Jets aus.

Quasare entwickeln sich über Zwerg-Galaxien zu Groß-Galaxien. Galaxien formen ganze Familien mit identifizierbaren 'Eltern' und 'Kindern'. Es gibt keine „Schwarzen Löcher“, keine Neutronensterne, keine „Dunkle Materie“ und keine „Dunkle Energie“.

Sterne sind elektrische Transformatoren und keine thermonuklearen Gasbälle. Sterne werden durch galaktische Birkeland-Ströme mit Energie versorgt und sind von diesem Energiezufluss abhängig. Wir kennen das Alter der Sterne nicht, weil die thermonukleare Evolutionstheorie für sie nicht gilt. Die energiereichen elektrischen Entladungen in der Photosphäre der Sterne erzeugen die schweren Elemente, welche die Spektren der Sterne zeigen. Sterne 'gebären' elektrisch andere Sterne und Gas-Planeten.

Erdähnliche Planeten und Monde werden ganz ähnlich durch einen „elektrischen Ausstoß“ aus Gasgiganten und den Kernen von Zwerg-Sonnen 'geboren'. Die Oberflächen der Planeten und ihre Atmosphären entstehen bei der Geburt aus größeren Objekten und durch elektrische Begegnungen mit anderen Planeten. Die Planeten nehmen schnell Umlaufbahnen ein, die der geringsten elektrischen Beeinflussung entsprechen. Kollisionen zwischen großen Objekten sind so gut wie ausgeschlossen. Hinweise auf planetare Instabilitäten in der Vergangenheit sind in unübersehbarer Form auf allen festen Körpern des Sonnensystems sichtbar. Es sind Krater, Canyons und Rillen, die durch elektrische Lichtbogeneffekte verursacht wurden.

Anhang

Es gibt weitere Fragen, die in diesem Zusammenhang von Interesse sind und die anglo-amerikanischen Kollegen immer wieder beschäftigt haben. Da ist z.B. das so genannte Dinosaurier-Problem, also die Tatsache, dass viele Dinosaurierarten unter der aktuellen Gravitation nicht an Land existiert haben können, genau dort aber ihre Spuren gefunden wurden.

Die Gravitation an sich ist ein noch ungelöstes Problem, denn niemand kann bis heute sagen, was die Gravitation wirklich ist; die Versuchung ist groß, sie in Abhängigkeit von anderen Kräften zu beschreiben. Immanuel VELIKOVSKY [1946] hat bereits diesen Weg beschritten.

Nicht unerheblich hat auch der so genannte Saturn-Mythos [Talbot 1980; 2008] die Velikovsky-Vertreter in Übersee beschäftigt. Diesen Mythos haben David TALBOTT und EV COCHRANE aus unzähligen Geschichten der Völker aus aller Welt als gemeinsames Thema extrahiert, wobei sich auch hier Ansätze bei Velikovsky [unveröff.] finden lassen. Dabei spielt der Planet Saturn eine besondere Rolle. Ein Studium der Quellen führt zu den folgenden Fragen:

- Warum feierten die ersten Astronomen den Planeten Saturn als den ersten und obersten Gott?

- Warum wurden Kinder dem Saturn geopfert?
- Warum wurde der Saturn als die „erste Sonne“ bezeichnet?
- Warum behaupteten die ersten Astronomen, dass Saturn vom Himmelspol aus regierte? Handelte es sich womöglich um einen großen, stationären Himmelskörper am Himmel?
- Warum enthalten so viele moderne Religionen noch Reste eines Saturnglaubens?
- Ein von einer Katastrophe gefolgt Goldenes Zeitalter ist eine weltweit erzählte Geschichte. Ist es möglicherweise historisch erlebte Geschichte?
- Der Himmlische Drache, die Schlange, die die Welt attackiert, ist ein anderes weltweites Erzählschema. Ist es bloße Phantasie oder könnte sich auch hiermit ein Himmelsphänomen verbinden lassen?
- Die Muttergöttin, die am Himmel erscheint, zugleich schön und erschreckend wirkt, ist das dritte Erzählschema. Warum wurde sie mit der Venus assoziiert?
- Der Kriegsheld, der den Drachen tötet und die schöne Prinzessin entführt, ist das vierte Schema. Warum identifizierten viele Kulturen den Planet Mars mit dieser Figur?

In unserer heutigen Welt machen diese Geschichten und die Assoziationen mit den Planeten als Beherrscher und Gefährder der Menschen wenig Sinn. Wer käme auf die Idee, diesen unbedeutenden Punkten im nächtlichen Sternenhimmel besondere Kräfte zuzuschreiben? Wenn man diese Geschichten jedoch ernst nimmt, dann erzählen sie von einem Goldenen Zeitalter, das durch Harmonie, ewigen Frühling, Überfluss und Frieden gekennzeichnet war. Es scheint auf Erden keine Jahreszeiten gegeben zu haben, der Himmel war dunstig und purpurn gefärbt. Den Himmel bestimmte der Saturn als großer unbeweglicher Körper am Himmel, *als erste Sonne*. Beschrieben wird ein Auge im Saturn oder das große Wagenrad am Himmel und Ähnliches. Während des Goldenen Zeitalters sollen die Planeten in einer Linie gestanden haben. Späterklärte sich der Himmelsdunst auf, es erschien eine neue Lichtquelle am Himmel: unsere aktuelle Sonne. Das Goldene Zeitalter ging in einer Katastrophe zu Ende, als der Himmel außer Kontrolle geriet. Der Drache und die Schlange werden einerseits mit Kometen, andererseits mit der Venus identifiziert und sind die Störer der himmlischen Ordnung. Die weibliche Assoziation der Venus, die den Charakter eines Kometen, also 'lange Haare' hat, würde diese Zuordnung erklären. Der Kriegsheld Mars, der mit dem Drachen kämpft und die Braut entführt, würde für Interaktionen zwischen Mars und Venus sprechen, bis schließlich das Himmelsgefüge zerbricht und einer neuen Ordnung Platz macht. Der Planet Jupiter taucht als Sohn und Nachfolger des Saturn aus dem Nichts auf.

Astronomisch betrachtet entsteht das Bild eines anfänglich zur Gänze in Gas oder Plasma gehüllten separaten Saturn-Systems, in dem die Planeten wie an einer Kette aufgereiht sind, um den Saturn als Zentrum rotieren: auf der einen Seite Jupiter, auf der anderen Seite Venus, Mars und Erde (Abb. 14). Der Saturn als 'Sonne' dieses Systems befindet sich optisch von der Erde aus in der Position des Polarsterns, ist also unbeweglich. Das bedeutet, dass die Erdachse direkt auf Saturn zeigt. Es handelt sich um eine so genannte Polar-Konfiguration. Von der Erde aus gesehen steht der Mars dabei am Himmel vor der Venus, die wiederum nahezu unbeweglich vor dem Saturn steht, der selbst einen großen Teil des Himmels einnimmt. Ob eine solche Konfiguration tatsächlich existieren und optisch so ausgesehen haben kann, wie es die Berichte beschreiben, ist fraglich. Annäherungen von Venus und Mars können im „Elektrischen Universum“ jedenfalls den Schweif der Venus (den Drachen, die Schlange) verursacht haben, ebenso wie Annäherungen des Mars an die Erde EDM-Katastrophen [vgl. Otte 2008a, 482] verursacht haben können. Nachdem die Polarkonfiguration zerbricht, wird der bisher von der Erde aus hinter dem Saturn versteckte Jupiter plötzlich sichtbar. Urzeitliche Petroglyphen deuten, wie schon früher (Teil I [Otte 2008a]) erwähnt, auf historisch optisch sichtbare Plasma-Phänomene hin. Die Orte und der Inhalt der Zeichnungen werden derzeit zusammengestellt, um ein Modell der Plasma-Phänomene zu erstellen, wie sie von den jeweiligen Aufzeichnungsstellen der Erdoberfläche aus sichtbar waren.

Aber wie könnte ein System, wie es im Saturn-Modell beschrieben wird, entstanden sein? Und noch interessanter ist die Frage, wie der Weg zu der Konfiguration des Sonnensystems führt, die wir heute kennen? Es gibt tatsächlich eine These, die versucht, all dieses mit dem „Elektrischen Universum“ zu verbinden. Aufgestellt hat sie Wallace THORNHILL [2008a; b]; der stark spekulative Charakter dieser These ist allerdings unübersehbar.

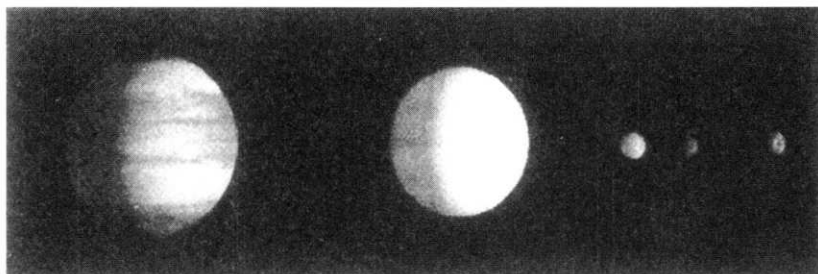


Abb. 14: Das Saturn-System: Jupiter, Saturn, Venus, Mars und Erde
[Talbot 2008, 71]

Ausgangspunkt sind Überlegungen zur Natur der Gravitation. Thornhill versucht, sie elektrisch zu erklären. Schon um 1850 wurden durch Michael FARADAY Experimente zu der Frage durchgeführt, ob nicht die Gravitation eine besondere Form der elektromagnetischen Kräfte sei. Er war nicht erfolgreich, blieb aber der Meinung, dass ein Zusammenhang bestehen müsse. Allerdings lässt sich Gravitation im Gegensatz zu elektromagnetischen Kräften nicht durch Metall abschirmen, und Gravitation scheint nahezu unendlich schnell zu wirken – in Abweichung zur lichtschnellen elektromagnetischen Welle. Die Gravitation wird proportional zur Masse eines Körpers wirksam. Unter der Masse eines Körpers wird einerseits seine *schwere* Masse, andererseits aber auch seine *träge* Masse verstanden. Masse und Materie darf man nicht verwechseln. Kometen müssten, wenn man Masse mit Materie gleichsetzt, nach ihrer Massenbestimmung schwammartig und löcherig aufgebaut sein, Bilder und Proben zeigen jedoch eine Materiestruktur, die der von Planeten ähnelt. Die Masse eines Objektes sagt offenbar nichts über seine materielle Zusammensetzung aus.

Ralph SANBURY [1996] hat eine elektrische Theorie von Magnetismus und Gravitation entwickelt, die in den Augen von Thornhill zumindest konzeptionell auf dem richtigen Weg ist, ohne dass er ihr allerdings in allen Belangen folgt. Einfach formuliert, sind nach dieser Theorie alle subatomaren Partikel – einschließlich des Elektrons – Resonanzsysteme kleinerer, kreisender, weitgehend masseloser, elektrischer Ladungen entgegengesetzter Polarität, die sich zur Gesamtladung des Partikels aufsummieren. In diesem Modell ist die *träge* Masse ein Maß für die Verformbarkeit eines Partikels. Jedes dieser subatomaren Partikel wird auch durch die Präsenz anderer Partikel deformiert und bildet dabei kleine elektrische Dipole aus. Diese können ähnlich Magneten frei rotieren und richten sich aneinander aus; so entsteht in diesem Modell „Gravitation“. Durch Gravitation deformierte neutrale Atome induzieren wiederum ein elektrisches Feld in entgegengesetzter Richtung. Eine variable elektrische Oberflächenladung eines Planeten, die das „Elektrische Universum“ bereitstellt, kann also auch Auswirkungen auf die Gravitation und damit auf die Ruhemasse eines Körpers haben, bzw. diese initial überhaupt erst erzeugen.

Die Masse – und damit die Gravitation – eines Planeten hängt nach Thornhill entscheidend von seiner elektrischen Oberflächenladung ab: ändert sich die Ladung, ändert sich auch seine Masse. Zu einem Ladungstransfer kommt es besonders dann, wenn sich die Plasmasphären von Planeten stark berühren. Wenn ein innerer Planet Ladung an einen äußeren abgibt, dann verliert er Masse, sein Orbit verengt sich. Entsprechend gewinnt der äußere Planet Masse, steigert seine Gravitation und erweitert seinen Orbit (Energieerhaltung). Auch die Tageslänge muss sich ändern, um das Drehmoment zu erhalten. Das Ergebnis ist, dass die Planeten schnell Orbits finden, in denen

sich ihre Plasmasphären nicht oder so gut wie nicht berühren. Dieser Ladungstransfer würde auch den beobachteten Effekt erklären, dass sich durch eine Sonneneruption die Tageslänge auf der Erde kurzfristig ändert, um dann langsam wieder zu ihrem Ursprungswert zurückzukehren. Zur Erhaltung des Drehmomentes bei Änderung der Masse durch den Ladungstransfer von der Sonne wird man diese Änderung der Rotationsgeschwindigkeit erwarten können.

Auch auf kosmischer Ebene kann man veränderliche Massen beobachten, nämlich in ARPS aus Beobachtungen ermittelter Evolution der Quasare. Die Geburt eines Quasars aus galaktischen Kernen heraus hat seine elektrische Erklärung in der Entladung der eingespeicherten elektromagnetischen Energie eines so genannten Plasmafokus (Abb. 10). Der Neutronenstrahl des Plasmafokus zerfällt nach kurzer Zeit in Protonen und Elektronen. Die Protonen verlassen den Plasmafokus, die Elektronen bleiben zunächst hängen, folgen dem Protonenstrahl dann aber mit etwas Verzögerung. Der Quasar nimmt die Elektronen auf, erhält eine größere Ladungspolarisation und damit mehr Masse. Denkbar ist auch eine Aufnahme von Elektronen aus Birkeland-Strömen des Universums. Die Massenzunahme geht einher mit einer Verringerung der Rotverschiebung. Diese wird nicht linear erfolgen können, wenn es sich bei den subatomaren Partikeln um Resonanzsysteme von Ladungen handelt. Die Änderung erfolgt sprunghaft in Übereinstimmung mit der beobachteten diskreten Verteilung der Werte der Rotverschiebung.

Thornhill geht davon aus, dass die Erde und auch andere innere Planeten und Monde des jetzigen Sonnensystems ursprünglich aus dem System einer oder mehrerer Zwergsonnen stammen. Satelliten der Zwergsonnen können durchaus innerhalb der im Glow-Mode befindlichen Plasmasphäre einer Zwergsonne um dieselbe rotieren, ohne Schaden zu nehmen. Die Konsequenz wäre ein purpurfarbener Himmel ohne Jahreszeiten, denn Strahlung fällt gleichmäßig von allen Seiten ein. Die Zwergsonnen wurden nach dieser These mitsamt ihrer Satelliten von der Sonne elektrisch eingefangen. Die elektrische Anziehung der Sonne hat eventuell die Polar-Konfiguration zunächst überhaupt erzeugt, stört in einer späteren Phase die bisherigen Einzelsysteme und bringt im Fall des Saturn die Polar-Konfiguration seiner Satelliten durcheinander. Während des Einfangprozesses durch die Sonne verliert der „Braune Zwerg“ durch die Einpassung in das System der Sonne elektrische Ladung und damit Masse und mutiert zum Gasplaneten. Der oben beschriebene Ladungstransfer-Prozess führt dazu, dass sich der Neuankömmling schnell im System der Sonne einsortiert, dabei aber u.U. seine Satelliten verliert. Einige bleiben beim Neuankömmling, andere werden zu direkten Satelliten der Sonne.

Es kommt in dieser auf dem „Elektrischen Universum“ aufbauenden These fast alles zusammen, was im Saturn-Modell beschrieben wird. Zudem liefert sie mit der durch Ladungstransfer veränderlichen Masse/Gravitation einerseits einen Mechanismus für die schnelle Stabilisierung eines in Unordnung geratenen Sonnensystems und bietet andererseits eine mögliche Erklärung für die Megafauna und -flora vergangener Zeiten (ursprünglich geringere Gravitation). Die in dieser These erfolgte Verknüpfung der elektrodynamischen Kräfte des Plasma-Universums mit einer elektrischen (elektrostatischen) Interpretation von Gravitation und Magnetismus ist auch ohne Verknüpfung mit dem Saturn-Modell sehr interessant, denn sie schafft für Sonnensysteme über den Ladungstransfer einen schnellen, vor allem aber gleitenden Übergang zu Systemen, in denen die Gravitation, so wie wir sie kennen, als vorherrschende Kraft wirkt.

Literatur

- Alfvén, Hannes (1981): *Cosmic Plasma; Astrophysics and Space Science Library* Band 82, Dordrecht
- Arp, Halton C. (1987): *Quasars, Redshifts, and Controversies*; Berkeley
- (1997): *Seeing Red. Redshifts, Cosmology and Academic Science*; Montreal
- (2003): *Catalogue of Discordant Redshift Associations*; Montreal
- astro = <http://www.astro.uni-bonn.de/~deboer/hubble/hubble.html>
- Crothers, Stephen J. (2004): *The Black Hole, the Big Bang, and Modern Physics*;
<http://www.sjcrothers.plasmareources.com/index.html>
- (2008): *The Black Hole Catastrophe and the Collapse of Spacetime*;
<http://www.sjcrothers.plasmareources.com/article-1-1.pdf>
- Goodspeed, Michael (2008): *Is the Universe Electric?* Ebook; Portland
- Hogan, James P. (2004): *Kicking the sacred Cow*; Riverdale
- Hoyle, Fred / Burbidge, Geoffrey / Narlikar, Jayant V. (2000): *A Different Approach to Cosmology*; Cambridge
- kosmos = http://www.der-kosmos.de/unser_universum.htm
- Lerner, Eric J. (1992): *The Big Bang never happened*; New York
- Otte, Andreas (2008a): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil I; in *ZS* 20 (1) 478-497
- (2008b): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil II; in *ZS* 20 (2) 757-777
- Peratt, Anthony (1995): Plasma and the Universe. Large scale Dynamics, Filamentation, and Radiation; in *Plasma Physics and Cosmology*, Dordrecht, 97-107
- Sansbury, Ralph (1996): *The Common Cause of Gravity and Magnetism*;
http://www.mountainman.com.au/news96_f.html
- Scott, Donald E. (2006): *The Electric Sky. A Challenge to the Myths of modern Astronomy*, Portland
- Singh, Simon (2004): *Big Bang. The origin of the Universe*; New York
- Smith, Dave (2008): *LIGO Successfully Finds Nothing!*
http://www.thunderbolts.info/thunderblogs/archives/davesmith_au08/ligo_successf

ully_finds_nothing.htm

Talbott, David (1980): *The Saturn Myth. A reinterpretation of rites and symbols illuminating some of the dark corners of primordial society*; New York

- (2008): Past History of the Planets: The Polar Configuration (past and present research); in *Cosmic Catastrophes – Asteroids, Comets and Planets - Chronology & Catastrophism Review SIS*; Hertfortshire

Talbott, David / Thornhill, Wallace (2005): *Thunderbolts of the Gods*; Portland

- / - (2007): *The Electric Universe*; Portland

Thornhill, Wallace (2008a): Electricity or Gravity: Which Rules the Universe? in *Cosmic Catastrophes – Asteroids, Comets and Planets - Chronology & Catastrophism Review SIS*; Hertfortshire

- (2008b): *Assembling the Solar System*;

<http://www.holoscience.com/news.php?article=7y7d3dn5>

Thunderbolts-Projekt: <http://www.thunderbolts.info/>

Thunderbolts1: <http://www.thunderbolts.info/tpod/2004/arch/041001quasar-galaxy.htm>

Thunderbolts2: <http://www.thunderbolts.info/tpod/2004/arch/041018fingers-god.htm>

Thunderbolts3: <http://www.thunderbolts.info/tpod/2006/arch06/060228dark-matter.htm>

Thunderbolts4: <http://www.thunderbolts.info/tpod/2006/arch06/060602plasma-galaxy.htm>

Thunderbolts5: <http://www.thunderbolts.info/tpod/2005/arch05/050113seeing-circuits.htm>

Thunderbolts6: <http://www.thunderbolts.info/tpod/2005/arch05/050106universe-arp.htm>

Thunderbolts7: <http://www.thunderbolts.info/tpod/2004/arch/040924electric-universe.htm>

Thunderbolts8: <http://www.thunderbolts.info/tpod/2005/arch05/051230status.htm>

Velikovsky, Immanuel (1946): *Cosmos without Gravitation*;

<http://www.varchive.org/ce/cosmos.htm>

Velikovsky, Immanuel (unveröff.): *In the Beginning*;

<http://www.varchive.org/itb/index.htm>

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54a

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Der Geist des Menschen

Knut Bannier

In diesem Aufsatz gehe ich von den überraschenden Angaben aus, die Heinsohn [1996, 22, 85, 112] und Illig [2005, 145 ff., 174, 213] in ihren grundlegenden Studien zur Entwicklung der Menschheitsgeschichte gemacht haben:

- | | | |
|-------|---|---------------|
| -3000 | <i>Homo erectus</i> in Europa
Umkehr des Erdmagnetfeldes, Lössablagerung
Nur Erectusfunde; Sammler und Jäger | Altsteinzeit |
| -2500 | <i>Neandertaler</i>
Neandertaler- und Erectusfunde nebeneinander
Der Neandertaler entsteht zw. 2 'Eiszeiten' (Riss und Würm), Lössablagerung
Anschließend nur Neandertalerfunde; Sammler/Jäger | Altsteinzeit |
| -2000 | <i>Jetztmensch</i>
Jetztmensch- und Neandertalerfunde nebeneinander
Nach dicker, steriler Schicht, Lössablagerung
Anschließend nur Jetztmenschfunde; Sammler- und Jägergemeinschaften | Altsteinzeit |
| -1500 | Jetztmensch: Megalithkulturen
Beginn planetarischer Naturkatastrophen, Mammut stirbt aus. Neolithische Revolution: Viehzucht, Ackerbau und Sesshaftwerden | Jungsteinzeit |
| -1000 | Jetztmensch: Frühe Hochkulturen
Priesterliche (Menschen-)Opfer und Theokratien
Vorwiegend Bronzebearbeitung | Metallzeit |
| -600 | Jetztmensch: Hochkulturen
Letzte planetarische Katastrophe, Götter, Untergang von Troia, Mykene. Vorwiegend Eisenbearbeitung | Metallzeit |

Sollten Heinsohn und Illig mit ihren in erster Auflage schon 1988 (Illig) und 1991 (Heinsohn) erarbeiteten Schlussfolgerungen recht haben, betrat der *Jetztmensch* also erst gegen etwa -2000 als steinzeitlicher Sammler und Jäger die Erde. Heute existieren von ihm – unverstanden und im Prinzip artig auf der Erde verteilt – verschiedene Kategorien: mongolide, europide und negride. Alles nur eine Art, und die Ergebnisse ihres allgemein vergleichsweise als

gewaltig bezeichneten Verstandes waren z. B. auf der Nord- und auf der Südhalbkugel der Erde teilweise recht unterschiedlich. Der Jetztmensch bevölkert nun den gesamten Planeten und ist Heinsohn [1996, 61] zufolge nach wohl erbgutverändernden, desaströsen Katastrophen und ausgestattet u. a. mit einer neuen Schädelform von Neandertaler-Müttern geboren worden, die selbst vielleicht nur einen begrenzten Teil der Erde bewohnten.

Ich frage mich, ob der Geist (darunter verstehe ich Gefühl, Verstand, Wille und Bewusstsein) des Neandertalers, der gar nicht mehr in jener 'unendlichen' Ferne lebte, wo man bisher immer alles Unmögliche möglich werden lassen konnte, ein anderer war als der des Jetztmenschen. Sein Gehirn soll größer (1.500 ccm) als unseres (1.300 ccm) gewesen sein. Was sagt uns das, wenn man bedenkt, dass das Gehirn von Frauen weniger wiegt als das von Männern? War das Neandertaler-Gehirn in dem Sinne primitiv, dass er nicht fähig war, auf ein höheres zivilisatorisches Niveau zu kommen? Sie waren wohl nicht auf dem Stand der heutigen, westlichen Welt, wie bis vor kurzem und heute immer noch viele unserer Art. Aber waren sie vielleicht so intelligent wie Erasmus von Rotterdam, dass sie die Torheit lobten; wussten sie, dass Aufklärung klüger, aber nicht unbedingt glücklicher macht? Wer kann das heute sagen?

Auf alle Fälle zeigt, was archäologisch von ihnen noch greifbar ist, dass sie ähnlich gewesen sein müssen wie wir. *Sie hatten, in den 500 Jahren, die sie auf der Erde verbrachten, Geist:* Sie benutzten wirksame Klebstoffe, hatten Jagd-/Waffen, die sich an Hebelgesetzen orientierten, musizierten, bestatteten achtsam ihre Toten und pflegten behinderte oder kranke Genossen sogar noch über Jahrzehnte, d.h. sie werden gleich uns technische, künstlerische und philosophische Überlegungen angestellt haben, zumindest ähnlich wie z. B. die auch bis vor kurzem noch steinzeitlich lebenden Dayaks, Aborigines, Buschmänner, Indianer.

Der Neandertaler könnte – wieder unter desaströsen Umständen (?) – aus dem Homo erectus entstanden sein [Heinsohn 1996, 123], der nichts als einige Zähne, Schädel- und sonstige Knochenfragmente, Faustkeile und Feuerstellen hinterlassen hat. Heinsohn [1996, 112] gibt dem Erectus 500 Jahre vor dem Neandertaler und noch ungeklärte Jahre für die Entstehung seiner Konsorten vielleicht in Afrika. Wes Geistes war dieser Erectus? Wegen der mageren Funde lassen sich darüber kaum noch begründete Spekulationen anstellen. Sein Gehirn hatte ein Volumen von 1.000 ccm. Zweifellos verbinden uns Strukturen unseres Gehirns mit Säugetieren und auch mit dem Erectus, so dass wir teilweise von uns auf ihn schließen könnten. Aber die moderne Medizin erkennt zwischen unserem vitale Funktionen steuernden Hirnstamm und unserem Neocortex immerhin noch ein Zwischenhirn und basale Funktionsbereiche des Großhirns. Dort wird der Abstand des menschlichen Geistes

zum Tierreich moduliert, der selbst auch durch Disaster moduliert worden sein kann, weshalb über den Geist des Homo erectus m. E. nichts mehr auszusagen ist.

Als Gegenstand der Betrachtung über den Geist des Menschen konzentrieren wir uns also auf den ca. 4.000-jährigen Geist des Jetztmenschen. War er von Beginn an, als er von Neandertaler-Müttern auf die Welt kam, so wie heute? Die fassbare Geschichte der Philosophie und Wissenschaft zeigt, dass er sich zumindest in den Jahren von etwa -600 bis heute nicht wirklich verändert haben kann. Unsere Wissenschaft und Technik baut rückverfolgbar auf den Schultern der Vorgänger auf; Heraklit, Sokrates etc. sind noch immer aktuell, und die jüdischen, christlichen und islamischen Religionen sind eine Fortsetzung des Zoroastrismus aus der Zeit um -600, der die Opferkulte der Katastrophenzeit umarbeitete.

Wie sieht es nun aber *vor* -600 aus? Hesiod (ca. -600) nennt vier Zeitalter: Von einem friedlichen, goldenen Zeitalter ohne Wirtschaftstätigkeit (Paradies) geht es, getrennt durch Katastrophen, zu einem silbernen, dann bronzene und mit immer mehr Streit und Zwietracht unter den Menschen schließlich zu einem ganz sittenlosen, eisernen Zeitalter. In jenem meinte Hesiod zu leben. Andere Philosophen bis zu Platon sehen diesen Kulturverfall später ganz ähnlich.

Beim Goldenen Zeitalter kann es sich eigentlich nur um die erste Phase des Jetztmenschen gehandelt haben, in welcher er wie schon der Neandertaler in der Altsteinzeit als Sammler und Jäger lebte; also in unserer Übersicht in der Zeit zwischen -2000 und -1500. Trotz neuer, hoher Stirn war sein Geist vielleicht doch nicht ganz so entwickelt wie der unsrige. Selbstverständlich waren alle Neurone vorhanden, und sein Gehirn war auf das Ziel der Erhaltung des eigenen Lebens (Egoismus) konditioniert. Und über die beiden, dem heutigen Menschen dafür eigenen Grundhaltungen, Kooperation und Aggression, wird er auch verfügt haben. Den antiken Autoren und auch archäologischen Funden zufolge scheint aber die Natur seinen Lebensunterhalt zunächst relativ gut gewährleistet zu haben, und eine deshalb *weitgehend* ratio- und sorgenfreie, freischwebende, sensible Aufmerksamkeit, die ihn (wie schon seinen Vorgänger) über weite Strecken mit der Natur gefühlsmäßig verbinden konnte, könnte eine kooperative Grundhaltung gefördert haben, d.h. in diesem Fall ihn friedfertiger und für ein 'Sowohl-als-auch' aufgeschlossener gemacht haben. Er konnte sogar mit Tieren sprechen, heißt es – warum dann nicht auch wie manche heute mit Pflanzen und dadurch zu Viehzucht und Ackerbau gekommen sein? Unterstützende Fakten zu diesen eher poetischen Überlegungen findet man, wenn man sich mit der Kultur des Jetztmenschen in der Altsteinzeit auseinandersetzt. Ich möchte hier nur auf die Höhlenmalereien im Südwesten Frankreichs hinweisen.

Gegen -1500 setzen dann die durch verschiedene Himmelskörper ausgelösten, weltweiten Desaster ein, die sich in der Bronzezeit (1000–600) steigern (s. u. Anmerkung), wahrscheinlich aber nicht überall auf der Erde gleich intensiv waren. Unter dem Eindruck dieses himmlischen Horrors scheint unser Geist streitsüchtiger, kriegerischer geworden zu sein, vielleicht primär zunächst voller Sorge um die Zukunft, was in Verbindung mit den Fähigkeiten aus der Altsteinzeit zur 'neolithischen Revolution' führte, die das Überleben sicherte und zu Siedlungen und Städten Anlass gab, welche das gemeinsame Wirtschaften und die gemeinsame Vorsorge weiter vereinfachten.

Die neuronalen Verschaltungen der im Jetztmenschen vorhandenen Neuronen müssen in unserem Gehirn (postnatal, pränatal, letztlich genetisch bedingt) durch den Sorge und Angst auslösenden Druck aus der Umwelt statt wie vorher im eher dorsalen, intuitiven, sensiblen Bereich nun im frontalen, motorischen, planenden und urteilenden Bereich stark zugenommen haben, wo ja auch durch die neue Schädelform neue Möglichkeiten offenstanden. Zusätzlich kann man vermuten, dass die Verbindungen der beiden Großhirnhälften im sog. corpus callosum, bei Frauen sind sie im allgemeinen noch heute *ausgeprägter* als bei Männern, sich unter besonders desaströsen Umständen (postnatal, pränatal, letztlich genetisch bedingt) *vermindert* haben mit der Folge, dass seitdem der Jetztmensch einseitiger und damit konsequenter denkt, wodurch speziell das aggressive 'In-Angriff-nehmen' des Metallzeit-Egoisten so wirkungsvoll werden konnte. In der nachkatastrophischen Zeit haben sich die aufgebauten Regelkreise zwischen präfrontalem Cortex und subcortikalen und basalen Strukturen des Gehirns eher noch gefestigt – durch erdgebundene Faktoren (Stichworte: Eigentümergeellschaft, Missernten, Bevölkerungswachstum, Aufklärung). Ich bin aber der Meinung, dass innerhalb der letzten 2.100 Jahre seit -600 der Geist des Menschen im wesentlichen immer so aggressiv-rational war wie heute mit vielleicht einer leichten Tendenz zu mehr Intelligenz (Verstand), was nicht das gleiche wie Vernunft (Ratio) ist. Bei den eben erwähnten 2.100 Jahren wurden von den effektiv 2.600 Jahren bereits 500 Jahre Illig'sche Zeiteinsparungen abgezogen: 300 Jahre im Mittelalter [Illig 1996] und 200 Jahre im Hellenismus [Illig 1995].

Der Darwinismus bleibt bei solchen Überlegungen in der Abstellkammer, wohin er ja auch gehört, aber dennoch ist 'Kampf' seit Heraklit beim Jetztmenschen der Vater von allem. Denn als im Himmel wieder Friede herrschte, waren die Gene unseres Gehirns modelliert, der präfrontale Cortex ausgebaut, die Synapsen gelegt und Friede auf Erden gleich wie die Götter in weite Ferne gerückt, weil die im goldenen Zeitalter für Frieden auf Erden entstandenen Regelkreise im Gehirn bei den meisten Jetztmenschen nun *vergleichsweise* nur noch schwach arbeiten. Zivilisation und manchmal ein schlechtes Gewissen hat der Homo sapiens sapiens davon.

Schon in der Antike wurden zur Eindämmung der Aggression von den Griechen sportliche Wettkämpfe, die erst nach -600 begannen [Peiser, 10], Aufklärung und Philosophie erfunden; Heinsohn [1997, 134 ff.] hat hier bei seiner eindrücklichen Herleitung der Religion aus dem Menschen-/Opfer auf das Liebesgebot in der jüdischen Religion hingewiesen. Viel genützt hat noch nicht einmal Caesars berühmte Milde. Die Wirkung von Religionen war angesichts z. B. gerechter Kriege und Kanonenweihen gleich Null. Auch Erfolge des friedlichen Wirtschaftswettbewerbs sind beim wünschbaren 'Killerinstinkt' seiner Agenten nur mehr Endorphine fürs Volk. Denn es braucht stärkste Eindrücke bei allen Erdbewohnern, um das Gehirn des Jetztmenschen in eine kooperative, friedlichere, gerechtere, altruistischere, humanere, tolerantere, liebevollere Richtung zu modellieren. Mystische Flötenklänge, Biokost, bewusstes Atmen und bunte Politik gehören nicht dazu. Die Aufklärung über eine astral-katastrophische Vergangenheit in historischer Zeit könnte etwas Einsicht bringen. Vielleicht werden dereinst – noch vor dem Auftauchen eines neuerlichen roten Drachens – medikamentöse Substanzen für alle den großen Ruck gebracht haben?

Überblickt man noch einmal die übrigen 1.400 Jahre der Entwicklung des menschlichen Geistes, also die Zeit vom Neandertaler bis -600, so werden am Anfang durch Einflüsse der Umwelt auf die vorgegebene Anzahl der Neurone in unserem Gehirn also zunächst unsere Gefühlsreaktionen (Emotionen, Stimmungen und Affekte) geprägt worden sein, und erst gegen Ende der Periode wird sich der Intellekt zu jener Größe ausgeformt haben, wie sie uns heute noch eigen ist:

- Die *kognitive* Leistungsfähigkeit des Jetztmenschen baute sich durch feste Verbindungsbahnen zwischen den Neuronen zwischen -2000 und -1000 langsam auf und nahm erst in der Bronzezeit progressiv steigend zu.
- Die seit -600 bis heute wirksamen *religiösen* Empfindungen und Ausdrucksweisen sind in unserem Gehirn zum allergrößten Teil schubweise in 30 Generationen angelegt worden: in der Jungsteinzeit und mit einer zunehmenden intellektuellen Überlagerung in der sog. Bronzezeit [vgl. auch Heinsohn 1997].
- Viele Reaktionen unseres Geistes auf 1. *symbolhafte* Bilder, Handlungen und Abläufe und 2. *sittliche* Herausforderungen wurden von den rund 20 Generationen des Goldenen Zeitalters begründet.
- Die *archetypischen Komplexe* wird uns bereits die negride, europide oder mongolide Neandertaler-Mutter in die Wiege gelegt haben.

Hier eine ergänzende, einfache Übersicht zu obigen Thesen:

Zeit	Menschenart	Geist des Menschen	Periode
3000–2500	H. Erectus in Europa	?	Altsteinzeit
2500–2000	Neandertaler	Sammler, Jäger; <i>Gefühl, Wille, Bewusstsein, emotionaler Intellekt</i> ; Fetischismus	Altsteinzeit
2000–1500	Jetztmensch	Goldenes Zeitalter; Sammler, Jäger; <i>Gefühl, Wille, Bewusstsein, Intellekt</i> ; Totemismus	Altsteinzeit
1500–1000	Jetztmensch	Megalithkulturen; Hirten, Bauern; Siedlungen; <i>Gefühl, Wille, Intellekt, Bewusstsein</i> ; Ahnen-, Opferkulte	Jungsteinzeit
1000– 600	Jetztmensch	Frühe Hochkulturen; Dörfer, Palastanlagen; Handwerk; <i>Gefühl, Intellekt, Wille, Bewusstsein</i> ; Planetengötter, Opfer	Metallzeit, Bronze
ab -600	Jetztmensch	Hochkulturen; Städte, Staatswesen; Wissenschaft, Technik; <i>Intellekt, Wille, Gefühl, Bewusstsein</i> ; Religion, Philosophie	Metallzeit, Eisen

Anmerkung:

„Datiert man die fünf schwersten Katastrophen nach archäologischer Evidenz und nach nicht ägyptisch datierten Ereignissen, dann fallen sie ungefähr in die Jahre 1500, 1450, 1030, 850 und 750 v.u.Z.“ [Heinsohn 1987, 13].

Bis -1030 war Ishtar/Venus für die Himmelserscheinungen verantwortlich, dann flammte bis -850 Nabu/Merkur auf und wurde anschließend von einer schrecklichen Ishtar/Venus als Gattin weiterer Planetengötter abgelöst, bis dieses zum Teil sichelförmige Blendwerk gegen -750 vom nahen Himmel verschwand [ebd., 21 f.].

Es wäre sehr interessant, die heute aktuellen Ansichten von Heinsohn und Illig zu diesen Vorgängen zusammengefasst zu kennen. Illig [1989, 42] berichtet, dass gem. Heinsohn Venus und Mars gegen -590 ein letztes Mal zusammenstießen, und fragt sich, ob Merkur dabei die beiden kämpfenden Schlangen getrennt haben mag (der Sage nach mit einem Stab).

Literatur

- Bauer, Joachim (2004): *Das Gedächtnis des Körpers*; München
- Heinsohn, Gunnar (1987): *Monotheismus und Antisemitismus auf immer unerklärbar?* Bremen · Basel
- (1996): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?*; Gräfelting
 - (1997): *Die Erschaffung der Götter*; Reinbek
- Husemann, Dirk (2005): *Die Neandertaler - Genies der Eiszeit*; Frankfurt a. M.
- Illig, Heribert (1989): Merkur oder Die katastrophische Saat geht auf; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 1 (2) 39-42
- (1995): Rom bis Athen - was bleibt bestehen? in *Zeitensprünge* 7 (3) 269-287
 - (1996): *Das erfundene Mittelalter*; München
 - (2005): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting
- Peiser, Benny (1990): Der Streit um Olympia; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (1) 4-11

Dr. Knut Banner, CH-4303 Kaiseraugst
knutbanner@gmail.com

Die Horizontbögen der Nebra-Scheibe

Martin Kerner †

Bereits in den Pyramidentexten der 1. Dynastie wurde der Bogen als mathematisches Operatorzeichen zur Kennzeichnung von einer bestimmten Menge von Tagen zu einer Woche benutzt. Seine Form und seinen Sinngehalt hat er über die Symbolik der keltischen Münzen bis in die heutige Mengenlehre beibehalten. Als solcher kann er auch nachfolgend zur symbolischen Darstellung des Kalenders betrachtet werden [Clagett].

Auch die beiden Azimutbögen der Sonne werden in Doppelfunktion als Operatoren benutzt, wie nachfolgend erläutert wird.

Die *Azimutbögen* vereinigen die jährliche Anzahl von Sonnenauf- und -untergängen. Aufgrund des Alters der Kalenderscheibe von Nebra kann sie als Vorbild der keltischen Kalendermünzen betrachtet werden, die zurückliegendes astronomisches Wissen dokumentieren.

Die Symbole wurden oftmals ganz bewusst zu Vexierbildern kombiniert, die eine Mehrdeutigkeit bewirken sollen. Demgegenüber stehen die einfachen Kalendermünzen, die mit Punkten und Operatorbogen als so genannte Regenbogenschüsselchen meist den luni-solaren Kalender als Triäteris – Penteteris – Oktaëteris darstellen. Aber auch da gibt es Unterschiede in der Symbolik,

- z. B. wird die Penteteris mit 2 großen und 3 kleinen Punkten symbolisiert, wobei die großen für ein Schaltjahr von 13 und die kleinen für ein Normaljahr von 12 Lunationen stehen.
- 3 Punkte und 2 Punkte durch einen Operatorbogen verbunden, haben die gleiche Symbolik.
- 5 Punkte und 2 Punkte durch einen Operatorbogen verbunden, zeigen 5 Normaljahre und 2 Schaltmonate an.
- Ein großer Bogen mit 3 Punkten, der durch zwei kleinere Bögen unterteilt ist, an dessen Spitzen je ein Punkt sitzt, stellt die Penteteris als ewigen Kalender dar mit den 3 Normaljahren und den jeweils 2 Schaltjahren an den Spitzen der kleinen Bögen.

Der Mondknoten-Zyklus spielte in der frühen nordeuropäischen Astronomie wohl eine bedeutende Rolle, wie aus den Beschreibungen des DIODORUS SICULUS zu folgern ist. Auf der Kalenderscheibe von Nebra werden die Kulminationen des Mondes zu seinen Wenden besonders dargestellt und durch einen Goldbogen hervorgehoben. Die Bedeutung dieses Ereignisses kann jedoch nur eine religiöse gewesen sein, da es DIODORUS mit Reigentänzen und Festlichkeiten verknüpft.

Die Kulminationshöhe des Mondes wechselt im Rhythmus von 18,6 Jahren. Während dieser Zeit nimmt der Mond täglich eine andere Stellung am Himmel ein. Die Kulmination – seine höchste Position – erreicht er täglich im Mittagsmeridian, jedoch nie zur gleichen Tageszeit. Die Mondkulmination ist jeden Tag später, im Mittel 50 Min. (mit starken Schwankungen, z. B. 40 bis 70 Min.). Infolge der unterschiedlichen Umlaufgeschwindigkeit zur Erde ändert der Mond seine relative Lage gegenüber der Sonne täglich um 12° und den Sternen um 13° . Die Kulmination ist somit ein Maß seiner Phasenlage im Zyklus der Mondknotenperiode.

Der Mondhase

Wer dem Vollmond ins silbern leuchtende Antlitz schaut, sieht darin die dunklen Konturen eines Hasen mit zwei langen Ohren. Der Mondhase ist der Botschafter des Mondes zu den Menschen auf der Erde. In der Mythologie der ganzen Welt tritt er als solcher auf. Er symbolisiert die Auferstehung, das ewige Leben und die Ewigkeit. Er ist das Sinnbild des Lebens auf der Erde, aus dem der Osterhase hervorgegangen ist.

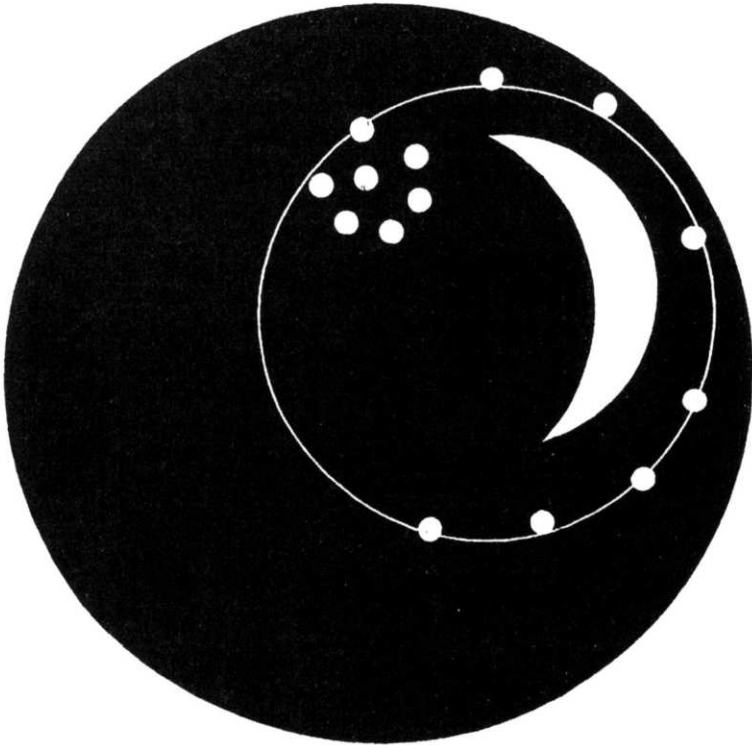
Die Kulmination des Mondes an den Wendepunkten

Am südlichen Rand der Scheibe fallen die Goldpunkte 7 – 20 – (21) – 22 und 8 – 9 – 10 – 11 dadurch auf, dass sie zwei zueinander parallel verlaufende Geraden festlegen. Die Punkte 7 + 22 werden durch den nachträglich aufgesetzten Bogen zusätzlich hervorgehoben, wie es die Abbildungen 71 und 72 [Kerner 2006, 304 f.] zeigen. Ihre polaren Azimute entsprechen sich als Auf- und Untergangsposition des Mondes zu den Wendepunkten innerhalb der Herstellungstoleranzen. Im Vergleich zu den Referenzwerten des Mondes markieren sie die Azimute des Mondauf- und -unterganges zur großen südlichen Mondwende, entsprechend der Abb. 73 [ebd., 312]. Diese Position wird auch dadurch bestätigt, dass die Winkeldifferenzen zwischen den südlichen Enden der beiden goldenen Azimutbögen und den Punkten 7 + 22 je 10° betragen, was den Extremwerten des Mondes gegenüber der scheinbaren Bahnebene der Sonne (Ekliptik) für Mitteleuropa entspricht.

Wird auf der Geraden 7 – 22 eine Mittelsenkrechte 9 – 32 – 2 errichtet, so ist diese um etwa $7^\circ 5'$ gegenüber dem Meridian geneigt und zielt auf den Goldpunkt 32 als Mittelpunkt des Plejadensymbols, wie in Abb. 71 dargestellt. Damit wird die große nördliche Mondwende mit dem Sternbild der Plejaden in Beziehung gesetzt. Mit der Verbindung der Punkte 7 – 32 – 22 wird ein gleichschenkeliges Dreieck konstruiert, dessen Winkel 7 – 22 – 32 und 32 – 7 – 22 je $67^\circ 5'$ entsprechen. $67^\circ 5'$ ist die theoretische Kulmination des Mondes zu seiner nördlichen Wende für die geographische Breite des Fundortes

zur Zeit um -1600. Mit der gleichen geometrischen Konstruktion können die Punkte 7 – 22 – 6 und 23 – 7 – 22 verbunden werden, die damit einen Winkel von je 9° bis 10° aufspannen, der dem theoretischen von $8^\circ 8'$ für die große südliche Mondwende entspricht.

Die Geometrie der Kulmination der kleinen Mondwende baut sich auf der Geraden 8 – 11 auf und dem dazugehörigen Winkel von 11 – 8 – 20 mit 57° für die nördliche und 8 – 11 – 20 sowie 11 – 8 – 22 mit 19° für die südliche Wende, die sich theoretisch mit $57^\circ 1'$ und $19^\circ 1'$ errechnen. Die Mittelsenkrechte auf 8 – 11 verläuft parallel zu 9 – 32 – 2 und schneidet den Meridian 1 – 9. Die Verbindungen dieses Schnittpunktes mit den Punkten 11 + 8 ergeben das gleichschenklige Dreieck der Kulmination der kleinen Mondwende.



Der Mond und die Plejaden als symbolisch-geometrische Darstellung der Plejadenbedeckung durch den Mond zur großen Mondwende in einer halben Periode des Mondknotenumlaufes während 9,3 tropischen Jahren, die durch die 9 Goldpunkte auf dem umgebenden Kreis symbolisiert werden.

Der Mond

Mit dem Zirkel lässt sich ein konzentrischer Kreis um den **Mond** zeichnen, wie es vorstehende Abbildung [Kerner 2006, 275] darstellt, der die Symbolik des Sternbildes der **Plejaden** umfasst und von denen zwei Goldpunkte (26 + 31) auf diesem Kreis liegen, nebst sieben weiteren (3, 4, 5, 6, 7, 20 und 21) gemäß Abb. 63 [ebd., 277], so dass er insgesamt neun Punkte vereinigt. Dies ist die symbolisch-geometrische Darstellung der **großen** und **kleinen Mondwende**: Der Mond bedeckt die Himmelsmarke der Plejaden, nachdem er sich in neun tropischen Jahren von der kleinen zur großen Wende empor geschraubt hat. Dieser Kreis der Mondknoten schneidet das benachbarte Symbol der Plejaden in den Punkten 26 und 31 sowie das der Venus in ihrem Mittelpunkt und markiert damit den Schnittpunkt der beiden Kreise am „Himmel“ aus symbolischer Sicht. Die neun Punkte auf dem Umkreis des Mondes versinnbildlichen einen halben *Mondknoten*umlauf zwischen großer und kleiner Wende.

In nördlichen Breiten, ab 62°, das entspricht etwa den dänischen Färöer-Inseln oder Bergen (N), überschreitet der Mond in seiner nördlichen Wende den Horizont und geht nicht mehr unter, wenn er in der Polarnacht steht. Alle 18,6 Jahre tritt diese Erscheinung auf und dauert in Abhängigkeit des Breitengrades der Beobachtung in dieser geographischen Breite etwa drei Tage. Er ist damit ganznächtlich sichtbar und zieht einen geschlossenen Kreis am Himmel zu seiner Kulmination und wieder zurück zum tiefsten Punkt über dem Horizont. Diese oberläufige Kreisbahn des Mondes könnte der Ursprung der zeremoniellen Rundreigen sein, mit denen dieses Ereignis zu Ehren des Apollo bei den Hyperboreern gefeiert wurde, wie DIODORUS SICULUS berichtet. Die Zeit für die Verehrung des hyperboreischen Apollo, dem im 19-jährigen Rhythmus Sühne- und Reinigungsoffer dargebracht wurden, war die Phase des aufgehenden Mondes. Das Fest dauerte von der Frühlingsgleiche bis zum Aufgang der Plejaden, der etwa 58 Tage später erfolgte [Diodorus Siculus].

Astronomisch betrachtet dauert der Mondknotenzyklus 18,6 Jahre. Dies entspricht 230,0 Lunationen, so dass der Wendepunkt immer in der gleichen Beleuchtungsphase durchlaufen wird. Die Dauer des oberläufig durch die Polarnacht kreisenden Mondes ist von der geographischen Breite des Beobachterstandpunktes abhängig. Er muss insbesondere in seiner Vollmondphase eine ungeheuer beeindruckende und glanzvolle Erscheinung sein.

Bibliographie

- Clagett, Marshall (1995): *Ancient Egyptian Science; Vol. II: Calendars, clocks, and astronomy*; Philadelphia
- Kerner, Martin (2009): *Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra*; Gräfelting (2006)

Zu Heinsohns Sumerer-Buch

Otto Ernst

Wie ich in meinem Glückwunsch-Beitrag [2008] geschrieben habe, betrachte ich Heinsohns Sumerer-Buch [2007] grundsätzlich als einen epochemachenden Beitrag für eine Revision der Geschichte des Altertums. Trotzdem will ich im Folgenden einige kritische Äußerungen vorbringen:

Womit ich mich absolut nicht abfinden kann, ist der Umstand, dass Heinsohn die Geschichte der Früh-Chaldäer, also der sog. Sumerer, erst im -11. Jh. einsetzen lässt, was im Gegensatz zu den eigenen Überlieferungen dieses Volkes steht. So spielt in vielen ihrer Traditionen die Sintflut eine überragende Rolle, wie auch von den Perioden vor und nach ihr gesprochen wird. Weltweit sind Sintflut-Sagen überliefert; es muss also wirklich eine oder sogar mehrere weltweite Überflutungs-Katastrophen gegeben haben. Physikalisch-astronomisch kann ich mir diese nur so vorstellen, dass ein ziemlich großer Himmelskörper sich der Erde näherte, deren Wassermassen anzog, wie dies heute noch der Mond tut, und dass dieser Wasserberg dann entsprechend der Drehung der Erde auch um diese wanderte, wobei wohl sämtliche vorhandenen Kulturen und auch der größte Teil der Menschheit ausgerottet wurden.

Wenn derartiges sich bei den Sumerer-Chaldäer ereignete, muss es eine ähnliche Katastrophe auch in Ägypten gegeben haben. Nun wird dort – vor allem nach den Ergebnissen der Archäologie – die Geschichte immer mehr in die Vorzeit verlagert, wie es insbesondere die Ausgrabungen von Dreyer in Abydos ergeben haben. Dort fand er Lehmziegel-Mauern von frühen Herrschern, von einer sog. Nullten Dynastie, die eine derartige Sintflut wohl kaum überlebt hätten. Auch von der Sphinx wird inzwischen angenommen, dass sie deutlich früher als unter Chefreden entstanden ist, und sein sog. Taltempel weist ja auch hinter der Granit-Fassade noch einen Vorgängerbau mit deutlichen Verwitterungs-Spuren auf. Wenn es also in Ägypten schon Jahrtausende vor der Zeitenwende eine Hochkultur gab, dürfte dies auch für Mesopotamien zutreffen haben.

Auch die ausgegrabenen Städte der sog. Sumerer bezeugen eine lange Besiedlungsphase. So steht im *Kleinen Handbuch der Archäologie* [Gorys, 468], dass

„die Königsgrüfte der dritten Dynastie von Ur in 8 m Tiefe unter tempelartigen Wohnbauten liegen; die Grüfte von Ur I müssen dann noch erheblich tiefer gelegen haben. Einen Vorläuferbau fand Woolley auch unter der erhaltenen Ziggurat, und er fand in großer Tiefe sogar noch Spuren

einer gewaltigen Überschwemmung, die er voreilig als die Spuren der Sintflut deutete. Ur muß also sehr alt, d.h. sehr lange besiedelt gewesen sein. Und noch mehr gilt dies für Uruk-Warka, der Heimatstadt des mythologischen Gilgamesch.“

Es spricht also viel dafür, dass die Überlieferungen der alten Sumerer über ihre lange Geschichte nicht erfunden sind, dass diese also weit vor dem -11. Jh. begann.

Eine Datierung bzw. Einordnung, mit der ich ebenfalls auf keinen Fall übereinstimmen kann, ist die Deutung der sog. Königsgräber von Ur als Gefolgschaftsgräber von *Skythen*-Herrschern. Allerdings drückt sich hier Heinsohn [42; Hvhg. O.E.] nicht eindeutig aus, wenn er schreibt:

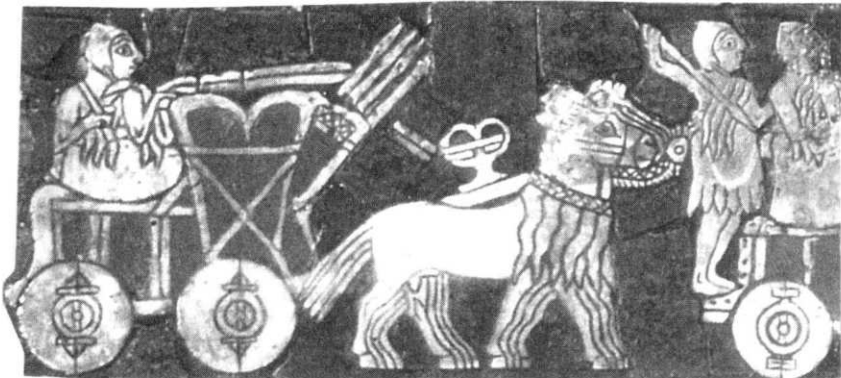
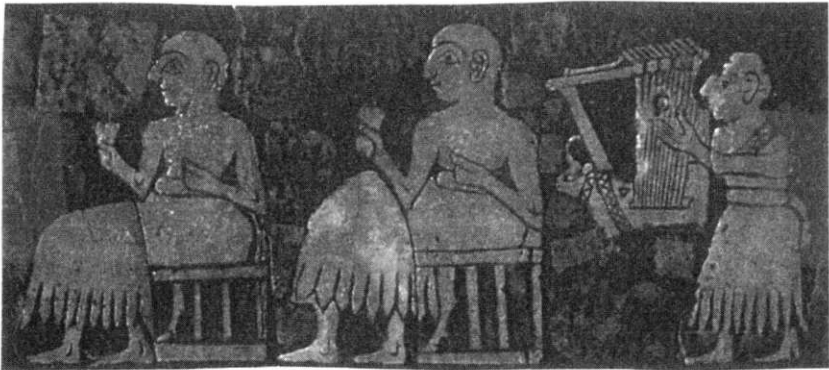
„Selbst die für Skythen so typischen Gefolgschaftsbegräbnisse sind als die so genannten Königsgräber von *Ur III* von Leonard Woolley ausgegraben worden (Royal tombs). Niemals vorher und niemals nachher gab es so massive Tier- und Menschenopferbegräbnisse in Mesopotamien“.

An dieser Formulierung ist auf jeden Fall etwas falsch: Die berühmten Königsgräber gehören nämlich in die *Ur I-Zeit* und nicht zu Ur III, wie auch Woolley eindeutig schreibt. Er hatte, wie er z.B. in *Ur in Chaldäa* ausführlich schreibt, *mehrere* Königs- oder Prominenten-Friedhöfe gefunden, von denen er einen (den größten mit 16 Grüften) Ur I zuordnete, einen anderen (bedeutend kleineren mit wenigen Grüften) Ur III.

Dass die berühmten Königsgräber *nicht zu Ur III* und damit (laut Heinsohn) nicht in die sog. neubabylonische Epoche gehören, ist in fast allen Büchern über das alte Mesopotamien zu finden, u.a. auch im archäologisch recht brauchbaren Blauen Führer *Mittlerer Osten* [Boulanger, 716].

Gegen Heinsohns Gleichsetzung spricht auch noch anderes: Zunächst würde man Gräber von skythischen Fürsten eher *im Norden* Mesopotamiens erwarten, also im Gebiet des eigentlichen Assyrer-Reiches, das von ihnen bekämpft und ausgeplündert wurde, aber kaum im Süden, der ja zum babylonischen Einfluss- oder Herrschaftsbereich gehörte. Es kann zwar nicht ausgeschlossen werden, dass einige Skythen-Fürsten auch nach Südmesopotamien gezogen und dort gestorben sind, aber gleich 16, wie die Zahl der von Woolley entdeckten Gräber betrug?

Einem kriegerischen Skythen-Fürsten hätten wohl vor allem *‘Mitsreiter’* ins Grab folgen müssen, nicht aber reihenweise junge Frauen. Auch dieses spricht für *ortsansässige* Herrscher, zu deren selbstverständlichem Besitz auch ein großer Harem gehörte. Das einzig unberaubt aufgefundene Grab gehörte sogar einer Frau, der 23 Dienerinnen folgten, und es war angelegt auf dem Grab ihres Gemahls, was ich bei den Skythen auch für ungewöhnlich halte.



Mosaikstandarte aus dem Königsfriedhof in Ur: Zottenröcke und Kriegswagen mit Scheibenrädern [Hrouda, 334 ff.]

Auch die sonstigen Funde sprechen dagegen. Diesbezüglich ist vor allem die berühmte Standarte anzuführen: Einmal ist die Kleidung der darauf dargestellten Menschen noch sehr primitiv, besteht sie doch aus sog. Zotten-Röcke. Vor allem sind die *Wagen* anzuführen, die noch Scheibenräder besitzen und von Ochsen gezogen werden, was auch auf die Streitwagen zutrifft, was im -7. Jh. zumindest bei Streitwagen anachronistisch gewesen sein dürfte. Dann wurden in fast allen Gräbern Musikinstrumente, vor allem Harfen, gefunden. Es ist kaum anzunehmen, dass Skythen-Fürsten so zivilisiert waren, dass sie derartiges für ihre Gräber forderten.

Inzwischen sind auch in Ägypten, vor allem in Abydos, Gefolgschaftsgräber gefunden worden, die in die Frühzeit gehören; man braucht für Mesopotamien dafür nicht ein fremdes Volk aus einer deutlich späteren Zeit heranzuziehen. Auch die angeführten Zahn-Befunde [Illig, 778] weisen nicht zwingend auf die Skythen hin, sondern lassen sich auch durch eine frühzeitliche Dynastie erklären, also durch Herrscher, zu deren Lebzeiten die Landwirtschaft noch nicht besonders weit entwickelt war.

Vor allem sind aber in meinen Augen bei einer Skythen-Herrschaftsdauer von lediglich 28 Jahren 16 Gräbern viel zu viel. Weiterhin würde Heinsohns Skythen-Deutung aufgrund des Zahnbefundes bedeuten, dass diese irgendwo weiterhin als Nomaden gelebt und sich trotzdem dann in einer Stadt wie Ur hätten begraben lassen müssten. Auch nach allen sonstigen Erkenntnissen ist die Herrschaft über Südmesopotamien bald wieder auf Babylon übergegangen.

Literatur

- Boulanger, Robert (1966): *Mittlerer Osten: Libanon, Syrien, Jordanien, Irak, Iran*; Hachette, Paris
- Ernst, Otto (2008): Glückwunschadresse an Gunnar Heinsohn; in *ZS* 20 (3) 528 f.
- Gorys, Erhard (1989): *Handbuch der Archäologie*; Augsburg
- Heinsohn, Gunnar (*2007): *Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in der 'Zivilisationswiege' Südmesopotamien*; Gräfelfing (1988)
- Hrouda, Barthel (Hg., 1991): *Der alte Orient. Geschichte und Kultur des alten Vorderasien*; Gütersloh
- Illig, Heribert (2008): Weimar. Abseits der Klassik. Tagungsbericht zur Jahrestreffen am 3./4. Oktober; in *ZS* 20 (3)
- Woolley, Charles Leonard (1956): *Ur in Chaldäa. Zwölf Jahre Ausgrabungen in Abrahams Heimat*; Wiesbaden

Dr. Otto Ernst, 51373 Leverkusen, Georg-von-Vollmar-Str. 23

Menschenopfer in Ur: Stratigraphie und Alter

Gunnar Heinsohn

I. Zweifel an zwei Jahrtausenden

Die Ur-Gräber mit ihren Menschenopfern, die Leonard Woolley [1934; 1955] in die so genannte Frühdynastik III-Periode und damit gegen das Jahr -2500 datiert hat, ordne ich skythischen Fürsten Vorderasiens zu [zuletzt Heinsohn 2008]. Damit soll einmal mehr der Vater der Geschichtsschreibung in sein Recht gesetzt werden:

„Die Skythen nahmen ganz Asien in Besitz. / Achtundzwanzig Jahre waren die Skythen die Herren Asiens“ [Herodot, *Historien* I: 104/106].

Damit gelangen die Gefolgschaftsbegräbnisse aus Ur, mit denen allein skythische Gräber eine größere Zahl von Gemeinsamkeiten aufweisen [dazu auch Ginenthal 2003; 2007] zwangsläufig in das -7. Jh. konventioneller Datierung.

Eine Kürzung der in der modernen Altorientalistik geglaubten Chronologie um knapp zwei Jahrtausende wirkt auf den ersten Blick unheimlich, ja abwegig, weshalb Otto Ernst in diesem Heft (S. 43) verständlicherweise Zweifel anmeldet:

„Womit ich mich absolut nicht abfinden kann, ist der Umstand, dass Heinsohn die Geschichte der Früh-Chaldäer, also der sog. Sumerer, erst im -11. Jh. einsetzen lässt, was im Gegensatz zu den eigenen Überlieferungen dieses Volkes steht. So spielt in vielen ihrer Traditionen die Sintflut eine überragende Rolle, wie auch von den Perioden vor und nach ihr gesprochen wird.“

II. Für wie viel Zeit reicht die Stratigraphie von Ur?

Bekanntlich hat Leonard Woolley den Friedhof mit über 1.830 Privatgräbern sowie 16 Menschenopfergräbern komplett in die Gemdet Nasr-Zeit von konventionell -3000 bis -2800 datieren wollen. Mittlerweile aber

„herrscht große Einigkeit darüber, dass der Königsfriedhof (die Privat- und die Königsgräber) über einen Zeitraum von der ED [Frühdynastik; GH] IIIa-Zeit bis *zumindest* zum Beginn der Ur III-Zeit belegt wurde. Probleme indes bereitet nach wie vor die innere Chronologie der Anlage“ [Hockmann 2007, 5; Kursive GH].

Es stimmt schon, wie Ernst einwendet, dass Woolley selbst die Gräber noch als Ur „I“ eingeordnet hat. Stratigraphische Eindeutigkeit aber hatte er dafür nicht. Eine aktuellere Keramikseriation, die an anderen Ausgrabungsstätten geeicht wurde, verankert die mit den Opfergräbern gleichzeitigen Privatgrä-

Stratigraphie von Ur [Woolley 1934; Watson 2009] **mit Nippur zum Vergleich**
 [Gibson et al. 2001] (GH = Gunnar Heinsohn)

Daten + Perioden Konventionell	Nippur- Schichten	Ur- Schichten
-300/ Hellenismus	2-3	Nebukadnezar-Mauer schneidet in Opfergräber SIS 2-1 (GH: Achämeniden-Herrschaft)
-2000/ Alt-Babylonien		
-2100/ Ur „III“		Königs-Mausoleen (Ur-Nammu) (GH: Chaldäer der Mederzeit ab -6. Jh.)
-2300/ Akkad	V [McMahon 2005]	Nur Gräber (Ur „II“) (GH: Prämedische Ninosassyrer im -7. Jh.)
-2600/ Frühdynastik III	VII > VI-V	SIS* 2-1 (Menschenopfergräber/Ur ,I‘)
-2700/ Frühdynastik II	VIII	SIS 3
-2800/ Frühdynastik I	XI-IX	SIS 8-4
-3000/ Gemdet Nasr	XIV>XIII>XII	„Flut-Schicht“ (-3. Jtsd.)
-3250/ Spät Uruk	XV XVI	
-3500/ Früh Uruk	XVIII > XVII XIX XX	
-4500/ Ubaid		

* SIS = „Seal Impression Strata“, also eine ikonographische Stratigraphie der Siegel-Evolution, die aus einer Verfüllschicht im Friedhof gewonnen und von 8 bis 1 nummeriert wurde.

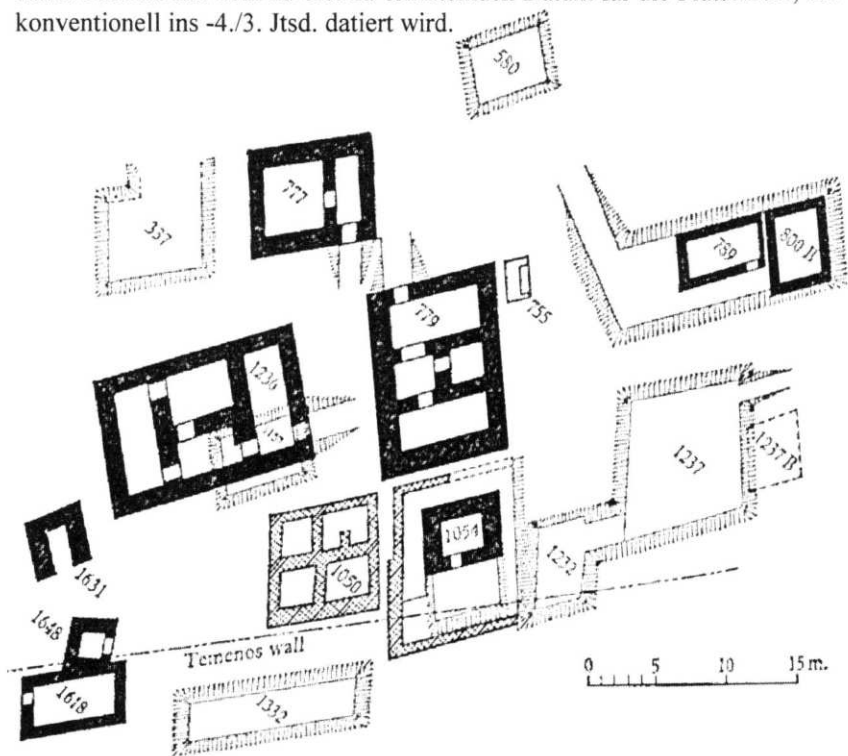
ber in der Periode Frühdynastik IIIa > Akkad > Ur „III“, konventionell und
 vage also in die Zeit zwischen -2600 und -2000 [Pollock 1985, 135 ff.].

Blickt man auf die Stratigraphie von Ur, die hier so unklar genommen
 werden muss, wie sie präsentiert wird, dann gibt es – einschließlich der
 berühmten Flutschicht – bis zum Hellenismus von -300 ungefähr zwölf
 Schichten. Das „ungefähr“ kann hier nicht vermieden werden, weil für die so

genannte Ur „II“-Zeit sowie für die altakkadische Periode nur relativ unspezifische Grabfunde herangezogen werden. Eine Ur „II“-Zeit gibt es also weder in den überlieferten Königslisten noch in irgendwelchen Bauten.

Die acht Schichten zwischen Ur's „Flutschicht“ und den Ur „II“-Gräbern wiederum sind aus einer Verfüllung im Menschenopferfriedhof in der Weise gewonnen worden, dass die Bilder auf im Schutt gefundenen Siegeln in eine evolutionäre Abfolge mit acht Gruppen gebracht worden sind (zur kaum noch überschaubaren Vielfalt konkurrierender Datierungen und auch abweichender Gruppeneinteilungen dieses Materials vgl. Hockmann 2007, 5 ff.).

Hier kann nur mit der Schichtenzählung aus der Literatur gearbeitet werden. Da Nippur im stratigraphischen Abschnitt von Gemdet Nasr bis Frühdynastik III neun Schichten aufweist, für den man auch Ur – einschließlich der Flutschicht – neun Schichten zugewiesen hat, mag man von der korrekten Abfolge nicht allzu weit entfernt sein. Ur bietet dann folgendes stratigraphisches Schema mit dem zu erst zu ermittelnden Datum für die Flutschicht, die konventionell ins -4./3. Jtsd. datiert wird.



Menschenopfer-Gräber in Ur (konvent. -2500) mit der sie durchschneidenden Mauer Nebukadnezars („Temenos wall“, konv. -6. Jh. [CAH 1/2, 284, Abb. 12]).

Schichtenschema für Ur

- 300 Hellenismus
Elf Schichten ab Frühdynastik I
- ??? Flutschicht (konventionell -4./3. Jtsd.)

Die Zeit, in der sich eine Schicht gebildet hat, kann nicht fix datiert werden. Oft werden Zeiträume zwischen 15 und 45 Jahren angegeben, in Ur für die sechs Siegelschichten SIS 8, 7, 6, 5, 4 und 3 runde 200 Jahre (2800–2600), also ca. 33 Jahre pro Schicht. Mit elf Schichten landet man bei ca. 370 Jahren. Vermuten wir – durchaus ins noch unerforschte Blaue hinein – für die Akkad-Zeit, die Ur „III“-Zeit und die Nebukadnezarzeit mit ihrer mächtigen Mauer jeweils nicht nur eine, sondern – sagen wir – zwei Schichten, dann gelangt man von 11 zu 14 Schichten und hat statt 370 dann 470, unsererthalben auch runde 500 Jahre Besiedlung von der Frühdynastik I bis zum Hellenismus. Vom stratigraphischen Befund her führt also kein seriöser Weg weiter zurück als bis ins frühe -1. Jtsd. für die Flutschicht und die anschließende Blüte der Chaldäer, die sich selbst als Menschen von Kalam bezeichnen und in der modernen Altorientalistik zu „Sumerern“ umgedichtet werden.

III. „Sumerisch“/chaldäische Amazonen-Kriegerinnen in Ur?

Da Ernst den Weimarer Skythenvortrag [Heinsohn 2008] nicht verfolgen konnte, der viele für ihn ungereimte Details ansprach, soll zum Schluss dieser Replik wenigstens ein Befund rekapituliert werden, der einen so nachdenklich stimmen könnte wie den berühmten Ausgräber selbst, der an etwas „Sumerisches“ bzw. Chaldäisches bei den Gefolgschaftsbegräbnissen nicht recht glauben mochte [Woolley 1963, 78]:

„In der sumerischen Literatur gab es nicht den Hauch eines Hinweises auf Menschenopfer als Bestandteil königlicher Bestattungen. Eine solche Praxis war der gesamten bekannten sumerischen Tradition absolut fremd“.

Es geht um das Grab einer Kriegerin in Ur, in dem auch geopfert Männer lagen [dazu bereits Ginenthal 2007]:

“Ein Grab, das mit der Nummer 1054, machte Woolley ratlos. [...] In der Steinkammer fand sich eine ganze Ansammlung an Waffen, darunter der Dolch an der Seite der bestatteten Hauptperson. Aber die Sache hatte einen Haken. Woolley ermittelte, dass es sich um eine Frau handelte. [...] An ihrem Skelett fanden sich ein Haarband, zwei goldene Kränze und eine Gewandnadel – alles typisch für eine Frau von hohem Rang. [...] Ein goldener Kopfschmuck sowie der Dolch mit Wetzstein an ihrer Seite aber war typisch für sumerische Männer. [...] Bei den geopfert Männern hingegen fehlten Ringe, Waffen oder sonstige Elitemerkmale, weshalb sie wie Diener anmuteten“ [Lawler 2005, 868 f.].

Ein Amazonenbegräbnis mit geopferter männlicher Begleitung mitten in „Sumer“ machte die Blutopfergräber noch mysteriöser. So etwas war in der übrigen weltweiten Archäologiegeschichte nämlich nur von Skythen bekannt:

„In diesem (Grab) lagen zwei Skelette; die Hauptbestattung hatte der Frau gegolten, aber ihr zu Füßen lag der Körper eines jungen Mannes von etwa achtzehn Jahren. Das Grab war relativ reich ausgestattet. Neben ihr lag ein Bronzespiegel. [...] Links von ihrem Kopf lagen zwei eiserne Speerspitzen und ein glatter rechteckiger Wetzstein. [...] Es war das Grab einer Kriegerin, deren junger männlicher Diener getötet worden war, um sie auf ihrer Todesreise zu begleiten“ [Webster Wilde 2000, 47 f.].

Literatur

- CAH1/2 (1970 ff.), *Cambridge Ancient History*, vol. 1, part 2, 3rd ed., Cambridge
- Ernst, O. (2009), Zu Heinsohns Sumerer-Buch, in *ZS* 21 (1) 42-45
- Gibson, M., Hansen, D.P., Zettler, R.L. (2001), Nippur B. Archäologisch, in *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie: Neunter Band*, Berlin u.a.
- Ginenthal, C. (2003), *Pillars of the Past*, New York
- (2007), Arguments of Straw: Dwardu Cardona and Pillars of the Past, in *The Velikovskyan*, Vol. VII, No. 1, 2006; Supplement 2007
- Heinsohn, G. (2007), *Die Sumerer gab es nicht* (1988), Gräfelting
- (2008), *Vergleich der Königsgräber von Ur und der Kurgangräber der Skythen*, Vortrag beim Jahrestreffen der ZEITENSPRUNGE, Weimar, 3. Oktober 2008
- Hockmann, D. (2007), *Der Königsfriedhof von Ur und der so genannte Gemdet Nasr-Friedhof*, München · Ravensburg
- Lawler, A. (2005), Ur's Xena: A Warrior Princess of Sumeria, in *Science*, 5. August, 868 f.
- Lloyd, S. (1978), *The Archaeology of Mesopotamia*, London
- McCown, D. E., Haines, R.C. (1967), *Nippur, I*, Chicago
- McMahon, A., Gibson, M., Biggs, R.D., Reese, D., Vandiver, P. (2005), *Nippur V the Area WF Sounding: The Early Dynastic to Akkadian Transition*, Chicago
- Pollock, S. (1985), Chronology of the Royal Cemetery of Ur, in *Iraq*, Bd. 47, 129-158
- (2007), The Royal Cemetery of Ur: Ritual, Tradition, and the Creation of Subjects, in Heinz, M., Feldman, M., Hg., *Representation of Political Power in Times of Change and Dissolving Order*, Winona Lake, 89-110
- Watson, S. (2009), *A Cultural History of Sumer*,
<http://stevewatson.info/writings/Sumer/index.htm>
- Webster Wilde, L. (2000), *On the Trail of the Women Warriors*, New York
- Woolley, C.L. (1934), *The Royal Cemetery: Ur Excavations 2*, London · Philadelphia
- (1955), *The Early Periods: Ur Excavations 4*, London · Philadelphia
- (1963), *The Excavations at Ur: A Record of Twelve Years' Work*, New York

Anschrift des Autors s. Impressum

Jan Assmanns „kulturelles Gedächtnis“ im Forschungskontext

Eine Rezension von Franz Siepe
samt einer Betrachtung von Heribert Illig

Zum Forschungsstand (fs)

Erl, Astrid (2005): *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, J.B. Metzler, Stuttgart, 207 S.

Heribert Illig [2008, 622] zitierte jüngst den Archäologen Klaus Schmidt, der in Göbekli Tepe den „ältesten Tempel der Welt“ identifiziert zu haben meinte und angesichts der eigentlich unüberbrückbaren „mindestens vier Jahrtausende zwischen dem Verschütten von Göbekli Tepe und dem Aufkommen des Megalithikums“ auf die Theorie des Ägyptologen Jan Assmann zurückgreift und diesbezüglich postuliert:

„An zentraler Stelle steht das kulturelle Gedächtnis, das Überlieferungen trotz vielfacher gesellschaftlicher Umbrüche nahezu unverändert über Jahrtausende hinweg zu bewahren vermag. Für religiöse Traditionen stellt das kulturelle Gedächtnis den Schlüssel zum Verständnis ihrer Dauerhaftigkeit dar. Das kommunikative Gedächtnis unterliegt dagegen biologischen Zwängen und verbindet in der Regel nicht mehr als drei Generationen – das Kind, die Eltern und die Großeltern.“

Illig fragte dann weiter, ob Assmanns „Gedanken zum kulturellen Gedächtnis auch deshalb niedergeschrieben worden sind, um mit den durch C14 aufgerissenen Riesenabständen zurechtzukommen“. Es ging dem Herausgeber der *Zeitensprünge* an dieser Stelle ganz offensichtlich um das Problem der forschungshistorischen Einbettung von Assmanns Thesen. Auf diese Frage gibt das hier zu besprechende Buch von Astrid Erl, Mitarbeiterin am Sonderforschungsbereich *Erinnerungskulturen* an der Universität Gießen, Auskunft.

Zu sagen ist allerdings, dass die Autorin in diesem Buch, das eigentlich als ein in den Problemkreis einführender Überblick gedacht ist, sich durchwegs einer fachdiskurspezifischen Diktion bedient, so dass der mit der Materie nicht so vertraute Leser mitunter an die Grenzen seiner Rezeptionsfähigkeit gelangt. Folgendermaßen stellt Astrid Erl das Programm des Gießener SFB 434 *Erinnerungskulturen* vor:

„Dem zunächst recht statisch und überhistorisch angelegten Assmann'schen Modell des kulturellen Gedächtnisses wird [...] ein Konzept

gegenübergestellt, das Dynamik, Kreativität, Prozesshaftigkeit und vor allem die **Pluralität der kulturellen Erinnerung** in den Vordergrund rückt. Dieses Bestreben drückt sich erstens in der Privilegierung des Erinnerungs-Begriffs vor dem (oftmals mit Speichermetaphern assoziierten) Gedächtnis-Begriff aus. Zweitens zeigt die Verwendung des Plurals – Erinnerungskulturen – die Vielfalt und die historisch-kulturelle Variabilität von Erinnerungspraktiken und -konzepten an“ [Erl, 34; Hervorhebungen und Kursivierungen hier und später im Original].

Erläuternd und ergänzend heißt es dann auf der Homepage des SFB 434 an der Justus-Liebig-Universität Gießen:

„Das Konzept der Erinnerungskulturen unterstreicht die Vielfalt eines durch Konkurrenzen geprägten Erinnerungsgeschehens. Es versteht die Dynamik des Erinnerungsgeschehens als Resultat der Pluralität von gleichzeitigen Erinnerungsfeldern, die um gesellschaftliche Deutungshoheit konkurrieren. Entscheidend sind in diesem Zusammenhang nicht nur kulturelle Machtverhältnisse, die selbst wiederum durch Erinnerung stabilisiert werden, sondern auch kommunikationsgeschichtliche Ausgangslagen. Jedem kulturellen Erinnerungsprozess ist eine historisch bedingte Medienselektion vorgängig, die weit reichende Konsequenzen für Möglichkeiten und Grenzen des Erinnerens mit sich bringt.“

Zur Veranschaulichung bringt Erl [36] eine Graphik, die zumindest einen Eindruck von der Komplexität der Erforschung des „kollektiven Gedächtnisses“ vermittelt:

Gesellschaft	Zeitbewusstsein
Erinnerungshoheit	Erinnerungsgattungen
Erinnerung vs. Gedächtnis	Erinnerung vs. Erfahrung
Typen der Erinnerungsarbeit	Rezeptionsgeschichte vs. Objektivationen
Erinnerungsinteressen	Erinnerungstechniken
Wissensordnung	Herausforderungslage

Matrix des Forschungsprogramms des SFB »Erinnerungskulturen« (In: *Erstantrag*, 1996)

Was nun die Theorie Aleida und Jan Assmanns angeht (ErlI referiert die Gedankengebäude der beiden in einem zusammenfassenden Kapitel), so wurde der Begriff „kulturelles Gedächtnis“ von diesem Wissenschaftlerpaar Ende der 80er Jahre geprägt. Er sollte es ermöglichen,

- kulturelle Erinnerung,
- kollektive Identitätsbildung und
- politische Legitimierung

in einem theoretischen Rahmen zu fassen, der interdisziplinäre Anschlussfähigkeit gewährleistet und Fächer wie Geschichtswissenschaft, Altertumswissenschaft, Religionswissenschaft, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft und Soziologie in produktive Verbindung setzt.

Im Unterschied zum lange Zeiträume umfassenden kulturellen Gedächtnis enthält das kommunikative Gedächtnis, das in der Alltagsinteraktion der Zeitgenossen entsteht, Erfahrungsdaten aus einem Zeitraum, der nicht länger als ca. 80 bis 100 Jahre währt. Das kommunikative Gedächtnis ist Gegenstand der *Oral History*.

Demgegenüber handelt es sich beim kulturellen Gedächtnis Assmann'scher Prägung um

„eine an feste Objektivierungen gebundene, hochgradig gestiftete und zereemonialisierte., v. a. in der kulturellen Zeitdimension des Festes vergewärtigte Erinnerung. Das kulturelle Gedächtnis transportiert einen festen Bestand an Inhalten und Sinnstiftungen, zu deren Konstituierung und Interpretation Spezialisten ausgebildet werden (z. B. Priester, Schamanen oder Archivare). Sein Gegenstand sind mythische, als die Gemeinschaft fundierend interpretierte Ereignisse einer fernen Vergangenheit (wie etwa der Auszug aus Ägypten oder der Kampf um Troja). Zwischen der im Rahmen des kommunikativen und der im Rahmen des kulturellen Gedächtnisses erinnerten Zeit klafft also eine Lücke, ein mitwanderndes *floating gap*.“ [ErlI, 28]

Interessant im Kontext der Theorie des kulturellen Gedächtnisses sind für die Leser dieser Zeitschrift womöglich Bemerkungen des Ägyptologen Jan Assmann (= A.) wie die folgende:

„Was ergibt sich für die Ägypter aus ihrem wohldokumentierten Rückblick in die Jahrtausende?: dass sich nichts verändert hat. Diesem Nachweis dienen die Königslisten, Annalen und sonstigen Dokumente. Sie beweisen nicht die Bedeutsamkeit, sondern im Gegenteil die Trivialität der Geschichte. Die Königslisten erschließen die Vergangenheit, aber sie laden nicht dazu ein, sich mit ihr zu beschäftigen. Indem sie sie dokumentieren, entziehen sie sie der Phantasie. Sie zeigen, daß sich nichts Erzählbares ereignet hat.“ [A. 2007, 74]

Möglicherweise hat also die Frage Illigs, ob das Erklärungsmodell des „kulturellen Gedächtnisses“ von der Absicht motiviert war, „mit den durch C14 aufgerissenen Riesenabständen zurechtzukommen“, durchaus ihre Berechtigung, obschon Erll wie auch Assmann selbst eine derartige Vermutung freilich nicht explizit nahelegen.

Als forschungsgeschichtlichen Vorläufer nennt Jan Assmann an erster und wichtigster Stelle den französischen Soziologen Maurice Halbwachs (1877–1945) mit seiner *Mémoire collective* [A. 2007, 34-48]. Aber auch das Mnemosyne-Projekt Aby Warburgs (1866–1929) ist ein „bedeutende[r] Entwurf einer Konzeption des kollektiven Gedächtnisses“. [Erll, 19]

Gegenwärtig ist wohl der Gießener SFB 434 im deutschsprachigen Raum die aktivste und prominenteste Stelle zur Erforschung des „kulturellen“ bzw. „kollektiven Gedächtnisses“. Ob Anschlussmöglichkeiten zum interdisziplinären Projekt der Chronologiekritik bestehen, wird sich zeigen. Das hier besprochene Buch Astrid Erlls empfiehlt sich als Orientierungslektüre. Tiefer in die Materie führt dieses Handbuch, das Erll als Herausgeberin zusammen mit Ansgar Nünning betreut hat: *Cultural Memory Studies. An International and Interdisciplinary Handbook* [2008].

Assmanns Ver(w)irrung (hi)

Faszinierend sind Beobachtungen darüber, wie das eigene respektive das menschliche Gedächtnis arbeitet. Jan Assmann spürt diesen Vorgängen in geschichtlichen Dimensionen nach, weil er hier verfolgen kann, wie das *kulturelle Gedächtnis* die Vergangenheit rekonstruiert und reorganisiert, ohne auf objektive Wahrheit gerichtet zu sein, weiter die Erfahrung der Gegenwart und Zukunft organisiert [A. 2007, 42] und den Sinn überliefert [ebd., 20]. Erstaunlicherweise könne das historische Bewusstsein nur auf zwei Ebenen arbeiten: Ursprungszeit und jüngste Vergangenheit, womit die letzten 80 Jahre gemeint sind [ebd., 48]. Dazwischen klaffe eine in Richtung Gegenwart wandernde Lücke, wobei es zu einem komplizierten Spiel zwischen Rückgriff über den Bruch hinweg und Verdrängung oder Vergessen komme [ebd., 34].

Assmann nennt als Beispiel die *dark ages* von Griechenland, die er zwischen -1100 und -800 ansetzt [ebd., 49]. Doch dieses Beispiel ist einfach falsch, weil sich gerade diese Lücke niemals als *floating gap* bewegt hat: Sie war für Homer (ob im -8., -7. oder -6. Jh.) wie für Herodot (-5. Jh.) oder Xenophon (-4. Jh.) wie auch für die modernen Gelehrten immer an derselben Stelle des Zeitstrahls fixiert! Anhand des ungeeigneten Beispiels stellt Assmann nun Überlegungen an, warum die „Kontinuitätsfiktion“ erst um -800 entworfen worden sei [A. 2007, 274] und kommt von da auf kulturelle Mnemo-

technik, die das kulturelle Gedächtnis über Generationen hinweg in Gang halte.

„Textuelle Kohärenz bedeutet die Herstellung eines Beziehungshorizonts über diesen der Schriftlichkeit inhärenten Bruch hinweg, eines Horizonts, innerhalb dessen Texte über die Jahrtausend hinweg präsent, wirksam und anschlussfähig bleiben“ [ebd., 101].

Assmann kennt Gesellschaften, „die dem Eindringen der Geschichte verzweifelt Widerstand leisten“ [ebd., 69]; als Ägyptologe sucht er für diese These Belegmaterial im Land am Nil, ist es doch seine „erklärte Absicht, Ägypten den gebührenden Platz auf der Karte unserer Kulturwelt zurückzuerobern“, wie ihm zu seinem 70. Geburtstag am 7. 7. 2008 beschieden worden ist [Bahners]. Hier wird sein Ansatz offensichtlich:

„Es ist ein aufschlußreiches Gedankenexperiment, sich vorzustellen, wie die altägyptische Kultur vor uns stünde, wenn sie mit dem Alten Reich untergegangen wäre. Die ägyptische Geschichte hätte dann nicht ihre charakteristische zyklisch-spiralige Verlaufsform, sondern die lineare Erstreckung eines irreversiblen Prozesses von Aufstieg und Niedergang. Sie wäre frei von kanonisierenden, archaisierenden Rückgriffen und damit ohne innere Selbstbeleuchtung. Denn es sind solche Rückgriffe des kulturellen Gedächtnisses, in denen eine Kultur sich selbst reflektiert und ihre implizite Semantik diskursiv entfaltet [...]

Besäßen wir diese Quellen nicht, dann bliebe Ägypten für eine Betrachtung aus sinngeschichtlicher Sicht unzugänglich“ [A. 1996, 78 f.].

Anders formuliert interessiert Assmann die reflexive Dimension der Kultur nicht, solange sie ihre Schöpfungen – Pyramiden, Urkunden, Grabanlagen, Briefe – unmittelbar oder in kurzem Zeitabstand reflektiert. Er braucht den Kontinuitätsbruch samt seiner Überwindung, um fündig zu werden.

Nun gibt die altägyptische Geschichte dank ihrer „zyklisch-spiraligen Verlaufsform“ Assmann alle Möglichkeiten, das kulturelle Gedächtnis einer Hochkultur zu demonstrieren. Er entwickelt dafür verbale Neuschöpfungen, die dereinst sicher bestaunt, heute aber eher hemmend wirken könnten: So gibt es in *Das kulturelle Gedächtnis* [2007→] zum Beispiel *konnektive Struktur*, *rituelle wie textuelle Kohärenz* [18], *Repristinationen von Tradition* [23], *Rekonstruktivität* [40], *Partizipationsstruktur* [53], das *Mnemotop* [59], die *Mythomotorik des Staates* [77] oder auch die *kontrapräsentische Mythomotorik* [80], die *Hypolepse* [102] samt *Digraphie-Situation* und eine *graphematische Distinktivität* [171]. *Ägypten · Eine Sinngeschichte* [1996→] ließ sich nicht schreiben ohne *Chronotop* [25] und *konnektive Gerechtigkeit* [154], ohne *Gravitation zur Irreversibilität* [235]. Wie schwer ägyptische Geschichte in Worte zu fassen ist, zeigt u.a. der Umstand, dass *die Vertreibung der Hyksos im Licht des Mythos von Horus und Seth* [...] als *der schlechthin verbindliche*

Staatsmythos Gründungssemantik und Mythomotorik des Alten Reichs bildet [227]. Anspruchsvoll wird es, wenn *in bewußter Selektion aus einem Paradigma möglicher Optionen ausgewählt* werden muss [375], eingedenk des Umstands, dass sich *Anikonismus und Idolatrie sowie Akosmismus und Kosmotheismus in klarer mutuellem Kontrast* [entwickeln] [473] – ein Satz, der vielleicht besser gleich auf Lateinisch formuliert worden wäre. Immerhin ist der Urheber maßgeblich beteiligter Wissenschaftler des universitären „Exzellenzclusters“ und als solcher sprachmächtig.

Dieser verbale Aufwand signalisiert geradezu lauthals, dass etwas Grundsätzliches nicht erkannt und deshalb die Erklärungen immer mühsam werden, wie die Epizyklen und Exzenter, mit denen Claudius Ptolemäus das geozentrische Weltbild verkomplizieren musste, um es zu retten. Bei Betrachtung des für das alte Ägypten bis in die Perserzeit immer präsenten **Alten Reichs** wird das deutlich:

„Könige konnten die Denkmäler der Vergangenheit kopieren oder einfach übernehmen, indem sie ihre Namen daraufschrieben. Das Vergangene hatte Modellcharakter: es war kopierbar, übernehmbar und fortschreibbar. Es war in gewisser Weise nie vergangen.

Früher hat man darin gern eine Schwäche der ägyptischen Kultur gesehen, eine Unfähigkeit, ihre steinzeitlichen ‚Eierschalen‘ abzuwerfen. Im Rahmen unserer Theorie der kulturellen Erinnerung erscheint dieses Phänomen jedoch vielmehr als eine besondere, vielleicht einzigartige kulturelle Leistung“ [A. 1996, 34 f.].

Indem auch das Alte Reich die „steinzeitlichen ‚Eierschalen‘“ trug, hat es immerhin vordynastische Zeit erinnert. Doch das streift Assmann nur. Ihn interessieren erst Rückgriffe aus dem **Mittleren Reich**, das sich selbst als „Renaissance“ verstanden haben soll:

„Die Könige der 12. Dynastie greifen Formen der 5. und 6. Dynastie wieder auf, stiften Kulte königlicher Vorgänger, kodifizieren die literarischen Überlieferungen der Vergangenheit, nehmen sich in der Person des Snofru einen König der frühen 4. Dynastie zum Vorbild und schaffen dadurch das ‚Alte Reich‘ im Sinne einer Vergangenheit, deren Gedächtnis Gemeinschaft, Legitimität, Autorität und Vertrauen stiftet“ [A. 2007, 33].

All das bedeutet immer auch ‚Rückgriff über den Bruch hinweg‘ [ebd., 34]. Da wird in der 12. Dyn. ein Pharao aus der 6. Dyn. verehrt, und im Neuen Reich (18.-20. Dyn.) einer der 12. Dyn. [A. 1996, 226]; ebenso gleichen Bauten der 12. Dyn. solchen der 6. Dyn., und Bauten der 18. Dyn. gleichen solchen der 11. Dyn., also Monumenten aus den Anfängen des Mittleren Reichs [ebd., 375]. Echnaton aus der 18. Dyn. (**Neues Reich**) hatte die Erkenntnis,

„daß sich *alles* – die gesamte sichtbare und unsichtbare Wirklichkeit – auf das Wirken von Licht und Zeit, und damit der Sonne, zurückführen läßt.

[...Das war eine Frage] von Wissen und Wahrheit, also ein *kognitiver* Durchbruch. Mit dieser Erkenntnis stellt sich Echnaton an den Anfang einer Reihe, die erst 700 Jahre später die ionischen Naturphilosophen fortsetzen“ [A. 1996, 245; Kursiv. JA],

ohne allerdings selbst davon zu wissen, dass sie innerhalb einer längst begonnenen Entwicklungsreihe stünden.

Die **Spätzeit** ist von Reminiszenzen nicht ausgenommen, ganz im Gegenteil: Es existieren doch sogar drei Brüche in Form von Zwischenzeiten, die vom kulturellen Gedächtnis erst überwunden werden müssen.

- So werden Grabpaläste der 25./26. Dyn. auf eine Prozessionsstraße ausgerichtet, die Tempel der 11. und 18. Dyn. verbindet [A. 1996, 394];
- Auch „in den Bauinschriften der Spätzeitempel ist gelegentlich präzise von Vorgängerbauten aus der Zeit der 18. oder 12. Dynastie die Rede“ [A. 2007, 185].
- Da beschäftigen die rivalisierenden Häuptlingstümer der Naqada III-Stufe im späten -4. Jtsd., also einer jungsteinzeitlichen Kultur:
„Über zweitausend Jahre später, in der Dritten Zwischenzeit, bietet Ägypten in der Tat dieses siedlungspolitische Bild. Die Städte sind befestigt, die Konflikte spielen sich in der Form von Belagerung und Eroberung ab, und die Protagonisten sind Fürsten und Könige, deren Gebiet sich mit den rivalisierenden Häuptlingstümmern der Naqadazeit vergleichen läßt“ [A. 1996, 51].

Diese Beobachtung dient ihm zugleich als Bestätigung für eine morphologische Betrachtung auch des konfuzianischen Chinas, wie man sie bei ihrem ‘Erfinder’ Oswald Spengler von wissenschaftlicher Seite aus immer wieder kritisiert hat:

„In beiden Fällen entsteht eine besonders ausgeprägte integrative Semantik auf dem Hintergrund einer vorgängigen Phase rivalisierender Kleinstaaten: in China die »Zeit der streitenden Reiche«, in Ägypten die Phase der rivalisierenden Häuptlingstümer“ [ebd.].

So wären das Ägypten von 1075–652, das China von 475–221 und das späte -4. Jtsd. von Ägypten „integrativ“ miteinander verknüpft.

- Auch Napata, Hauptstadt des Königreichs Kusch in der Dritten Zwischenzeit, greift zurück zur Zweiten Zwischenzeit, zur 12. und sogar zur 6. Dyn. [A. 1996, 350].
- Die Restaurationsarbeiten eines Chaemwese (19. Dyn.) an Bauwerken des Alten Reichs werden in der 25./26. Dyn. allgemeines Vorbild für „die gesamte literate Oberschicht“, die so viel aus Altem, Mittleren und Neuen Reich kopiert, dass es „das Ausmaß einer kulturellen Revolution“ annimmt [A. 1996, 377].

- „Die Stilkopien sind so perfekt, daß einzelne Blöcke, aus dem Kontext [der 26. Dyn.] gerissen, zuweilen in die 5. Dynastie bzw. die Zeit Amenophis' III. [18. Dyn.] datiert wurden, bis sich die ursprüngliche Lokalisierung feststellen ließ. Bei einigen Stücken ist man sich bis heute nicht einig, ob sie in die 12. oder in die 26. Dynastie gehören“ [A. 1996, 377].
„Vielmehr war es die ägyptische Spätzeit, die den allergrößten Wert darauf legt, von der Kunst früherer Epochen so wenig wie möglich abzurücken. Ganze Grabwände wurden kopiert, uralte Bauformen aufgegriffen und Statuen geschaffen, deren Datierung noch immer um 1500 Jahre schwankt“ [A. 2007, 172].
- Biographische Inschriften der 26. Dyn. zitieren auch Vorbilder aus der Ersten Zwischenzeit des frühen -2. Jtsd. [A. 1996, 378]. Daraus zieht Assmann sofort den überraschenden Schluss,
„daß man sich weder im Bürokratismus des Alten, noch im Loyalismus des Mittleren, noch in der höfischen Gesellschaft des Neuen Reichs wiedererkennt“ [ebd., 378],
als wenn nicht die „Ägyptomanie“ der Saïtenzeit auch und gerade Bauwerke dieser Zeiten kopiert hätte, geht es doch um die
„Entdeckung der historischen Vergangenheit. [...] Vermutlich war keine Epoche mythopoetisch kreativer als die Spätzeit“ [ebd., 379].
- Die Kryptographie wird zwar in Altem, Mittlerem und Neuem Reich verwendet, aber vorrangig erst in der Spätzeit [ebd., 459].
- Unter Schabaka benannte sich ein gemeißelter Text, das *Denkmal memphitischer Theologie*, als Wiedergabe einer alten Papyrushandschrift:
„Das wichtigste Problem des Textes, seine Datierung, ist bis heute ungelöst. Früher stritt man darum, ob der Text eher in die 1.–2., oder in die 5.–6. Dynastie gehört. Inzwischen sind viele gute Gründe dafür beigebracht worden, daß er zumindest in Teilen wenn nicht überhaupt als Ganzes ein Werk der 25. Dynastie darstellt. Seine Datierung schwankt also um fast 2500 Jahre!“ [ebd., 383]
- Ein anderer Text, ein Berliner Papyrus aus frühptolemäischer Zeit bringt eine Sammlung von Kultrezitationen. Er benennt als Vorlage eine Handschrift aus der 18. Dyn. Das ist kein frommer Betrug, um vermeintliches Alter vorzuweisen, sondern sogar eine Untertreibung, weil dieselben Texte auf Sarkophagen des frühen -2. Jtsd. und in Pyramiden der 6. Dyn. stehen. Doch dieser Umstand wird von Assmann völlig anders eingeschätzt: Es sind keine „Formen eines bewußten Rückgriffs über den [kulturellen] Bruch hinweg“, sondern „Fälle einer ununterbrochenen Tradition“; das ist „scharf zu unterscheiden“ [A. 1996, 376].

Wohl dem, der solche feinen Unterschiede erkennen kann. Der kann auch erkennen, dass die Ägypter gar kein Interesse an ihrer Geschichte hatten. Die gegenteilige Einschätzung entlarvt er als Fehlurteil [A. 2007, 73]:

„Nichts liegt näher als die Annahme, daß die Ägypter als das Volk mit dem (nächst den Sumerern) längsten Gedächtnis aufgrund ihrer lückenlosen, in die Jahrtausende zurückreichenden Tradition ein ganz besonders differenziertes und ausgeprägtes Geschichtsbewußtsein entwickelt hätten. [...] Um die These vorwegzunehmen: Die Königslisten und Annalen erweisen sich als ein Quietiv, nicht als ein Inzentiv der Geschichtsschreibung. Man könnte auch von einem ‚kalten Gedächtnis‘ sprechen“.

„Es gibt Gesellschaften, die zivilisiert, literal [sic; contra literat, S. 58] und staatlich organisiert und trotzdem kalt sind in dem Sinne, daß sie ‚dem Eindringen der Geschichte verzweifelt Widerstand leisten““ [ebd., 69].

„Aber Geschichtserinnerung ist gerade eine Sache des *Gebrauchs* und nicht der *Dokumentation* von Vergangenheit“ [ebd., 238].

So kämpft Assmann mit hohem intellektuellem Einsatz um ein ‚schizoides‘ Bild ‚seines‘ Ägypten. Dieses erinnert über 2.500 Jahre und über mehrere Brüche hinweg seine Anfänge und seine Entwicklungen und bekommt beschieden, dass es gleichzeitig zu ganz ‚normaler‘, kontinuierlicher Tradierung fähig gewesen sei, aber „dem Eindringen der Geschichte verzweifelt Widerstand“ geleistet habe. An dieser Stelle angelangt, kann man entweder der Analyse Assmanns blind trauen oder die „Klage über die Unmöglichkeit einer geistigen Entwicklungsgeschichte Ägyptens“ verstehen, die Jacob Burckhardt 1868 formuliert und Assmann als ersten Satz in sein Buch über *Ägypten. Eine Sinngeschichte* aufgenommen hat [A. 1996, 9].

Es gibt aber ein Drittes, das Assmann selbst angesprochen hat. Würden wir nur das Alte Reich kennen, „bliebe Ägypten für eine Betrachtung aus sinngeschichtlicher Sicht unzugänglich“ [ebd., 79]. Seine Methodik kann also mit einer ‚simplen‘ Geschichte von Aufstieg und Niedergang nichts anfangen. Doch inwieweit gehören Mittleres und Neues Reich – Sammelbegriffe aus dem 19. Jh. – tatsächlich zur ägyptischen Geschichte? Hier hat Assmann ebenfalls eine Richtung gewiesen, wenn er feststellt: „Das wichtigste Problem des Textes, *seine Datierung*“ (s. S. 59), aber sie dessen ungeachtet vollständig ignoriert.

Seit Velikovsky [1945] gelten *dark ages* als Hinweise auf verdoppelte und verdreifachte Geschichte, weil Lehrbuch-Wiederholungen ohne archäologische Fundunterfütterung bleiben müssen. Es ist eine Chronologie ‚ohne Bodenkontakt‘ erstellt worden, die auch von dem kritischen Assmann nicht hinterfragt wird. Ohne stimmige Chronologie aber fehlt das Stützskelett für alle Geschichte und ihre Interpretationen. Heinsohn und ich haben [1990] – weit über Velikovsky hinausgehend – gezeigt, dass Altes, Mittleres und

Neues Reich zeitlich ineinander fallen, wenn man alle Leerzeiten eliminiert und Wiederholungen diverser kultureller Entwicklungsgänge als jeweils einen sieht – als Beispiel für viele derartige ‘Intervalle’ sei nur die dreifache Erfindung des Glases und das zweifache Vergessen seiner Herstellung genannt; Weissgerber [zuletzt *Aegyptiaca XIII*, 2008] arbeitet an der entsprechenden Pharaonenliste. Wir sind hier nicht so streng wie Assmann [1996, 36], der befunden hat: „Die Vorstellung kontinuierlicher Dauer beinhaltet das Fehlen von Brüchen, tiefgreifenden Veränderungen und »dark ages«.“ Denn Brüche oder tiefgreifende Veränderungen verhindern keineswegs Kontinuität, wie z.B. die deutsche Kapitulation vom 8. 5. 1945 genauso demonstriert wie die Revolution vom 9. 11. 1918.

Gemäß dieser Überlegungen geht es nicht mehr um Rückgriffe eines scheinbar unbeirrbareren kulturellen Gedächtnisses über Jahrtausende, sondern meistens nur um Rückgriffe über ein oder zwei Generationen hinweg, also durchaus im Bereich des so genannten kommunikativen Gedächtnisses.

Obwohl also Assmann um die Wichtigkeit der Datierung weiß, verzichtet er auf jede Auseinandersetzung mit ägyptologischen Datierungen. Seine Abstinenz geht so weit, dass er ein Buch schreibt wie *Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur* [1997], in dem er sich mit Moses, Echnaton und Sigmund Freuds einschlägigen Interpretationen beschäftigt und alle Verästelungen dieser Ideen bis ins Wien des 20. Jh. vorstellt, ob sie nun von Maimonides, Cudworth, Warburton, Reinhold oder Schiller stammen – aber kategorisch jenes Buch ausschließt, das als direkte Antwort auf *Der Mann Moses* [1939] des damals noch lebenden Freud konzipiert worden ist und Moses wie Echnaton unter psychologischen, ägyptologischen und chronologischen Gesichtspunkten behandelt hat – *Ödipus und Echnaton. Mythos und Geschichte* von Immanuel Velikovsky [1960].

Insofern stehen sich die Überlegungen zum kulturellen Gedächtnis und zur Chronologie des Altertums genauso diametral gegenüber wie Johannes Frieds historische Memorik [2004] und meine Thesen [1996] zur Chronologie des frühen Mittelalters. Obwohl Fried ähnliche Überlegungen zum Gedächtnis anstellt wie Assmann, nennt er dessen vorausgehenden Ansatz an keiner Stelle. Trotzdem soll Fried [48; seine Hvhg.] hier das Schlusswort haben: „*Alles, was sich bloß der Erinnerung verdankt, hat prinzipiell als falsch zu gelten.*“

Literatur

- A. = Assmann, Jan (1996): *Ägypten. Eine Sinngeschichte*; Darmstadt
- (1997): *Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur*; München · Wien
- (2007): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*; München (1997)
Bahners, Patrick (2008): Er hat's mit den Gegenklassikern. Der geheime Sinn, den Jan

- Assmann zu kosten gibt, schmeckt nicht esoterisch. Zum Siebzigsten des Ägyptologen; in *F.A.Z.*, 7. 7.
- Erll, Astrid (2005): *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*; Stuttgart
- Erll, Astrid / Nünning, Ansgar (Hg., 2008): *Cultural Memory Studies. An International and Interdisciplinary Handbook*; Berlin
- Freud, Sigmund (1939): *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*; Amsterdam · New York
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (1990): *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt*; Frankfurt am Main (2.-5. Auflage, Gräffelfing)
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (2008): C14 kann blind machen; in *Zeitensprünge* 20 (3) 617-623
- SFB 434 [Sonderforschungsbereich 434, Gießen]: Homepage:
<http://www.uni-giessen.de/erinnerungskulturen/home/konzept.html>
- Velikovskiy, Immanuel (1945): *Theses for the reconstruction of ancient history from the end of the middle kingdom in Egypt to the advent of Alexander the Great*; New York · Jerusalem
- (1953): *Ages in Chaos*; London [*Von Exodus zu König Echnaton* als erster von vier Bänden dieser Reihe *Zeitalter im Chaos*]
- (1960): *Oedipus and Akhnaton. Myth and history*; Garden City, N.Y. (*Oedipus und Echnaton. Mythos und Geschichte*; Zürich, 1966)
- Weissgerber, Klaus (2008): Die Hohen Priester des Amun. Ihre wirkliche Chronologie (Aegyptiaca XIII); in *Zeitensprünge* 20 (2) 288-314

Heribert Illig s. Impressum

Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Str. 2

Suche nach Nofretete (Aegyptiaca XIV)

Klaus Weissgerber

Amenhotep IV. (Echnaton) ging als Kämpfer gegen die mächtige Amun-Priesterschaft in die Weltgeschichte ein; er gilt als Begründer einer monotheistischen Religion, des Aton-Kultes. Noch zu Lebzeiten errichtete er umweit von Amarna (Achetaton), seiner neuen Hauptstadt, eine Grabanlage, in der beschriftete Sarkophagen von ihm und seiner Angehörigen (Mutter Teje und Tochter Maket-aton) gefunden wurden; die Mumien sind hier verschwunden. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass beide nach Theben, ins „Tal der Könige“, überführt wurden, wie die Inschriften im Grab KV 55 eindeutig beweisen.

Echnaton war verheiratet mit Nofretete, die nach meiner Überzeugung mit Taduchepa, einer Tochter des Mitanni-Königs Tuschratta (= Sanherib), identisch war [vgl. 2007, 300 ff.]. In Amarna wurden Reliefs gefunden, die zeigen, wie die Eheleute gemeinsam die strahlende Sonne („Aton“) verehren. Eine Darstellung zeigt Nofretete sogar in der klassischen Haltung eines Pharaos bei der Vernichtung seiner Feinde. Daraus wird geschlossen, dass sie Mitregentin Echnatons war.

Allerdings trat sie in den letzten Jahren seiner Regierungszeit, die mit 17 Jahren angenommen wird, nicht mehr hervor und ist aus archäologischer Sicht aus der Geschichte so gut wie verschwunden. Als ihr letzter gesicherter Auftritt gilt die Darstellung im Königsgrab von Amarna, die zeigt, wie die Eheleute um ihre verstorbene zweite Tochter Maket-aton trauern. (Angeblich soll diese Bestattung in seinem 13. Regierungsjahr erfolgt sein.) In dem Grab wurde kein Sarkophag Nofretetes gefunden, was zu mannigfaltigen Spekulationen über ihr Schicksal geführt hat [ausführlich Dodson, 127-131]. Einige Ägyptologen vermuten, dass ihre Mumie sich im „Tal der Könige“ befindet; auf ihre sich gegenseitig widersprechenden Annahmen möchte ich in diesem Beitrag etwas näher eingehen. Die Problematik hatte ich schon in einem Beitrag [2007] erörtert, zu dem ich grundsätzlich auch heute noch stehe. Damals habe ich aber, noch beeinflusst durch Behauptungen von ägyptologischen Kapazitäten, einige Behauptungen aufgestellt, die der Relativierung bedürfen.

Übrigens ist der Name *Nofretete* nur im deutschen Sprachgebiet üblich; in allen anderen mir bekannten Sprachen (auch im Russischen) heißt sie *Nefertiti* bzw. *Nephertiti*. In der (fast) vokallosen ägyptischen Schrift wurde sie *Nfr.t-jy.t* geschrieben: dies bedeutet: *Die Schöne ist gekommen*.

Drei namenlose Mumien im Grab KV 35

Im Jahr 1898 entdeckte Victor Loret in einem abgelegenen Gebiet des „Tales der Könige“ eine gut getarnte unterirdische Grabanlage, die in der Literatur als KV (= King Valley) 35 bezeichnet wird. Er klärte eindeutig, dass hier Amenhotep II. und seine Angehörigen bestattet wurden; die zahlreichen Nebenkammern wurden später jedoch auch als Depots für andere Mumien genutzt. Nach heutigem Kenntnisstand fanden hier 17 weitere Könige (bzw. ihre Angehörige) aus der 18., 19. und 20. Dynastie die letzte Ruhe [Übersicht: R/W 199].

In der zugemauerten Nebenkammer Jc fand Loret drei fast unbekleidete Mumien (ohne Namens-Etiketten), die inmitten von beiseite geschobenen Trümmern älterer Gegenstände „in der linken Ecke Seite am Seite mit den Füßen zur Tür zeigend lagen“ [R/W, 100]. C. Elliot Smith untersuchte 1907 noch einmal eingehend auch diese Mumien; sein Buch von 1912 (*The Royal Mummies*) mit detaillierten Beschreibungen und Fotografien gilt noch heute als grundlegend. Auch unter Berücksichtigung dieses Befundes schrieben Reeves und Wilkinson [198]:

„In der ersten Seitenkammer zur Rechten der Grabkammer (Jc) traf Loret auf drei entblößte Leichen ohne Sarg; die erste war eine Mumie mit langem wallenden Haar und ‚einem dicken Schleier [über] Stirn und linkem Auge‘ (Elliot Smith bezeichnete sie in seiner späteren Veröffentlichung als ‚die ältere Dame‘); die zweite war die Mumie eines Knaben, dessen Haupt ‚abgesehen von einem Bereich an der rechten Schläfe, aus der ein herrlicher Haarschopf herauswuchs, kahlgeschoren‘ war; die dritte war der Leichnam einer jungen Frau, deren Gesicht infolge eines ausgerekten Kiefers ‚schrecklich und lustig zugleich anzusehen war‘. Im Schädel aller drei Leichen befand sich ein großes Loch, die Brust war geöffnet. Ihre Herkunft war nicht erkennbar.“

Entsprechend der Terminologie von E. Smith werden in der englischsprachigen Literatur diese drei Mumien – von links nach rechts – als *Elder Lady*, *Boy* und *Younger Lady* bezeichnet. Wissenschaftlich wurden sie fortlaufend als die Mumien CG 61070 bis CG 61072 katalogisiert. Da ihnen seinerzeit keine große Bedeutung zugemessen wurde, kamen sie nicht ins Museum von Kairo, sondern verblieben in der wieder zugemauerten Nebenkammer von KV 35. Erst im letzten Jahrzehnt erweckten sie wieder wissenschaftliches Interesse.

Noch einmal zu Meinhard Hoffmann

Dieser ‚Zeitenspringer‘ suchte über Jahrzehnte nach der Mumie Nofretetes. Seine Berichte wurden in den *Zeitensprüngen*, veröffentlicht. 1966 entdeckte

er in einem kanadischen Museum an den Niagara-Fällen eine unbeschriftete königliche Mumie, deren Profil ihm deckungsgleich mit dem Schatten der Nofretete-Büste in Berlin erschien. Ihm gelang es 1985, den Fernsehsender ZDF dazu zu bewegen, diese Mumie wissenschaftlich untersuchen zu lassen; allerdings stellte sich heraus, dass es sich um eine männliche Leiche handelte, die schließlich als die des Ramses I., des Vaters von Sethos I. (= m. E. Psammetich I.) nach Ägypten überführt wurde. Hoffmann [2004, 474] hält sie dagegen für die Mumie des Eje, des Bruders der Teje, der nach Tutanchamun Pharaon wurde. Allerdings betrachtet er Eje als Vater der Nofretete, wobei er den eindeutigen Text der Briefe Tuscherrats (im Amarna-Archiv) völlig ignorierte. Erst kürzlich hat Andis Kaulins [2006] wieder an diesen erinnert: Nofretete war eine Mitanni-Prinzessin! (Ich hatte nie eine andere Meinung.) Damit verliert ein wesentlicher Teil der folgenden Argumentation Hoffmanns seine Grundlage.

Hoffmann gab nämlich seine Suche nach Nofretetes Mumie nicht auf und behauptete 2004, diese in der *Elder Lady* (CG 61070) gefunden zu haben. Die *Younger Lady* (CG 61072) schloss er aus, weil er davon ausging, dass diese männlich sei. Er [472] schrieb:

„Ich hatte mich statt dessen der nunmehr einzigen Frauenmumie in diesem Grab zugewendet und machte mit der von mir erarbeiteten Computer- und Scanner-Technik Aufnahmen dieser als *Elderly Lady* in der Literatur bekannten Mumie. Sie gilt gemeinhin als Teje, gelegentlich wurden Stimmen laut, es könne sich auch um Nofretete handeln, doch wurden keine Beweise vorgelegt. [...] Hier war schon mein erster Versuch ein Volltreffer. Die Super-Imposition der Röntgenaufnahme ihres Schädels in das Profil von Nofretetes Büste zeigt eine perfekte Übereinstimmung aller geforderten Kriterien. [...]

Die Übereinstimmungen zwischen der Mumie der *Elderly Lady* und der Berliner Nofretete-Büste sind dagegen überzeugend“ [ebd., 483].

Hoffmann hat die ihm vorliegenden Aufnahmen gescannt und ausgewertet; damit schien ihm die Beweislage besser als bei der Ägyptologin Susan E. James, die persönlich diese Mumie in Augenschein genommen und 2001, also vor ihm, in dem renommierten ägyptologischen Journal *KMT* die Ansicht vertreten hat, sie sei mit Nofretete identisch. Auch sie sah Übereinstimmungen der Mumie mit der Büste.

Ich habe in meinem Beitrag [2007] bereits meine Skepsis zu allen Versuchen ausgesprochen, nur durch Vergleiche mit dieser Büste die Identität einer Mumie mit Nofretete zu beweisen. Einige Indizien sprechen dafür, dass der Bildhauer Tuthmosis tatsächlich Teje modelliert hat.

Hoffmann entging auch eine Entdeckung, die James Harris 1978 gemacht hatte. In Tutanchamuns Grab (KV 62) wurde in einem Miniaturarg, der den

Namen von Teje trug, eine rötliche Locke gefunden, die er mit dem ebenfalls rötlichen Haar der *Elder Lady* verglich. Die Analyse ergab eindeutig, dass beide identisch waren [R/W 121; Pérez-Accino 137]. Die meisten Ägyptologen gehen seitdem, meines Erachtens zur Recht, davon aus, dass **Teje als Elder Lady** im Grab KV 35 liegt.

Fletcher [365, 373] hatte Gelegenheit, die in der Mitte liegende Mumie des *Boy* (CG 61071) näher in Augenschein zu nehmen; ihr fiel seine große Ähnlichkeit zur *Elder Lady* auf und betrachtete diese als seine Mutter. Da Nofretete keine männlichen Kinder hatte, musste auch aus diesem Grund die *Elder Lady* mit Teje identisch sein. Diese war die Mutter des Kronprinzen Thutmosis, der im Alter von 14 Jahren verstarb, so dass sein jüngerer Bruder Echnaton das Erbe seines Vaters Amenhotep III. antreten konnte. Der **Boy** war somit mit dem **Kronprinzen Thutmosis identisch!**

Wie dargelegt, vertrat Susan E. James bereits vor Hoffmann die Identität der *Elder Lady* mit Nofretete. Sie behauptete, dass diese Mumie nach Augenschein höchstens 30 Jahre alt sei und deshalb nicht Teje sein könne:

„Im Jahr 2 der Regierungszeit Amenophis' III. wird ihr Name anlässlich ihrer Vermählung mit diesem König genannt, der 38 Jahre regiert hat. Sie lebte nachweislich auch noch im Jahr 8 der Regierung ihres Sohnes Echnaton, als sie dessen neue Hauptstadt Achetaton besuchte. Irgendwann danach ist sie gestorben. Sie muss also bei ihrem Tod schon ziemlich alt gewesen sein“ [nach Pérez-Accino, 137].

Unbekannt ist allerdings, in welchem Alter Teje verheiratet wurde. James erwähnte auch nicht, dass Amenhotep (= Amenophis) III. und Echnaton mindestens sechs Jahre lang Mitregenten waren, so dass dieser Zeitabschnitt sich überschneidet. Stimmt aber ihre Behauptung, dass die *Elder Lady* höchstens 30 Jahre alt wurde? C. Elliot Smith schrieb 1912 über diese Mumie:

„Die erste Mumie ist die einer Frau mittleren Alters mit langem, braunem, gelocktem Haar [...] Ihre Zähne sind abgenutzt, aber sonst gesund. [...] Es gibt keine grauen Haare“ [nach Pérez-Accino, 137; vgl. Fletcher, 109].

Schon diese Beschreibung ließ breiten Raum für alle nur möglichen Interpretationen. Auch heutige Ägyptologen sind sich nicht einig über das Alter der Mumie. Nasri Isander, Kurator des Museums von Kairo, schätzte ihr Alter auf ca. 35 Jahre. Fletcher [41] konnte, im Unterschied zu Smith, die *Elder Lady* bei voller elektrischer Beleuchtung in Augenschein nehmen. Sie schilderte, wie sich der mitanwesende Zahi Hawass beim Anblick der Toten zu der Behauptung hinreißen ließ, dass diese viel älter sei, als er erwartet hatte. Andererseits hat Renate Germer [160] aufgezeigt, dass die Regierungszeiten vieler Pharaonen oft länger waren als deren geschätztes Sterbealter:

„Sie schreibt allerdings, dass alle Angaben über Sterbedaten zu altägyptischen Skeletten auf modernen Vergleichsstatistiken beruhen; d.h. dass

man die Wachstums-Altersstufen, bei denen sich bei heutigen Menschen die bei den Knochen ursprünglich vorhandenen Fugen schließen, einfach auf die Menschen des Altertums übertragen hat, was aber nicht gesichert behauptet werden kann“ [Ernst 2006b, 310].

Viele Altersschätzungen beruhen aber lediglich auf dem optischen Eindruck des Betrachters. M. E. hat auch die Mumifizierung dazu beigetragen, dass die Toten jünger erscheinen als sie wirklich waren. In altägyptischen Texten (z. B. im *Totenbuch*) ist von einem Pflanzensaft die Rede, der den Mumien zugeführt werden, um die Toten (wörtlich) „zu verjüngen“. Experten vermuten, dass das Blattgel einer noch nicht eindeutig identifizierten Aloe-Art angewandt wurde. (Diese interessante Information habe ich mehreren pharmazeutischen Publikationen entnommen; in meinem Kurzbeitrag kann ich sie leider hier noch nicht weiter erörtern.)

Soweit die Regierungszeiten von Herrschern inschriftlich belegt sind, gehe ich, im Gegensatz zu Hoffmann [2004, 479], im Zweifelsfall davon aus, dass die Fachleute, die das Sterbealter geschätzt haben, sich geirrt haben.

Zahi Hawass und Joann Fletcher

Diese beiden Archäologen wurden wegen Nofretete zu Todfeinden. Hawass (*1947) studierte und lehrte zunächst in Kairo und Philadelphia (USA) Ägyptologie und syrisch-palästinensische Archäologie, ehe er 2002 Generalsekretär der ägyptischen Altertumsverwaltung (*Supreme Council of Antiquities*) wurde. Viele Ägyptologen gelten als Egomane; Hawass übertrifft mit seinem Geltungsdrang zweifellos alle Kollegen seiner Zunft. So liebt er es, seine eigenen Ausgrabungen medienwirksam darzustellen. Typisch für ihn war eine angebliche Live-Übertragung vom 17. September 2002, in der er erstmals einen Belüftungsgang in der Cheops-Pyramide gefunden und gleichzeitig erstmals einen Sarkophag geöffnet hat. Nachher stellte sich heraus, dass der deutsche Ingenieur Gantenbrink bereits 1993 diesen Gang entdeckt hatte, ihm aber weitere Forschungen von der Altertumsverwaltung untersagt wurden [vgl. Kulke 2003]. Dietrich Wildung, der Direktor des Ägyptischen Museums in Berlin, zweifelt an, dass es sich wirklich um eine Live-Übertragung der Sarkophag-Öffnung gehandelt hat [vgl. *Wikipedia*-Beitrag „Zahi Hawass“].

Mit Nachdruck fordert Hawass immer wieder die Herausgabe des *Steins von Rossette*, der sich in London befindet, und der Berliner Nofretete-Büste; In Ägypten gilt er deshalb gewissermaßen als Nationalheld. In seiner derzeitigen Funktion gilt Hawass fast als allmächtig; Ausländern erhalten von ihm nur ausnahmsweise die Genehmigung für Ausgrabungen in Ägypten.

Offensichtlich hatte die englische Ägyptologin Joann Fletcher (*1966), die sich durch Mumienforschungen einen wissenschaftlichen Namen gemacht

hatte, sein Vertrauen. Er gestattete ihr 2003, die drei umstrittenen Mumien von KV 35 zu untersuchen. Zweimal durfte sie die zugemauerte Nebenkammer Jc, natürlich stets in Gegenwart von Hawass, aufbrechen und bei der zweiten Öffnung sogar aufwendige Röntgen- und Computeruntersuchungen an allen drei Mumien durchführen. Finanziert wurden diese durch den USA-Fernsehsender *Discovery Channel*.

Anschließend ging Fletcher mit der Behauptung in die Öffentlichkeit, dass nicht die *Elder Lady*, sondern die *Younger Lady* die Mumie von Nofretete ist. (In meinem Beitrag [2007, 313] steht fälschlicherweise „elder lady“, was ich hiermit in „younger lady“ berichtige.) Diese Auffassung vertrat sie 2003 nicht nur in dem angesehenen ägyptologischen Journal *KMT* [12 (2)], sondern ließ in Presse und Fernsehen weltweit mitteilen, dass sie diese Identität eindeutig bewiesen habe. Ich verweise z. B. auf einen ausführlichen Beitrag in der deutschen Zeitschrift *Stern* [siehe Güntheroth] und den populären Film *Nefertiti Resurrected*, auf den ich noch eingehen werde. Als entscheidenden Beweis betrachtete sie, dass anerkannte Fachleute auf Grund ihrer Messungen am Schädel der *Younger Lady* einen Kopf modellierten, der auffallend der Berliner Nofretete-Büste ähnelte. 2004 folgte ihr Buch *The Search for Nefertiti*, in dem sie wissenschaftlicher argumentierte. Allerdings verschwieg sie, dass Marianne Luban bereits 1999 ihre These vertreten hatte; auch sie verwies auf Ähnlichkeiten zwischen der Mumie und der Berliner Büste.

Hawass war diesmal empört. Noch 2002 hatte er seine Entdeckung verkündet, dass die *Younger Lady* die Mumie der Königin Hatschepsut aus der frühen 18. Dynastie sei; anscheinend hatte er von Fletcher die wissenschaftlicher Bestätigung dieser Behauptung erwartet. Da diese ihre Beiträge ihm vorher nicht zur Genehmigung vorgelegt hatte, verbot er ihr, in Ägypten zu arbeiten. Dieses Verbot gilt auch heute.

Hawass versuchte, Fletcher in mehreren Beiträgen zu widerlegen, die in *Al-Ahram Weekly Online* veröffentlicht wurden [Belege s. Rose 2004]. Soweit er grundsätzliche Bedenken gegen Theorien äußerte, die auf einer Ähnlichkeit zwischen Mumien und künstlerischen Darstellungen der Amarna-Zeit basieren kann, folge ich ihm. Hawass behauptete aber auch, dass in der Amarna-Zeit der Pharaos oder die Königin verschönert und nicht realitätsgemäß abgebildet wurden. Es gibt jedoch genug Beispiele, die das Gegenteil beweisen.

Er argumentierte auch recht widersprüchlich. Als er 2002 die *Younger Lady* mit Hatschepsut identifizierte, behauptete er noch, dass diese im Alter von mindestens 50 Jahren gestorben sei. Nun behauptete er, dass „die mumifizierte Person anatomischen Untersuchungen zufolge nicht älter als 25 Jahre alt“ wurde [Aeg.-News 2003a].

Schließlich ging er zur Diffamierung Fletchers über und behauptete, dass die *Younger Lady* eine männliche Leiche sei. Mit diesem 'Totschlag-Argu-

ment' gelang es ihm, gestützt auf seine Autorität, Fletcher bis heute lächerlich zu machen. So heißt es im derzeitigen deutschen *Wikipedia*-Artikel „Joann Fletcher“ [2008], dass deshalb „die Identität der Mumie als die der Nofretete widerlegt“ ist. Allerdings ist der englische *Wikipedia*-Artikel weitaus vorsichtiger in ihrem Urteil über die Archäologin.

Die Schamzone der *Younger Lady* ist zerstört. Trotzdem galt sie seit Loret und Smith, also etwa ein Jahrhundert lang, als weibliche Leiche, wofür schon ihr graziler Körperbau spricht. Auch Hawass hatte 2002, als er sie mit Hatschepsut identifizierte, keine Zweifel, dass die *Younger Lady* weiblich ist! Hoffmann [2004, 472] fasste die nunmehrige Argumentation von Hawass kritikalos wie folgt zusammen:

„Im Januar 2004 wurde diese Mumie, von allen Anatomen als weiblich eingeschätzt, als Mann erkannt. [...] – dieselbe 'Mutation' wie in Atlanta [...]. Da bei Nr. 61072 die Schamgegend zerstört ist, brauchte es einen Chromosomentest, der in allen untersuchten Zellen einen Y-Chromosom erkennen ließ. Ergebnis: Eine Nofretete-Mumie weniger.“

Leider akzeptierte auch ich diese Behauptung in meinem 2007 veröffentlichten Beitrag [309] und interessierte mich nur für die *Elder Lady*. Doch nach Publikation meines Beitrages stellte am 23. 7. 2007 der „Mumienfreund Sesmet“ einen Beitrag ins Internet, in dem er m. E. recht sachkundig und deshalb überzeugend den Befund von Hawass zumindest anzweifelte:

„Soweit ich sehen kann, handelt es sich bei dem untersuchenden Institut nicht um ein Labor für aDNA, und es wird auch im Bericht nicht erwähnt, dass irgendwelche speziellen Vorkehrungen getroffen wurden, um Kontaminationen auszuschließen. Wenn auch nur eine einzige moderne Zelle eines Mannes in diese Probe gelangt ist (was gerade in einem Labor, welches für gewöhnlich mit moderner DNA hantiert, nicht unwahrscheinlich ist), dann überdeckt diese die alte DNA, da sie ja noch nicht degradiert ist und es wird auf jeden Fall Y-Chromosomale DNA detektiert, auch wenn die Mumie evtl. weiblich war. Deshalb sind solche Untersuchungen nur glaubwürdig, wenn sie in speziellen Hochreinlabors durchgeführt wurden, in denen NIE moderne DNA untersucht wird, und in denen eine ganze Reihe von Hygienemaßnahmen getroffen wird. (Wen's interessiert: Als Beispiel **aDNA Labor Mainz**, da kriegt man schon einmal einen Eindruck, wieviel Aufwand betrieben werden muss, um Proben sauber und unverfälscht zu halten.) [...]

Aber Herr Hawass wollte beweisen, dass Frau Fletcher unrecht hat, und das hat er mit dieser Untersuchung erreicht. Je mehr ich von ihm höre, desto mehr kriege ich den Eindruck, dass Herr H. mehr daran interessiert ist, immer recht zu behalten, als wirklich objektive Ergebnisse zu erhalten. (auf die Gefahr hin, dass diese weniger sensationell sein könnten).

Schade, wenn man da etwas offener wäre und solche Proben auch mal den renommierten (ausländischen) aDNA-Labors anvertrauen würde, dann würde man nach und nach sicherlich einen wirklich sensationellen Beitrag zur altägyptischen Archäologie leisten“ [Ägypten-Forum: Faszination Ägypten. Rekonstruierte Nofretete?].

Mir ist nicht bekannt, ob Hawass nach 2004 seinen fragwürdigen DNA-Befund erneut vorgetragen hat; jedenfalls hat er ihn nie widerrufen. Allerdings war er nunmehr gezwungen, seine frühere Behauptung, die *Younger Lady* sei Hatschepsut, fallen zu lassen. Insofern musste er erneut auf Suche gehen.

Im 1908 gefundenen Grab KV 60 befanden sich zwei weibliche Mumien. Die korpulente Leiche identifizierte Elizabeth Thomas später als die Leiche von Hatschepsut, da ihr linker Arm in der Pose einer Königin quer über der Brust lag [R/W 186]. Hawass überraschte 2007 die Öffentlichkeit mit der Behauptung, dass Thomas sich geirrt habe. Nur die andere Mumie, die von dieser als Amme betrachtet wurde, könne die Königin sein: „Ich denke, ihr Gesicht ist königlich, und jeder der sie sieht, wird es ähnlich sehen“ [Aeg.-News 2000a]. Obwohl ihnen Hawass schon viel zugemutet hat, verblüffte diese subjektive Beweisführung viele Ägyptologen sehr.

Inzwischen gilt dies Behauptung als widerlegt. In den Magazinen des Ägyptischen Museums wurde der Inhalt einer Holzkiste näher untersucht, die sich im Totentempel der Hatschepsut befunden hatte und auf der ihr Name steht. Gefunden wurde unter anderem ein Backenzahn, der genau in eine Lücke des Schädels der korpulenten Leiche passt! Die DNA-Analysen der aufbewahrten Eingeweide ergaben weiterhin, dass die Tote mit Hatschepsuts Vater Thutmosis I., ihrem Halbbruder Thutmosis II. und ihrem Halb-Neffen Thutmosis III. verwandt ist.

In einem Interview mit Illig sagte Hoffmann über einige Ägyptologen unserer Zeit:

„Es ist schon eine vertrackte Geschichte mit den Pharaonen und ihrer Genealogie. Glauben Sie mir, ich kann ein Lied davon singen, und ich habe meinen Gesang gerade erst begonnen. Der Song aber wird heißen: **„Die Märchenerzähler aus dem Tal der Könige“**“ [Hoffmann 2002, 618; Hvhg. durch K.W.].

Es fällt schwer, Zahi Hawass nicht in diese Kategorie einzuordnen.

Grundsätzliches zu Joann Fletcher

Am 16. November 2008 sah ich zufällig den Dokumentarfilm *Nofretete und das Geheimnis der Mumie*, den der Fernsehsender *Super RTL* ausstrahlte. In diesem schilderte Fletcher sehr gefühlsbetont die Geschichte ihrer Entdeckung; leider verzichtete der Sender auf jeden Hinweis, wie umstritten diese

ist. Erneut war mein Interesse geweckt. Ich stellte fest, dass der ausgestrahlte Film identisch war mit einem Film von 2003 (*Nefertiti Resurrected*), der (in englischer Sprache) auch jetzt noch preisgünstig als DVD erworben werden kann. Seine Erstvorführung erfolgte am 5. 10. 2003; es folgten mehrere weitere Sendungen in deutscher Sprache durch *Super RTL*. Meine folgenden Darlegungen beruhen jedoch bewusst nicht auf diesem populären Film, sondern nur auf ihrem 2004 veröffentlichten Buch.

In diesem schilderte Fletcher, wie sie auf Grund vieler Indizien nach und nach zu der Überzeugung kam, die Mumie Nofretetes entdeckt zu haben, bis schließlich durch die von Fachleuten auf Grund der von ihr ermittelten Schädelknochen erfolgte „Rekonstruktion“ ihre These „bewiesen“ wurde. In der folgenden Diskussion wurde vorgetragen, dass die Modellierer irgendwie vorher beeinflusst wurden und deshalb ihr ‘Produkt’ nicht objektiv sein kann. Ich halte dies für eine zweitrangige Frage: Bereits in meinem wohlwollend-kritischen Bemerkungen zu Hoffmann betonte ich, dass Vergleiche einer Mumie mit einem Kunstwerk wissenschaftlich keinen Beweiswert haben können.

Zur Semenchkare-Problematik

Fletcher vertritt die Auffassung, dass Nofretete nicht zu Lebzeiten Echnatons gestorben ist, sondern nach dessen Tod als Pharao Semenchkare einige Jahre weiterregiert hat. Diese verblüffende These wurde 1973 von John R. Harris aufgestellt und 2002 von Nicolas Reeves mit weiteren Argumenten vertieft. Die These beruht letztlich auf einer Analyse von drei Inschriften, die offensichtlich nacheinander verfasst wurden:

- Nefer-neferu-Aton
- Anch-cheperu-Ra Nefer-neferu-Aton
- Anch-cheperu-Ra Semen(e)ch-Ka-Ra [Hieroglyphen-Texte: Ernst 20006a, 81].

Kaum bestritten wird, dass die zweite Inschrift sich auf die Ko-Regentschaft Nofretetes bezieht; sehr erklärungsbedürftig ist auch für Gegner, warum der angebliche Semenchkare den gleichen Beinamen wie Nofretete trug. Ich habe schon den diffamierenden und unwissenschaftlichen deutschen (nicht englischen) *Wikipedia*-Beitrag zu Fletcher erwähnt. In krassem Gegensatz hierzu steht im Netz noch [2008] der recht objektive Beitrag zu Nofretete, aus dem ich, um meine Argumentation abzukürzen (und für manche Leser glaubhafter zu machen) hier zitieren möchte:

„Eine Theorie ist, dass sie Echnaton entgegen allen bisherigen Annahmen überlebt hat und nach ihm den Thron bestieg. Die Darstellungen von Nofretete in pharaonischen Kontexten sowie die Darstellung als Schutzgöttin ihres verstorbenen Gatten an den Ecken des in Fragmenten erhaltenen und wieder rekonstruierten Steinsarkophags von Echnaton interpretie-

ren zunehmend mehr Forscher dahingehend, dass sie nach dem Tode Echnatons sogar eine kurze Zeit lang Ägypten alleine [sic!] regiert habe. Es gibt zudem weitere Hinweise: Nach einer These ist sie identisch mit Semenchkare. Der Ägyptologe Cyril Aldred wies nach, dass der Amarna-Kunststil Unterscheidungen zwischen Männern und Frauen zeigt, je nachdem, ob der Nacken konkav oder konvex ist. Semenchkare und Nofretete haben beide einen weiblichen Nacken, und Semenchkare hat die Titel der Nofretete ‚Geliebt von Wa-en-Re‘. Wa-en-Re war der Thronname Echnatons. Bei der Inthronisation wurde ein neuer Name angenommen. Dies ist ein starkes Indiz dafür, dass Nofretete unter dem Namen Semenchkare den Thron bestiegen haben könnte.“

Ergänzend möchte ich noch darauf hinweisen, dass sich auch aus Siegelgefunden ergibt, dass eine Frau zum Herrscherrang aufgestiegen ist [Ernst 2006a, 89]. Die Gegner dieser Identität argumentieren letztlich nur mit der Behauptung, dass im Grab KV 55 eine männliche Mumie gefunden wurde, die sie als die des Semenchkare betrachten. Otto Ernst hat in seinen beiden 2006 in den *Zeitensprüngen* veröffentlichten Beiträgen die Semenchkare-Problematik allseitig analysiert; er ging objektiv auf alle in der Diskussion vertretenen Thesen ein und verheimlichte nicht, dass er mehrfach seine Meinung geändert hat. (Bei einer solch komplizierten Problematik kann es wohl nicht anders sein.) Das Grab KV 55 wurde 1907 entdeckt. Aus Inschriften und Abbildungen ergibt sich eindeutig, dass Echnaton nach seiner Überführung aus Amarna hier in Theben-West erneut bestattet wurde. Viele Hinweise auf seine Identität wurden ausgekratzt; manche blieben. Allerdings ist bis heute umstritten, ob die im Sarkophag dieses Grabes liegende Mumie die des Reformators ist. Wegen Ähnlichkeiten derselben mit der des Tutanchamun (Schädelform, gleiche Blutgruppe) vertreten einige Ägyptologen die Auffassung, dass im Grab die Mumie eines Bruders Tutanchamuns liegt, der ohne weitere Begründung als Semenchkare bezeichnet wird.

In dem „Graffito des Pawah“ wird das 3. Regierungsjahr des/der Semenchkare angegeben [Schneider, 260]. Geht man davon aus, dass Nofretete zunächst Mitregentin Echnatons war, kann sie nur kurz allein regiert haben. Ernst [2006b, 316] schrieb übrigens in seinem zweiten Beitrag:

„Insbesondere wenn die ominöse Mumie die des Echnatons ist, würde sich insgesamt eine nicht nur logische, sondern auch widerspruchsfreie Belegungsabfolge beider Gräber [KV 62 und 55; K.W.] ergeben.“

Wie Fletcher [179-182] möchte ich es vorerst dahingestellt sein lassen, ob im Sarkophag tatsächlich Echnaton oder ein anderer liegt. Ich teile aber nunmehr ihre Auffassung, dass es keinen Beweis für die Behauptung gibt, dass jemals ein männlicher Semenchkare gelebt und regiert hat!

Fletchers weitere Argumente

Fletcher hat die Identität der *Younger Lady* mit Nofretete keineswegs zweifelsfrei bewiesen; in Film und Buch hat sie aber Argumente vorgetragen, die diese Gleichsetzung recht glaubhaft machen.

Kein Zweifel kann daran bestehen, dass die Mumie zur königlichen Familie gehörte. Das beweisen schon die drei Löcher im linken Ohrfläppchen (die rechte Ohrmuschel fehlt): Doppelte Ohrgehänge trugen nur wenige königliche Frauen; ob auch Männer, möchte ich bezweifeln.

Der rechte Arm der Mumie fehlte. Fletchers Untersuchungen zeigten, dass der daneben liegende Arm nicht zur Mumie gehörte, wohl aber ein anderer unter „einem Berg von Leinenstoff“ versteckter Arm, der so angewinkelt war, dass er ein Zepter gehalten haben muss. Ein solches durfte aber nur ein Pharao und dessen Ehefrau tragen; auf Abbildungen trug Nofretete ein „Lilien-Zepter“. Auf diesen gekrümmten Arm hatte übrigens schon Loret, der Entdecker von KV 35, hingewiesen.

Der Kopf der *Younger Lady* ist geschoren; neben ihr lag eine kurze Perücke im „nubischen Stil“, die schon Loret beschrieben hatte. Eine solche Perücke trug Nofretete, wie die bekannte Abbildung [vgl. Fletcher, 93] im Grab des Wesirs Ramose in Theben (TT 55) beweist. Hawass [Aeg.-News 2003a] bestritt, dass eine solche Perücke neben der Mumie gefunden wurde, „weil diejenigen, die mit Fletcher zu diesem Zeitpunkt zusammengearbeitet haben, abstreiten, je so ein Objekt gefunden zu haben“.

Natürlich handelte es sich um Angestellte der Altertumsverwaltung; m. W. hat Hawass diese auch noch nicht der Weltöffentlichkeit vorgestellt. Jedenfalls beschuldigte er Fletcher öffentlich der Lüge! Kein Archäologe wagte zu widersprechen, war er doch für weitere Arbeiten in Ägypten auf die Genehmigung des (fast) allmächtigen Generalsekretärs angewiesen.

Allerdings wurde in Fletchers Film gezeigt, dass Hawass anwesend war, als die Perücke gefunden wurde; in ihrem Buch sind Fotografien derselben abgedruckt. Für die Glaubwürdigkeit Fletchers spricht auch, dass schon Loret diese Perücke beschrieben hat. Anscheinend rechnete Hawass mit der Unwissenheit des Publikums. Um Fletcher zu diffamieren, war ihm offenbar jedes Mittel recht.

Die Mundpartie der Nofretete ist zertrümmert; offensichtlich wurde ihre Mumie geschändet. M. E. können dies nur Gegner des Aton-Kultes gewesen sein; Grabräuber hatten andere Interessen. Fletcher [377] fand in der Mumie aber auch bisher unbemerkte Messerstiche, die kaum von Grabräubern stammen konnten. Ihre Tests zeigten, dass diese Stiche der *Younger Lady* nur zur Zeit ihres Todes zugefügt sein konnten; sie wurde also ermordet! Dies würde auch erklären, warum Nofretete (als Semenckare) nur kurze Zeit regiert hat.

Übrigens versuchte 2007 der Archäologe Ashraf das Problem mit der Behauptung zu lösen, dass besagte Mumie möglicherweise mit Kija, einer angeblichen Nebenfrau Echnatons, identisch sei [vgl. *Wikipedia*-Beitrag „Kija“]. Stillschweigend hat er damit anerkannt, dass es sich doch um eine weibliche Leiche handelt und weitgehend Fletchers Argumente akzeptiert. Er stellte fest, dass deren Verletzungen, auch die klaffende Wunde im Mundbereich, ihr zu Lebzeiten zugefügt wurden. In meinem Vorbeitrag [2007, 301 f.] habe ich begründet, dass Nofretete und Kija identisch waren. Wenn Ashraf anführt, dass Kijas Name nicht in Kartuschen geschrieben wurde, ist dies einfach zu erklären: Anscheinend trug Nofretete, als sie nach Ägypten kam, zunächst den Namen Kija, ehe sie Mitregentin wurde.

Fletcher schilderte immer wieder die überwältigende Schönheit der *Younger Lady*; die Abbildungen in ihrem Buch bestätigen diesen Eindruck. War diese wirklich Nofretete, machte sie ihrem Namen alle Ehre: „Die Schöne ist gekommen“.

Warum keine DNA-Tests?

Mancher Leser wird fragen: Warum wird das Problem nicht durch DNA-Vergleiche gelöst? Fletcher [135 f.] betonte, dass diese derzeit noch nicht möglich sind. Hierauf hatte auch schon Hoffmann [2002, 616] hingewiesen:

„Die Spezialisten mussten einsehen, dass Weichteilgewebe einer Mumie dafür nicht geeignet sind. Seitdem werden Untersuchungen am Knochenmark und vor allem an der Zahnpulpa angestellt, doch auch hier konnte bislang kein Ergebnis präsentiert werden. Es liegt also nicht an unbeholfenen ägyptischen Untersuchungen, dass zur Verwandtschaftsfrage keine DNA bereitsteht.“

Hoffmann [2004, 479] hielt Haaruntersuchungen für möglich, weil bei diesen die Gefahr der Verunreinigung gering zu sein scheint. Aber es gibt weder von Nofretete oder von der kahlrasierten *Younger Lady* Haarproben.

Selbst wenn es eines Tages möglich sein sollte, aus Mumien brauchbares (und nicht verunreinigtes) DNA-Material zu gewinnen, steht die Frage, mit wem die *Younger Lady* verglichen werden soll, da es keine Mumien ihrer Mitanni-Eltern und ihrer Töchter gibt. Zwar sollen Nofretetes Föten gefunden worden sein [Fletcher, 128]; eine „Iufaa“ gab aber im Netz zu bedenken:

„Die Föten haben wohl jahrelang irgendwo im Magazin der Uni Kairo gelegen und müssen in einem miserablen Zustand sein“ [www.aegyptology.com vom 29. 07. 03].

Nach derzeitigem Erkenntnisstand kann die Mumie der *Younger Lady* somit nur verglichen werden mit den Mumien Tutanchamuns und der Mumie des Ramses I., die Hoffmann als die des Eje und angeblichen Vaters Nofretetes

betrachtet. Ich wäre sehr überrascht, wenn solche Vergleiche doch Verwandtschaften mit der *Younger Lady* ergäben. Allenfalls könnte m.E. bewiesen werden, dass Eje wirklich der Vater des Tutanchamun war, vorausgesetzt, es wurde tatsächlich Ejes Mumie gefunden. Als Mahnung möchte ich noch einmal den „Mumienfreund Sesmet“ zitieren:

„Wenn das nächste Mal eine Schlagzeile erscheint ‚Mumie des/der blaba gefunden - durch DNA bewiesen!‘, dann fragt erst mal kritisch nach, WIE vorgegangen wurde. Die aDNA-Analyse IST eine der wichtigsten Methoden der Bioarchäologie. Aber in den falschen Händen können die Aussagen wunderbar verdreht werden, bis sie zum gewünschten Ergebnis passen. Seid stets kritisch und lasst euch nicht auf den Arm nehmen“ [Die Großschreibungen im Original].

Nachtrag: Nach Abschluss dieses Beitrages fand ich im *Sonntagsblatt der FAZ* vom 21. 12. 2008 auf Seite 1 einen reißerischen Beitrag unter der Überschrift „Nofretete, wo bist du?“, in dem es ohne weitere Begründung, nur unter Berufung auf Zahi Hawass, heißt, dass die „Vermutung“ Fletchers heute unter Ägyptologen als „haltlos“ gilt. Wer wagt es schon, dem ägyptischen ‘Chefarchäologen’ zu widersprechen?

Literatur

Ägypten-Foren (Internet), z. B.:

Ägyptologie Forum (2003): www.aegyptologie.com

Faszination Ägypten (2007): Rekonstruierte Nofretete?

www.faszination-aegypten.de/forum/rekonstruierte-nofretete-t...

Ägypten-News (Internet): www.selket.de/news...

(2003a): Mumie der Nofretete identifiziert?

(2003b): Sah so Nofretete aus?

(2003c): Und wieder Nofretete

(2007a): Mumie der Pharaonin Hatchepsut identifiziert

(2007b): Nofretete: Zahi Hawass lässt nicht locker

Dodson, Aidan (2004): Warum verschwand Nofretete? in *Manley* 127-131

Dunn, Jimmy (2008): *A Critical Analysis of the Discovery Channel's Nefertiti Revealed*. www.touregypt.net/featurestories/dcnefertiti.htm

Ernst, Otto (2006a): Wer war Semanchkare? Neue Deutungen für den rätselhaften Pharaos; in *ZS* 18 (1) 80-102

- (2006b): KV 55 – das rätselhafte Grab; in *ZS* 18 (2) 307-321

FAZ (2008) = Nofretete, wo bist du?; in *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 12. 12. 2008, S. 1

Fletcher, Joann (2004): *The Search for Nefertiti. The True Story of a Remarkable Discovery*; London

Germer, Renate (2001): *Mumien. Zeugnisse des Pharaonenreiches*; Düsseldorf u. a.

Günterth, Horst (2003): Das Geheimnis der Nofretete. Wer war die schöne Königin? in *Stern* (Hamburg). Nr. 29/03 (10. 7. 03), 36-52

- Harris, John R. (1973): Nefernefruaton; in *Göttinger Miszellen* 4, 15 ff.
- Hoffmann, Meinhard (2002): Ein Irrtum gebiert eine Wahrheit und findet einen Pharaon. Im Gespräch mit Heribert Illig; in *ZS* 14 (4) 608-618
- (2004): Nofretete und Eje identifiziert! Forensische Medizin und die Pharaonenmumien; in *ZS* 16 (2) 462-483
 - (2005): Erwiderung auf Dr. Armin Wirsching; in *ZS* 17 (1) 208 f.
- James, Susan E. (2001): Who is the mummy – Elder Lady; in *KMT (Modern Journal of Ancient Egypt)*, Vol. 12. No. 2
- Kaulins, Andis (2006): *Nofretete (Nefertiti) the Hittite Queen of Egypt*;
[//ancientworldblog.blogspot.com/2006/03/nofretete-nefertiti-hittite-queen.of.html](http://ancientworldblog.blogspot.com/2006/03/nofretete-nefertiti-hittite-queen.of.html)
- Kulke, Ulli (2003): Expertenpanne: Ist die Mumie der Nofretete ein Mann? in *Die Welt* (Hamburg): 2. 9. 2003
- Luban, Marianne (1999): *Do we have the mummy of Nefertiti?*
www.geocities.com/scribelist/do_we_have_html/?200821
- Manley, Bill (Hg.; 2004): *Die siebzig großen Geheimnisse des alten Ägyptens*; München
- Pérez-Accino, José R. (2004): Die „ältere Dame“; in *Manley* 137-139
- Reeves, Nicholas (2002): *Echnaton. Ägyptens falscher Prophet*; Mainz
- R/V = Reeves, Nicholas / Wilkinson, Richard H. (1997): *Das Tal der Könige. Geheimnisvolles Totenreich der Pharaonen*; Düsseldorf
- Rose, Mark (2004): Where's Nefertiti? in *Archaeology (USA-Bulletin)*, Sept. 2004
www.archaeology.org/online/reviews/nefertiti/index.html
- Schneider, Thomas (1994): *Lexikon der Pharaonen*; Zürich
- Smith, C. Elliot (1912): *The Royal Mummies*; London
- Weissgerber, Klaus (2007): Bemerkungen zur Amarna-Problematik (*Aegyptiaca VIII*); in *ZS* 19 (2) 300-314
- Wikipedia*-Beiträge (deutsch und englisch) zu Nofretete/Nefertiti, Echnaton/Akhenaten, Teje/Tiy, Kija/Kiya, Joann Fletcher und Zahi Hawass
- Wirsching, Armin (2005): Nofretete – falsifiziert oder identifiziert? Meinhard Hoffmanns Überblendung von Mumien; in *ZS* 17 (1) 203-205

Balder und Loki auf germanischen Münzen

Markus O. Speidel

Die Numismatik kennt keine germanischen Münzen. In allen großen Nachschlagewerken werden die hier zu behandelnden Münzen als „keltisch“ aufgeführt. Dies gilt bis heute ebenso für die Kataloge und Auktionen des Münzhandels. Einzig in wissenschaftlichen Abhandlungen der jüngsten Jahre sind einige wenige Münzen aufgrund ihrer Fundorte und Datierung als germanisch erkannt und beschrieben worden. Die Münzen aber, die wir hier im folgenden behandeln, nennen wir germanisch, weil sie Bilder aus germanischer Sage und heidnischem Glauben an Wotan, Balder und Loki tragen.

Wir schlagen eine Brücke mit drei Bögen, drei Zeitensprüngen zu je siebenhundert Jahren zurück: Erstens von heute zum 13. Jh., wo der Bildinhalt der germanischen Münzen erstmals literarisch fassbar wird in der *Edda*; zweitens vom 13. zum 6. Jh., wo auf den heute mustergültig untersuchten und veröffentlichten Goldbrakteaten Bildinhalte der germanischen Sagen sichtbar werden. Diese werden teilweise durch Runeninschriften gesichert und sind durch die spätere *Edda* erklärbar. Drittens vom 6. zum -1. Jh., wo nun durch die hier vorgestellten Münzen erstmals erkennbar wird, dass der germanische Glaube an eine paradiesische neue Welt nach dem Weltuntergang schon lange vor der Bekehrung zum Christentum bestanden hat: Der lichte Göttersohn Balder wird geopfert, leidet Höllenqualen in der Helwelt der Toten und kehrt nach dem Untergang der alten Welt ins neue Leben zurück. Alles wird gut und das Böse wird besiegt.

Die Baldersage

Balders Schicksal ist der Schlüssel zum germanischen Jenseitsglauben. Als Wotans und Freyjas Sohn war Balder ein Krieger und zugleich der bestaussehende, weiseste und beliebteste aller Götter. Als aber die Götter einst ihren Schwur brachen und schuldig wurden, mussten sie Balder opfern und ihn in die Helwelt der Toten senden. Wotan gab ihm Draupnir mit, den Ring der Erneuerung des Lebens, womit sich Balder einen Ehrensitz in der Helwelt erwarb. Beim Weltuntergang allerdings, wenn die Götter sterben und die Erde versinkt, werden ihn Ungeheuer (Unholde, Untiere) plagen, doch wenn die neue, paradiesische Welt ersteht, wird Balder zurückkommen und Herr sein. Das Böse versinkt.

Bis vor wenigen Jahrzehnten war die Baldersage nur von literarischen Zeugnissen des 13. Jh. bekannt [Genzmer 2008, 10; Dronke 1977, XI]. Seither hat

jedoch unsere Kenntnis der Sage entscheidend zugenommen. Karl Hauck (1916–2007, zuletzt in Münster lehrender Mediävist) und seine Mitarbeiter fanden den Gott auf nordeuropäischen Brakteat-Goldanhängern des 5. und 6. Jh. dargestellt und konnten somit die Sage um etwa 700 Jahre älter erweisen [Hauck 1998, 28-56; 2000, 18-67; 2002, 61-94]. Insgesamt acht dieser Goldbrakteaten zeigen drei Götter zugleich. Zwei dieser Dreigötterbrakteaten bilden wir in Bild 1 und Bild 2 hier ab.

Bild 1 zeigt Opferung und Tod Balders. Balder, der Gott in der Mitte tanzt mit einem Instrument (Zepter?) in der einen und einem Goldring in der anderen Hand. Er ist mit einem kräftigen, doppelten Gürtel gekleidet und sein aufgestelltes Haar endet in einem langen Zopf oder Band. In seinem Bauch steckt ein abgeknickter Mistelzweig. Dies ist das Harmgeschoss, das Balder den Tod bringt. Der Knick deutet an, dass der Mistelzweig getroffen hat. Balder gegenüber steht mit gefiedertem Flügel und Frauenrock Loki, Balder einen Huldigungskranz oder Ring darbietend. Auf der Schulter trägt Loki noch einmal den Mistelzweig, den er zu Balders Verderben herbeigebracht hat. Hinter Balder steht dessen Vater Wotan mit seinem kennzeichnenden Speer und einem Handkreuz. Über ihm ist sein Rabengeleit gerade noch knapp zu erkennen. Am Boden lauern zwei Vogelexsen-Untiere auf Balder, was auf seinen bevorstehenden Tod hinweist. Zur Auferstehung Balders werden diese Untiere später von Wotan zertreten, wie in weiteren Goldbrakteaten dargestellt wird. Die Deutung des Goldbrakteaten-Anhängers ist unbestritten und von Hauck in zahlreichen Arbeiten erhärtet [Hauck 1998, 28-56; 2000, 18-67; 2002, 61-94].

Bild 2 ist eine Variation des gleichen Themas, ebenfalls aus dem 6. Jh. [Hauck 2002]. Gegenüber Bild 1 ist es seitenverkehrt. Wiederum ist Balder der Gott in der Mitte mit seinem merkwürdigen Instrument (Zepter-Instrument mit herabhängenden Zimbeln?) in der einen und einer Streitaxt in der anderen Hand. Die aufschlussreichste Einzelheit ist auch hier die mythische Mistel, abgeknickt durch den Treffer. Sie steckt in der Mitte von Balders Körper, nahe dem Doppelgürtel und stellt seine Opferung, seinen Tod durch das Harmgeschoss dar. Die Balder erwartenden Qualen durch Angriffe von Untieren in Hel, während die alte Welt versinkt, sind angedeutet durch zwei gezackte Wesen nahe seinen Füßen. Wiederum steht Loki als Opferdiener im Frauengewand Balder gegenüber. Sein erhobener rechter Arm zielt auf Balder mit einem kurzen Speer mit Widerhaken und verdeutlicht so seine Rolle bei der Opferung Balders. Hinter Balder steht sein Vater Wotan mit seinem kennzeichnenden Speer und erhebt sein Haupt mit schräg gestellten Haar-Spitzen im Aufblick auf Balder, seinen Sohn. Auch diese Deutung von Bild 2 ist unbestritten [Hauck 2002]. Die Baldersage war demnach im 5. und 6. Jh. unserer Zeitrechnung in der Germania bekannt und von Bedeutung.



Bild 1 (links): Dreigötterbrakteat IK 51.1, 6. Jh., Balders Opferung und Tod [Zeichn. M.O.S. nach Hauck 1998; 2000; 2002]

Bild 2 (rechts): Dreigötterbrakteat IK 595. Balders Opferung und Tod. 6. Jh. [Zeichn. M.O.S. nach Hauck 2002]

Bild 3: Balders Tod auf treverischen Silberquinaren, 100-50 [Rauch, Auktion 77; 2006, Los 27]

Wir stehen deshalb auf ziemlich sicherem Boden der Deutung, wenn wir vergleichbare Bildinhalte auf germanischen Münzen finden, auch wenn diese nochmals 700 Jahre älter sind.

Treverer Quinar vom Marberger Typ: Balders Tod

Unter den Silbermünzen der Treverer kennt man einen Quinar, der einen durch die Brust Geschossenen über zwei Schlangen zeigt (Bild 3, 4).

In der numismatischen Fachliteratur ist dieser Quinar als „keltische“ Münze wohldokumentiert [Scheers 1983, 500; Castelin 1978, Nr. 1108-1112; Dembski 1998, Nr. 392, 393; LaTour 2001, Nr. 9383; Nick 2006]. Die Fundorte dieser Münze befinden sich vor allem im Moselgebiet [Nick 2006, 71 u. Taf. 6.9], also im Siedlungsgebiet der Treverer, einem Stamm, der nach Tacitus [*Germania*, 28.4] stolz auf seine germanische Herkunft war. Der Beginn der Umlaufzeit dieser Münze wird auf das Jahr -85 datiert [Nick 2006, 71], also lange bevor die Römer als Eroberer unter Caesar in das Moselland kamen.

Die Münze (Bild 3) wird gelegentlich „Marberger Typ“, gelegentlich „sitzendes Männlein“ („personage assis“, „snake sitter“) genannt. Wir denken, eine treffendere Bezeichnung wäre „Balders Tod“. Dies ergibt sich aus dem Vergleich der Bilder 1 und 2 mit den Bildern 3 und 4.

Auf der Münze Bild 3 ist Balder an mehreren Anzeichen zu erkennen: Entscheidend ist der Mistelzweig, mit dem er erschossen wird. Darüber hinaus ist die Bedrohung durch zwei Untiere ebenso kennzeichnend wie der Stab, den er hält, und die Bekleidung mit dem Doppel-Gürtel. Leider sind die Einzelheiten, die auf einer kleinen Silbermünze vor 2.100 Jahren abgebildet werden konnten, nicht so weitgehend, dass erkennbar würde, ob Balder in seiner rechten Hand einen Ring hält. In Bild 4 haben wir das Kennzeichnende zusammengefasst, das ein Vergleich von zwölf Münzen des Typs „Balders Tod“ festzuhalten erlaubt. Zur besseren Sichtbarkeit haben wir hier das Harmgeschoss Mistelzweig und den Stab (Zepter) Balders sowie die zwei schlangenähnlichen Untiere grau betont. Das Geschoss ist an seinen bogenförmig gekrümmten, paarweisen Ästchen als Mistelzweig zu erkennen, wie er in der *Edda* [*Voluspá* 31, 32; Dronke 1997, 15] beschrieben wird. (Den Hinweis auf die Mistel als Harmgeschoss verdanke ich meinem Bruder Michael P. Speidel.)

Die Rückseiten der Münzen von Bild 3 zeigen je ein stilisiertes Pferd, siehe Bild 5. Solche Darstellungen sind sehr weit verbreitet auf keltischen und germanischen Münzen des -1. Jh. Fohlen sind jedoch auch einer der häufigsten Bildinhalte der Goldbrakteaten-Anhänger des 6. Jh. Insbesondere sind Fohlen durch den zweiten Merseburger Zauberspruch als Balders Tier bekannt [Hauck 1983, 519].



Bild 4 (oben): Kennzeichnendes von zwölf treverischen Silberquinaren: Balder mit Zepter, die Mistel als Harmgeschoss und zwei schlangenähnliche Untiere [Zeichn. M.O.S.]

Bild 5 (Mitte): Rückseite der Münzen von Bild 3: stilisierte, abstrakte Pferde

Bild 6: Hessischer Silberquinar, -1. Jh., Balder in Hel [Sammlung M.O.S.]



Bild 7: IK 583, der „Brakteat des Jahrhunderts“, 6. Jh.: Balder in Hel [Zeichn. M.O.S. nach Hauck 2001]

Bild 8: Dreigottbrakteat IK 51.3, 6. Jh. Gott Balder in der Mitte; Loki mit Flügel, Frauenkleid und Mistelzweig bietet Balder einen Ehrenkranz; Wotan mit Speer und Rabengeleit übergibt Balder das Kleinod Draupnir [Zeichn. M.O.S. nach Hauck 1988]

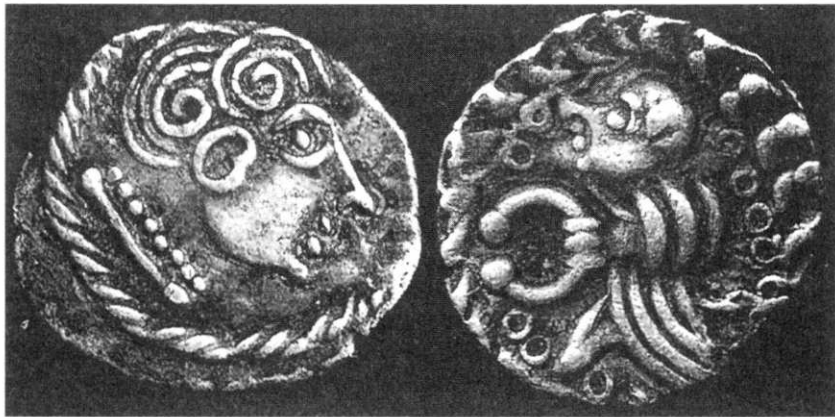


Bild 9: Hessische Quinare, -1. Jh., Loki und Balder („Nauheimer Typ“, „Vogelmännchen“) [Numismatik Lanz, Auktion 97, 2000, Los 10]

Hessische Quinare mit dem „tanzenden Männlein“: Balder in Hel

Ein weiterer Silberquinar des -1. Jh. aus der deutschen Mittelgebirgszone ist die hessische Münze mit dem „tanzenden Männlein“, wohl die am besten bekannte germanische Münze der Frühzeit (Bild 6).

Auch dieser Quinar ist als „keltische“ Münze in den einschlägigen Nachschlagewerken der Numismatik bestens dokumentiert [Scheers 1983, 506; Castelin 1978, Nrn. 1118-1120; Dembski 1998, Nrn. 394-398; Latour 2001, Nr. 9396; Delestree 2002, DT 206; Nick 2006]. Die frühen Ausgaben dieses hessischen Quinars finden sich vor allem rechtsrheinisch im Bereich der Lahn im Umfeld des Dünsberges und sie werden in den Zeit von -65 datiert [Nick 2006, Taf. 6.7]. Im Gegensatz zur Zuordnung an die Kelten ist in einer neueren wissenschaftlichen Arbeit [Heinrichs 2003, 266] jedoch aus Umlaufzeit und Fundverteilung geschlossen worden, dass der hessische Quinar mit dem „tanzenden Männlein“ ein echt germanischer Münztyp ist und dass die rechtsrheinischen Ubier, die Caesar klar germanisch nennt, die ersten Prägeherren waren. So kommt hier völlig unabhängig die Archäologie zu dem gleichen Schluss, den wir aus dem Bildinhalt ziehen werden: Der Quinar mit dem „tanzenden Männlein“ ist eine originär germanische Münze.

Die Münze in Bild 6 zeigt Balder in der Helwelt. Dies folgt zunächst aus einem Vergleich von Bild 6 und Bild 7: Ein jüngst gefundener Goldblech-Anhänger des 6. Jh. schildert die Qualen Balders in Hel [Hauck 2000, 1; 2001, 85]. Dieser „Brakteat des Jahrhunderts“ ist in Bild 7 als Zeichnung abgebildet. Balders Haltung hier erinnert an den Tanz des Männleins auf der Münze Bild 6, obwohl der Gott auf dem Brakteat nicht nur in wilder Bewegung ist, sondern sogar die Arme unter den Beinen durchgezogen hat. Die entscheidende Ähnlichkeit der Münze Bild 6 mit dem Goldbrakteat-Anhänger von Bild 7 besteht indes darin, dass in beiden der Held die ihn bedrohende Schlange von seinem Gesicht abwehrt.

Entsetzlich hat man sich im germanischen Jenseitsglauben das Schicksal des jungen Gottes durch seine Auslieferung an die Unholde während der Vernichtung der alten Erde vorgestellt. Dies galt als Voraussetzung für die Wiederkehr der Götter auf der neuen, paradiesischen Erde [Hauck 2000, 1]. Die bedrohliche Schlange und Balders gekipptes Zepter sind in der Zeichnung Bild 7 grau hervorgehoben. Auch anhand des Zepters kann die Zentralfigur in Bild 7 als Balder identifiziert werden.

Loki mit Draupnir („Nauheimer Typ“; „Vogelmännchen“)

Eine dritte Münze, die das Balderthema aufgreift, ist der hessische Quinar vom Nauheimer Typ, auch „Vogelmännchen“ genannt (Bild 9) Auch diese Münze ist als „keltisch“ in den großen numismatischen Nachschlagewerken

bestens dokumentiert [Scheers 1983, Nr. 347; Castelin 1978, Nrn. 1113-1117; Dembski 1998, Nrn. 354-359; Latour 2001, Nr. 9388; Delestrée 2002, DT 205; Nick 2006, Taf. 6.6].

Die Verbreitung des klassischen Nauheimer Typs konzentriert sich rechts des Rheins im Bereich nördlich des Mains in der Wetterau und dem Taunus sowie entlang der mittleren und oberen Lahn. Die Münzen vom Nauheimer Typ werden auf den Zeitraum vor der Mitte des -1. Jh. datiert [Nick 2006, 76], jedenfalls wiederum vor der Ankunft der Römer. Diese Münze sollte besser „Loki“ statt „Vogelmännchen“ genannt werden, denn es ist Loki im Federkleid, der hier Balder gegenübersteht, wie aus dem Vergleich mit Bild 1 hervorgeht. Wir gehen davon aus, dass das geflügelte Wesen in Bild 1 Loki ist, welcher Balder in der Voropferszene einen Ehrenkranz darbringt, oder als Opferdiener den Ring Draupnir.

Die Rolle Lokis in der Gestalt des „Vogelmännchens“ wird noch überzeugender durch den Vergleich von Bild 9 mit einem weiteren Dreigottbrakteaten (Bild 8).

Es ist unbestritten, dass das geflügelte Wesen sowohl in Bild 1 wie in Bild 8 der Gott Loki ist, der Balder eine Ehrengabe bringt, aber wichtiger noch, der auch auf seiner Schulter den Mistelzweig herbeibringt, mit dem Balder tödlich getroffen werden wird. Zweifach lässt sich erklären, weshalb Loki dabei mit Vogelschwinge und Frauenkleid auftritt: Zum einen kennen skaldische und eddische Texte Loki im Federgewand, und in der *Edda* des Snorri Sturluson wird Loki als Frau verkleidet geschildert bei der Besorgung des Mistelzweiges. Darüber hinaus tritt Loki hier in der Nachfolge der Nike auf, die auf Alexander-Goldstateren in Frauengewand und Federschwinge zu sehen ist, wie sie einen Ehrenkranz überreicht (Bild 10). Solche Alexandreier (Makedonische Münzen im Namen Alexanders) sind in der Germania schon seit dem -3. Jh. nachgeprägt worden [Kostial 2003]. Die Viktoria-Darstellung, einschließlich des Siegerkranzes war deshalb den germanischen Münzmeistern im -1. Jh. und sicher vor der Ankunft der Römer bekannt.



Bild 10: Nike mit Kranz und Styliis auf makedonischer Münze, -315 bis -300 [Helios Numismatik, Auktion 2, 2008, Los 98]

Eine bisher nicht beachtete Einzelheit betrifft die Ähnlichkeit von Styliis (Siegess-Zepter) oberhalb der Schulter von Nike (Bild 10) und Mistelzweig oberhalb der Schulter von Loki (Bild 1, 8). Auch bei einigen Exemplaren vom Nauheimer Typ (besser: Loki-Münzen) deutet sich bei genauerem Hinsehen ein solcher Mistelzweig auf der Schulter von Loki an, so etwa beim Teilbild oben rechts von Bild 9. Dies führt den Vergleich von frühen Münzen mit den viel späteren Goldbrakteaten noch etwas weiter.

Der Menschenkopf auf der Loki-Münze (Bild 9) zeigt nicht genug Attribute für eine sichere Identifizierung. Die Edelsteinkette und der Torques am Hals stellen jedoch klar, dass hier ein König oder ein Gott gemeint sein muss. Aufgrund der „Schönheit“ des Gesichtes und der Haartracht könnte erwogen werden, dass es Balder ist. Dies erscheint auch deshalb sinnvoll, weil der Kranz, den Loki bringt, nach Ausweis von Bild 1 und Bild 8 für Balder bestimmt ist.

Zusammenfassung

Die drei hier besprochenen Silber-Quinare, Balders Tod (Bild 3), Balder in Hel (Bild 6) und Loki (Bild 9) gehören auf mehrfache Weise zusammen: Ihre Umlaufgebiete am Rhein überdecken sich teilweise [Nick 2006, 67]. Ihr Prägebeginn liegt vor dem Eintreffen der Römer. In einem Falle ist ein originär germanischer, rechtsrheinischer Prägeherr (Ubier) archäologisch nachgewiesen [Heinrichs 2003, 266].

Hier wird nun erstmals gezeigt, dass die Bildinhalte der drei Münzen die germanische Baldersage wiedergeben. War diese bisher nur literarisch aus dem 13. Jh. bekannt und in den vergangenen Jahrzehnten über die Gold-Brakteatenfunde auf das 6. Jh. vordatiert worden, so erlauben die hier neu gedeuteten Bildinhalte die Existenz der Balder-Sage schon im -1. Jh. unserer Zeitrechnung in Germanien zu bestimmen, also 1.400 Jahre vor der Niederschrift der uns bekannten *Edda*. Religionsgeschichtlich wichtig ist auch, dass der germanische Jenseitsglaube mit der Opferung des Sohnes Gottes (Balder), seiner Höllenfahrt und der aus der *Edda* [Genzmer 2008, 41; Dronke 1997, 23] zu erschließenden Wiederauferstehung in einer neuen, paradiesischen Welt deutlich älter als das Christentum ist.

Schrifttum

- Castelin, Karel (1978): *Keltische Münzen*; Eidg. Drucksachen- und Materialzentrale, Bern
- Delestrée, Louis / Tache, Marcel (2002): *Nouvel Atlas des Monnaies Gauloises*; Éditions Commios, Saint-Germain-en-Laye
- Dembski, Günther (1998): *Münzen der Kelten*; Kunsthistorisches Museum, Wien
- Dronke, Ursula (1997): *The Poetic Edda*; Clarendon Press, Oxford

Genzmer, Felix (2008): *Die Edda*; Diederichs Gelbe Reihe, Köln

Hauck, Karl (1983): Text und Bild in einer oralen Kultur. Antworten auf die zeugnis-kritische Frage nach der Erreichbarkeit mündlicher Überlieferung im frühen Mittelalter (Zur Ikonologie der Goldbrakteaten, XXV); in *Frühmittelalterliche Studien [FMSSt]* Bd. 17, 510-645

- (1998): Die runenkundigen Erfinder von den Bildchiffren der Goldbrakteaten (Zur Ikonologie der Goldbrakteaten, LVII); in *FMSSt* Bd. 32, 28-56

- (2000; mit Jan Peder Lamm/ Hubert Hydman/ Morten Axboe/ Heinrich Beck): „Der Brakteat des Jahrhunderts“ - Über den einzigartigen zehnten Brakteat aus Söderby in der Gemeinde Danmark, Uppland (Zur Ikonologie der Goldbrakteaten LVIII); in *FMSSt* Bd. 34, 1-93

- (2001): Balder und Týr, der 'einhändige Ase', auf IK 583 Söderby B (Zur Ikonologie der Goldbrakteaten, LIX); in *FMSSt* Bd. 35, 85-96

- (2002; mit Heinrich Beck): Zur philologischen und historischen Auswertung eines neuen Drei-Götter-Brakteaten aus Sorte Muld, Bornholm, Dänemark (Zur Ikonologie der Goldbrakteaten LXIII); in *FMSSt* Bd. 36, 51-94

Heinrichs, Johannes (2003): Ubier, Chatten, Bataver. Mittel- und Niederrhein ca. 71-70 v. Chr. anhand germanischer Münzen; in *Reallexikon German. Alt. E.-Band 35*

Kostial, Michaela (2003): *Kelten im Osten*; Verlag der Staatlichen Münzsammlung, München.

LaTour, Henri de (2001): *Atlas de monnaies gauloises*; Éditions les Chevaliers-légers, Paris (Reprint von Paris, 1892)

Nick, Michael (2006): *Gabe, Opfer, Zahlungsmittel*; Verlag Marie Leidorf GmbH, Rahden/Westf.

Scheers, Simone (1983): *La Gaule Belgique. Numismatique celtique*; Peeters, Louvain

Markus O. Speidel, speidel@materialsacademy.com

Zu den Sachsen

Eine Antwort auf Alexander Glahn [2008]

Siegwart Köhler

In seiner Arbeit *Abschied von den „Schwertgenossen“* zieht Alexander Glahn die Linguistik zu Rate, um der Herkunft des Namens der Sachsen näher zu kommen. Leider ist die Sprachwissenschaft in diesem Fall – wie mir scheint – ein schlechter Ratgeber, denn sie leidet an der gleichen Erscheinung (sprich: Krankheit) wie die etablierte Geschichtswissenschaft. Einem Panzer gleich läuft die Sprachwissenschaft seit den Zeiten eines JONES, zweier GRIMMS und eines BOPP dem Phantom nach, dass die Familie der indoeuropäischen Sprachen in sich abgesondert ist, und dass es keine direkte Verwandtschaft zu einer der zahlreichen anderen Sprachfamilien auf der Erde gibt. Insgesamt werden schätzungsweise heutzutage noch 6.000 unterscheidbare Einzelsprachen gesprochen.

Schon immer erkannte Übereinstimmungen zwischen den Einzelsprachen (Kahn – Kanu) werden als Zufall bezeichnet, oder es werden eben solch haarsträubende Vorschläge gemacht wie der von VENNEMANN, der das Baskische (Vaskonische) als die indoeuropäische Ursprache betrachtet, von der sich nur Toponyme erhalten hätten. Wie ist denn in diesem Zusammenhang der Name der Weser zu erklären, der schlicht „Wasser“ bedeutet?

Nein, der Grundfehler liegt darin, dass man schon beim Indoeuropäischen keine halbwegs sprechbare Ursprache rekonstruieren kann (ein Blick in ein indoeuropäisches Lehrbuch genügt, um die Unausprechlichkeit zu verstehen) und sich deswegen nicht an die Theorie der Monogenese aller Sprachen traut. Lieber greift man zu immer absurderen Erklärungen, um die offensichtlichen Gemeinsamkeiten der Sprachfamilien zu deuten. Das fest zementierte Gebäude der Linguistik darf keinesfalls unterminiert werden! Besonders die *Lautgesetze* sind den Sprachwissenschaftlern heilig, obwohl in den vergangenen 150 Jahren etliche ‘Rebellen’ fundierte Hinweise dokumentiert haben, die eine andere Sichtweise der Sprachevolution nahelegen. Diese Rebellen waren, wie in der Geschichtswissenschaft auch, sowohl Studierende als auch Laien.

Einer dieser Rebellen war Arnold WADLER, der in seinem Buch *Der Turm von Babel* [= W.], das in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entstanden ist (NEIN, er war kein „Nazi“), überzeugend darlegt, dass man nicht zu Substraten greifen muss, um die sprachlichen Gemeinsamkeiten zu erklären. Die Übereinstimmungen sind offensichtlich und eindeutig und sind auf einen gemeinsamen Ursprung aller Sprachen zurückzuführen. Sein Buch handelt eigentlich gar nicht von den Sachsen, weil er sich mehr um die in der

Bibel erwähnte „Sprachverwirrung“ bemüht. Dabei stellt er die Namen vergleichbarer Göttinnen, die großenteils mit der Venus in Verbindung gebracht werden, zusammen [W. 250]:

Phöniker	Hebräer	Assyrer	Basken	Germanen	Inder
ASTAR-te	ESTHER	ISTAR	OSTIR-ala	OSTAR-a	USR-a

Neben der offensichtlichen Ähnlichkeit der Namen zeigen diese Beispiele auch, wie wandelbar die Welt der Vokale ist. Für die Etymologie kommt es tatsächlich, wie GLAHN richtig bemerkt, hauptsächlich auf den Korpus der Konsonanten an, wiewohl sich auch dort Abweichungen einschleichen, wenn die Einzelsprache das phonologisch fördert. Zu solchen Abweichungen gehört der Wandel von /R/ zu /L/, der ganze Sprachen wie zum Beispiel das Chinesische prägen kann, der aber auch in Einzelsprachen beide Varianten nebeneinander vorkommen lässt; im Deutschen gehören dazu neben vielen anderen die Wörter *Blaken* und *Pracht* [W. 266].

Wie denn die Ursprache möglicherweise ausgesehen haben könnte, ist nicht Thema dieser Stellungnahme.

Das Buch von WADLER quillt über von vergleichenden Wortlisten vieler anderer – auch exotischer – Sprachfamilien und ist ein Quell wiederkehrender Aha-Erlebnisse für den interessierten Leser. So widerlegt er die immer noch übliche Unterteilung der indoeuropäischen Sprachen in so genannte Satem- und Kentumsprachen, indem er anhand von Wortbeispielen nachweist, dass auch hier beide Varianten in ein und derselben Sprache ständig vorkommen. Im Deutschen werden nebeneinander die Worte schnurren und knurren bzw. schnarren und knarren gebraucht [W. 277]. Damit ist ein bisher von der Sprachwissenschaft als wichtig erachtetes Kriterium der Unterscheidung von Sprachen ersatzlos weggefallen. Was den Namen der SACHSEN betrifft, so finde ich bei Wadler [57] die Reihe:

Hebräisch	Griechisch	Lateinisch	Deutsch
SAK	SAKK-OS	SACC-US	SACK

Wenn wir einmal die Möglichkeit ausschließen, dass die Altvorderen als ‘alte Säcke’ bezeichnet wurden oder sich gar selber so nannten, hilft uns diese Reihe also nicht weiter.

Wadler [155] zitiert weiter eine Überlieferung von Hesych, der zufolge die kretisch-griechischen Wörter SAK-OS ‘Schild’ und SAKK-OS ‘Sack’ dem hebräischen Stamm SAK ‘Sack’, ‘Gewebe’, ‘Kleid’ entsprechen. Deshalb stellt Wadler [372] dem semitischen (hebräischen) Stamm S-KK die (indoeuropäischen) deutschen Wörter SÄG-e und SICH-el gegenüber.

Auf den Seiten 419/20 bringt Wadler eine weitere Tabelle [Nr. 99], die indoeuropäische Wörter den semitischen (hebräischen) gegenüberstellt. Dort

findet sich unter vielen anderen das Paar: slav. SKAL-A ‚Fels‘ bzw. hebr. SAKAL ‚steinigen‘.

Hier ließen sich erste Zusammenhänge mit dem Namen der Sachsen konstruieren, aber vertrauenserweckend ist diese vage Brücke nicht; überhaupt ist die Vorstellung, dass die Sachsen aus dem vorderen Orient nach Meißen gezogen sind, für mich nur schwer vorstellbar.

Wadler [428] soll ein letztes Mal zu Worte kommen. Seinen Erkenntnissen zufolge wird der gemeinsame Ursprung aller Sprachen unter anderem an folgender Zusammenstellung für „SECH (Pflugschar)“ sichtbar:

Französisch	Deutsch	Russisch	Aramäisch	Japanisch
SOC	Pflug-SECH	SOCH-a	SK-ta	SUK-i

Auch diese Stämme könnte man rein lautlich mit den Sachsen in Verbindung bringen; einen Hinweis auf die Herkunft derselben finde ich darin jedoch noch nicht. Erwähnenswert erscheint mir, dass auch Günter LÜLING in derselben Weise vergleicht und argumentiert, wenn er etwa dem Wortstamm /klm/ im Semitischen *und* Indoeuropäischen nachgeht [Lüling 1985, 45-79] und in seinem entstehenden Werk Brücken zwischen beiden Sprachfamilien schlagen will [vgl. Lüling 2000].

Interessant erscheint mir im Zusammenhang mit dem Namen der Sachsen ein Hinweis von Jürgen SPANUTH in seinem Buch *Die Rückkehr der Herakliden*. Er berichtet über die Reliefbilder im ägyptischen Medinet Habu, auf denen die so genannten Nordmeervölker dargestellt sind, die (nach einer kosmischen Katastrophe/Phaeton, herkömml. um -1200) ins Mittelmeergebiet kamen und dort von den Ägyptern vernichtend geschlagen wurden. Die Reste dieser Volksgruppen hätten sich nach der Niederlage in der Levante angesiedelt. Diese Teile der Nordmeervölker sind unter anderem durch archäologische Funde (Griffzungenschwerter) als nordeuropäisch identifiziert [Spanuth, 54] und haben sich in Nordkanaan als ‚Philister‘ (PLETHI) und in Südkanaan (Libanon) als ‚SAKAR‘ niedergelassen [Strobel 1976, 259]. Bei VELIKOVSKY sind das die SKR oder die SKLS des -4. Jh. [vgl. Illig, 41], für WEISSGERBER [280, 291] aus der Zeit um -510, eine Jahreszahl, die sich eher als -1200 mit den Sachsen in Verbindung bringen ließe.

Hier scheint mir am ehesten ein Zusammenhang mit den späteren Sachsen geknüpft werden zu können, zumal auch DNN (Danuna, Danen?) beteiligt waren. Zusammen mit den Berichten über Phaeton ist das dann auch leicht als Hinweis darauf zu verstehen, woher denn diese Leute, über die in der Antike gar nichts bekannt war, eigentlich gekommen sind.

Zumindest heute ist der Name der Sachsen als Ortsname in Deutschland reichlich vertreten. Über die Namen in den östlich und südöstlich angrenzenden Ländern, in den sich der Name der Sachsen wiederfinden könnte, ist für

mich kaum etwas zu erfahren. Im deutschen Straßenatlas (der mehr Nennungen als das Postleitzahlenbuch hat) finden sich 110 (!) Orte oder Ortsteile, die sich mit den Sachsen in Verbindung bringen lassen. Von SAAS (bei Bayreuth) bis SECHSELBERG (bei Stuttgart) reicht die alphabetische Liste, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Andererseits müssen möglicherweise einige Namen, die ich aufgelistet habe, anders gedeutet werden.

Geographisch verteilen sich diese Orte auf einen breiten Streifen, der sich im östlichen Bereich der Bundesrepublik Deutschland von Norden nach Süden zieht. Die Namen selbst sind oft mit den Elementen -hof, -hausen, -berg, -burg oder -dorf gebildet, woraus zu ersehen ist, dass die Namen nicht zur alteuropäischen Namensschicht gehören, sondern in jüngerer Zeit gebildet wurden. Das könnte auch der Grund sein, dass die Sachsen den Autoren Caesar und Tacitus (nach dem Zeiteinschub, aber vor den Städtegründungen) unbekannt waren. Für echte antike Autoren haben die Sachsen wohl zu weit nordöstlich (im Stillen und friedlich) gelebt, als dass sie eines Berichtes würdig gewesen wären.

Immerhin fällt auf, dass Franken und Sachsen anscheinend oft in einem Zusammenhang gesehen werden müssen, was zum Beispiel in den Ortsnamen von FRANKFURT/Main und SACHSENHAUSEN zum Ausdruck kommt. Auch kann man eine Häufung der Namen von sächsischen Siedlungen im Gebiet der Franken feststellen.

Es wird wohl weiterhin schwierig sein, die Geschichte unserer Altvorderen vorurteilsfrei zu untersuchen. Immer noch ist zu viel Ideologie dabei im Spiel.

PS. Die Liste der von mir gefundenen Ortsnamen steht als Excel-Datei zur Verfügung.

Literaturhinweis

- Glahn, Alexander (2008): Abschied von den „Schwertgenossen“; in *ZS* 20 (3)
- Illig, Heribert (1991): Variationen über PLST. Velikovskij identifizierte die Seevölker falsch, aber datierte richtig; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (3) 40-55
- Lüling, Günter (1985): Archaische Wörter und Sachen des Wallfahrtswesens am Zionsberg; in G. Lüling: *Sprache und archaisches Denken. Neun Aufsätze zur Geistes- und Religionsgeschichte*; Erlangen, 9-100
- (2000): Das Problem Hebräer; in *Zeitenstrünge* 12 (2) 180-193
- Spanuth, Jürgen (1989): *Die Rückkehr der Herakliden*; Tübingen
- Wadler, Arnold (1997): *Der Turm von Babel*; Wiesbaden
- Weissgerber, Klaus (2007): Zwischen Echnaton und Kambyzes (III) (Aegyptiaca VII/3); in *Zeitenstrünge* 19 (2) 279-299

Siegwart Köhler, 41541 Dormagen, Brahmstraße 25 A
E-Mail: murkels@t-online.de

Arianer und Aliden

Über die gnostischen Ursprünge des Christentums und der *Shi'at 'Ali*

Jan Beaufort

Die in ZS 2/2008 vorgetragene These, nach der mit den (spätestens seit Kaiser Justinian verketzerten) Arianern *auch* die heute noch existierenden Schichten gemeint waren, ist nicht nur auf Zustimmung gestoßen. Mehrere kritische Stimmen waren vernehmbar, in privater Korrespondenz wie in der Öffentlichkeit. Insbesondere Andreas Birken hat Bedenken geäußert – zunächst im Weimarer Vortrag und dann in einem ZS-Artikel [Birken].

Sowohl diese Kritik als auch weitere eigene Forschung bestätigten meine Warnung aus dem ersten Beitrag: dass die dargestellten Überlegungen einen vorläufigen Charakter hatten und durchaus an mehreren Stellen verbesserungsbedürftig sein konnten. Allerdings meine ich – und hoffe das im Folgenden zeigen zu können –, dass die vorgebrachten Einwände und die notwendigen Korrekturen nicht die Substanz der Sache betreffen, die ich folglich weiterhin wie bisher vertreten kann.

Im vorliegenden Beitrag werde ich zuerst kurz an die wichtigsten Voraussetzungen und Folgen der Aliden=Arianer-These erinnern. Dabei werde ich auch die für sie sprechenden Gründe wiederholen, die von Birkens Einwänden nicht berührt werden und die deshalb nach wie vor im Raum stehen. Anschließend werde ich Birkens Einwände einzeln durchgehen und dabei Einiges übernehmen, anderes zurückweisen. Drittens werde ich einen neueren Text des umstrittenen Islamwissenschaftlers Muhammad Kalisch heranziehen, der in der Hauptsache der Aliden=Arianer-These entgegenkommt, wie ich zeigen werde. Und viertens werde ich die mit der Aliden=Arianer-These mehr oder weniger direkt verknüpfte Vermutung über die iranischen Wurzeln des Urchristentums durch einige (für mich) neue Erkenntnisse aus einem alten Buch – *Die Vorgeschichte der christlichen Taufe* von Richard Reitzenstein – vertiefen.

I. Die These: Aliden sind Arianer

Die Aliden=Arianer-These besagt in der vorgestellten Form [ZS 2/2008] Folgendes: *Mit dem aus der katholischen Theologie bekannten Begriff des Arianismus wurden generell diejenigen Urchristen verketzert, die den Jesus des koptischen Markus-Evangeliums nicht als Gottessohn anerkannten. Zu diesen Urchristen zählte insbesondere auch eine Bewegung, die heute Shi'at 'Ali*

genannt wird. Sie hielt Jesus für eine geschaffene, reale Person und glaubte nicht an seine Gottessohnschaft. Ihre Gegnerschaft zu den Kopten führte unter Kaiser Justinian zum Verbot und zur Enteignung der Bewegung. Daraufhin schloss sie sich – vermutlich unter Muawiya – mit anderen Strömungen zur Umma, zur islamischen Gemeinschaft zusammen.

Diese These geht von bestimmten Annahmen aus, die nicht selbstverständlich sind. Sie werden hier kurz aufgezählt, damit der Hintergrund der These dem Leser im Folgenden präsent ist:

a) Das Urchristentum war eine gnostische Religion, die sich aus dem in Persien entstandenen *Mandäismus* entwickelt hat und als Hauptrituale die Taufe mit Salbung und die gemeinsame Mahlzeit kannte (siehe zum Mandäismus Abschnitt IV). Durch Taufe (*baptisma*) und Salbung (*chrisma*) wurde der Gesalbte (*christos*) zum Sohn oder Kind Gottes.

b) Innerhalb dieses Christentums entwickelten sich einzelne Bewegungen unterschiedlicher Prägung. Einige von ihnen setzten Christus mit Jehoschua/Jesus, dem Retter Israels gleich. Dieser Jehoschua war anfänglich noch nicht chronologisch fixiert. Mal galt er als Nachfolger Moses', mal als Nachkomme Davids.

c) Für die ägyptischen Kopten wurde Jesus zum Menschen mit einer ganz bestimmten Biographie. Ihr erster Papst, der Evangelist Marcus, hat diese Biographie nach dem Vorbild des Julius Caesar und zugleich als dessen Gegenbild entworfen [vgl. Carotta]. Im Verhältnis zur römischen Staatsreligion mit ihrer Caesar- und Augustusvergöttlichung bildeten die Kopten eine potentiell staatsfeindliche Bewegung.

d) Die Gegner der Kopten, die aus der Kirchengeschichte bekannten Anhänger des (fiktiven) Priesters Arius, lehrten dasselbe wie der spätere Islam: Jehoschua/Jesus war eine historisch reale Person, aber er war nicht Gottes Sohn. Mit ihrem Festhalten an Jesus waren diese Arianer genauso Gegner der byzantinisch-caesarischen Staatsreligion wie die Kopten. Laut meiner These ist diese Gruppierung keine andere als die später unter dem Namen *Shi'at 'Ali* bekannt gewordene Bewegung.

e) Neben Kopten und *Shi'at 'Ali* gab es weiterhin jene urchristlichen Gruppen, die sich zwar auf Johannes den Täufer, nicht aber auf Jesus bezogen. Konstantin der Große mag einer solchen Gruppierung angehört haben. Dieses Urchristentum ließ sich gut mit der römisch-byzantinischen Kaiserreligion verbinden, indem der Caesar (Sohn des Kaisers) zugleich als Christus (Sohn Gottes) verehrt wurde. Als dann aber Justinian seinen Katholizismus reichsweit gewaltsam durchsetzte, wurde auch dieses Christentum als Arianismus verketzert.

f) Das Urchristentum hatte seine Heimat in Aria = Iran (wie Zainab Müller überzeugend dargelegt hat [vgl. Müller]). Es war deshalb vermutlich immer

schon als „arianisch“ bekannt. Durch Herleitung des Arianismus vom erfundenen Arius konnte von dieser geographischen Herkunft abgelenkt werden. Das war nötig, weil seit Justinian gelten sollte, dass sich jede Form des Christentums vom historischen Jesus ableitet. Wer anderes lehrte, folgte einer „Irrlehre“. Wenn wir Prokop glauben dürfen, ließ Justinian solche Irreführte beliebig töten, weil die Tötung eines Ungläubigen ihm nicht als Mord, sondern als gute Tat erschien [Procopius, 159].

Birken hat nun gegen die Gleichsetzung von Aliden und Arianern Einspruch eingelegt, allerdings die Hauptgründe für die Gleichsetzung nicht thematisiert. Ich zähle deshalb diese weiterhin virulenten Gründe noch einmal kurz auf:

Da ist *erstens* die Ähnlichkeit der arianischen Lehre mit dem späteren Islam, die schon Uwe Topper [127-145] erkannt hat und die er zur Grundlage seiner Gleichsetzung der Arianer mit den Mohammedanern machte.

Zweitens trennen Hidschra und (angeblicher) Verurteilung des Arius beim Konzil von Nicaea genau 297 Jahre, was unter der Prämisse der FZT kaum ein Zufall sein kann [Topper, 132-135].

Drittens findet in den ersten Jahrhunderten nach Entstehung des Islam nirgendwo eine theologische Auseinandersetzung mit dieser „Irrlehre“ statt [Topper, 132]. Dagegen gibt es eine fürchterliche, jahrhundertelange Hetze gegen den Arianismus, der in einem ganz wesentlichen Punkt dasselbe lehrte wie der Islam. Noch heute ist die Erinnerung an diesen Hass lebendig, wie Topper [130] zu berichten weiß:

„Als fremder Beobachter eines orthodoxen Gottesdienstes fiel mir ein seltsames und völlig anachronistisch anmutendes Detail auf: Der Priester verflucht feierlich dreimal hintereinander den Ketzer Arian, und die Gemeinde stimmt ihm gesenkten Hauptes zu.“

Viertens fällt auf, dass eben dieser Arianismus plötzlich überall dort verschwindet, wo der Islam Einzug hält. Andere Kirchen wie die nestorianische oder koptische existieren dagegen unter der Herrschaft des Islam durchaus selbständig weiter. Auch in Westeuropa, außerhalb der byzantinischen und islamischen Einflussgebiete, hält sich der Arianismus noch bis ins 14. Jh.

Wie *fünftens* Günter Lüling und andere herausgearbeitet haben, hat der Islam christliche Wurzeln [Lüling 1974; 1977; 1981]. In Abschnitt III werden wir sehen, dass die frühe Shi'a eine starke gnostische Komponente hatte und damit dem Urchristentum durchaus verwandt war. Ein Bezug irgendeiner Art zwischen Arianismus und Islam ist deshalb kaum von der Hand zu weisen. Die Frage ist dann nur noch, ob beide schlicht gleichzusetzen sind, oder ob die Beziehung zwischen ihnen komplizierterer Natur ist.

Sechstens spricht gegen eine schlichte Identifizierung von „Arianern“ und „Mohammedanern“, dass der so genannte arianische Streit immer als inner-

christliche Auseinandersetzung wahrgenommen wurde. Die Arianer können deshalb kaum die Moslems schlechthin gewesen sein. In der hochmittelalterlichen christlichen Literatur über den Islam (etwa bei Petrus Venerabilis, †1156) treten diese immer schon als *secta Saracenorum* des *pseudoprophetæ Mahometi* auf (bereits Theophanes Confessor kennt Mohammed) [Petrus Venerabilis; Theophanes Confessor]. Die Annahme, dass der Arianismus eine ursprünglich christliche Bewegung war, die in den späteren Islam aufgegangen ist, drängt sich also geradezu auf. Wer dann umgekehrt fragt, welche Strömung im Islam am ehesten als früherer Arianismus anzusehen ist, kommt an der *Shi'at 'Ali* nicht vorbei. Sie bleibt nach wie vor der plausibelste Kandidat.

Ich möchte noch einmal hervorheben, dass Birken *diesen* Überlegungen bislang nichts entgegengesetzt hat. Seine zum Teil berechtigte Kritik zielt auf andere, wie ich meine, untergeordnete Punkte, die ich jetzt einzeln durchgehen werde.

II. Gegenrede im Namen Alis

Birkens Einwände betreffen (1) den Namen Ali und dessen Ähnlichkeit mit Arius, (2) die Bedeutung und historische Entwicklung des Begriffs *Shi'a* und schließlich (3) die Verwandtschaft zwischen Aliden und Umayyaden sowie die von mir behauptete Einigung zwischen beiden Parteien. Ich werde sie in dieser Reihenfolge beantworten.

(1) Die Namen Ali und Arius

Die Rekapitulation meiner Überlegungen im ersten Abschnitt dürfte deutlich gemacht haben, dass die Gleichsetzung von Aliden und Arianern keineswegs auf der Namensähnlichkeit der beiden betroffenen angeblichen Religionsstifter fußt. Allerdings ist zuzugeben, dass diese Ähnlichkeit mich auf die Idee gebracht hatte, dass Arius nicht so sehr Mohammed bedeutet (so verstand ich damals Topper), sondern vielmehr Ali. Die Idee kam mir, als ich bei at-Tabari ein Beispiel für einen r-l-Wechsel im Namen zwischen dem Griechischen und Arabischen fand. (Leider ist es mir bis heute nicht gelungen, die Stelle wiederzufinden, so dass ich sie hier schuldig bleiben muss ... Aber siehe gleich unten). Die Namensähnlichkeit von Ali und Arius hatte also für mich eine Art Brückenfunktion – nicht weniger, aber auch nicht mehr. Ich halte sie nach wie vor nicht für einen Zufall: Sie dürfte vom Schöpfer des häresiologischen Konstrukts „Arius“ bewusst intendiert gewesen sein.

Birken meint nun im Anschluss an Müller [2007], dass eine r-l-Vertauschung in den beteiligten Sprachen Arabisch, Griechisch und Lateinisch in der Spätantike nicht vorkommt. Birken mag hier Recht haben, ich konnte das bis jetzt nicht überprüfen. (Der Sprachforscher Arnold Wadler hält den r-l-

Wechsel indes für ein nahezu universelles inner- bzw. zwischensprachliches Phänomen [Wadler, 256-267].) Birken Argument trifft meine These aber nicht, weil ich nicht davon ausgehe, dass die Bezeichnungen Ali und Arius sich auf eine reale Person beziehen. Den Priester und Koptengegner Arius halte ich für eine Erfindung im Rahmen des Konstrukts „katholische Kirchengeschichte“. Auch im Falle des schiitischen Ali spricht wenig für ursprüngliche Historizität (s. u. Abschnitt III). Was ich weiterhin aufrecht erhalte, ist die These vom Bezug der frühen Schia auf Ali – zunächst ganz unabhängig vom Mohammed. Die in der katholischen Häresiologie erfolgte Verketzerung der Arianer als Verehrer eines Arius sollte insbesondere diese frühe Schia treffen. Dazu reichte eine gewisse Ähnlichkeit der Namen [s. zu diesem Punkt weiter Beaufort 2008, 323 f.].

Auch der gelegentlich vorgebrachte Einwand, dass auf Grund des Anfangsbuchstabens *'Ayin* der Name *'Ali* im Deutschen eigentlich „Gali“ gesprochen wie geschrieben werden müsste, sticht nicht. Denn das *'Ayin* wird sowohl im Deutschen als auch im Griechischen und Lateinischen unterdrückt, so dass *in diesen Sprachen* die Ähnlichkeit der beiden Namen Arius und Ali vorhanden ist. (In diesem Zusammenhang ist vielleicht daran zu erinnern, dass das *Alte Testament* einen Priester kennt, dessen Name ebenfalls Ayin-Lamed-Jod geschrieben wird. Er starb, als er die Nachricht erhielt, dass seine zwei Söhne in der Schlacht getötet wurden. Der Priestername wurde später mit „e“ vokalisiert und wird im Deutschen „Eli“ gesprochen.)

Übrigens variiert die Rezeption des Namens und der Person *'Ali* im nicht-arabischen Sprachraum erheblich. Birken selbst erwähnt „Alè“ bei Theophanes Confessor. In einem späten Text wie der *Historia orientalis* von Jacques de Vitry, der von 1216 bis 1225 Bischof von Akkon war, ist einmal die Rede von einem Schwiegervater Mohammeds „*nomine Achali*“, der nach dessen Tod gegen „den Kaliphen“ rebelliert. Weiter wird über einen „Haly“ genannten Vetter Mohammeds erzählt, der in Ägypten nach der Macht greift [Jacques de Vitry]. Zur Person des Ali siehe auch unten Abschnitt III.

Schließlich weist Birken noch darauf hin, dass Ali nicht „der Hohe“, sondern „hoch“ bedeute. Die *Shi'at 'Ali* könne folglich nicht die „Partei des Hohen“ oder „des Erhabenen“ sein, wie ich vorgeschlagen hatte. Dagegen schreibt Müller [604]: „*Ali* bedeutet ‚der Hohe‘“. Auch *Wikipedia* übersetzt so. Weissgerber zitiert in seinem ZS-Beitrag *Zur Felsendom-Inschrift* Ohlig, für den sowohl „Ali“ als auch „Mohammed“ die Bedeutung „der Erhabene“ haben [Weissgerber 2007, 121 f.].

Eigene Überprüfung anhand einer arabischen Grammatik entspricht zumindest für die Genitivkonstruktion in *Shi'at 'Ali* der Information durch Birken. Der Genitiv wird im Arabischen wie im Hebräischen als so genannter *status constructus* gebildet. Das bedeutet unter anderem auch, dass das

bestimmte Substantiv in der Genitivposition mit bestimmtem Artikel zu schreiben ist. Eine Ausnahme bilden die Eigennamen, die auch ohne den bestimmten Artikel angefügt werden können. *Shi'at 'Ali* kann demnach wohl heißen „Partei des Ali“, nicht aber „Partei des Erhabenen“. Letzteren Vorschlag nehme ich deshalb – aber auch noch aus einem anderen Grund (s. u. Abschnitt III) – solange zurück, bis in diesem Punkt Klarheit herrscht.

(2) Der Begriff *Shi'a*

In Bezug auf den Begriff *Shi'a* weist Birken zuerst darauf hin, dass *Shi'a* lediglich Partei im politischen und rechtlichen Sinn bedeutet. Hier liegt offenbar kein Widerspruch zu meiner Auffassung vor, da ich sowohl die arianische Partei der katholischen Theologie als auch die *Shi'at 'Ali* nicht nur als religiöse, sondern auch als politische Bewegung verstehe.

Birken erinnert dann daran, dass Ali kein Religionsgründer mit einer eigenen Theologie oder Verkündigung war. Ali bzw. die späteren Schiiten wehrten sich immer gegen „die Unterstellung, etwas anderes als die Religion Mohammeds zu propagieren“ [Birken, 693].

Auch diesen Hinweis verstehe ich nicht als Widerspruch. Nach meiner These ist die *Shi'a* älter als Mohammed (zumindest als der historisierte Mohammed, s. u. Abschnitt III), der Urkoran stammt aus ihren Kreisen. Sie schloss sich mit den Umayyaden zusammen, um gegen byzantinische Übergriffe sicher zu sein. Die Umayyaden (Muawiya) waren ebenfalls auf Kompromisse angewiesen, um das anti-byzantinische Bündnis mit den Schiiten eingehen zu können. Das Zugeständnis von Seiten der Umayyaden bestand in der Anerkennung des Koran, die Schiiten mussten Mohammed als Religionsstifter und Muawiya als Kalifen akzeptieren. Dass es hier gleichwohl des öfteren zu Spannungen kam, beweist eben der von Birken erwähnte Vorwurf, der den Schiiten im Laufe der Geschichte immer wieder gemacht wurde.

(3) Verwandtschaft und Einigung zwischen Aliden und Umayyaden

Birken hält mir dann vor, dass „zwischen Aliden und Umayyaden aus arabischer Sicht keine enge Verwandtschaft“ bestand. Nun hatte ich das auch nicht geschrieben, so dass hier ein weiteres Mal kein Widerspruch vorliegt. Mir ging es um einen anderen Punkt: Nach der obigen Vorstellung einer Einigung zwischen Schiiten und Muawiya war es ein nahe liegender Teil der Vereinbarungen, dass die Anführer beider Parteien eine Verwandtschaft mit Mohammed aufweisen sollten, weil beide einen Führungsanspruch über die *Umma* behaupteten. Im Rahmen jener Vereinbarungen muss der islamische Gründungsmythos (oder zumindest dessen Kern) entstanden sein. Die Verwandtschaft zwischen den Parteien war also nie mehr als ein historisches Konstrukt.

Weissgerber erinnert in seinem Beitrag daran, dass sich beide Parteien als *Haschimiden* betrachteten [Weissgerber 2008, 703].

Nicht auszuschließen ist freilich, dass Teile des Gründungsmythos später hinzu kamen. Birkens Vermutung, dass die Institution des Imamats eine nachträgliche Schöpfung ist, um schiitische Herrschaftsansprüche gegen die Abbassiden geltend zu machen, erscheint als reelle Möglichkeit.

Birkens letzter Einwand betrifft den Umstand, dass die traditionelle Islamhistorie von einer Einigung zwischen Umayyaden und Aliden nichts wisse. Birken übergeht dabei meinen Hinweis auf die Schlacht bei Siffin, wo sehr wohl eine solche Einigung erfolgt ist. Die Einigung selbst zwischen Aliden und Muawiya kann deshalb in meinen Augen nicht strittig sein. Es kann nur um Bedeutung und Tragweite jener Einigung gehen. Ich gehe davon aus, dass uns über die Vereinbarungen nach der Schlacht bei Siffin nicht die ganze Wahrheit überliefert wird. Stellvertretend für andere mag hier die Darstellung durch Philip Hitti stehen:

„Plötzlich sah man in die Luft gesteckte, an Lanzen befestigte Koranexemplare – eine Geste, die als Appell gedeutet wurde, statt Waffen den Koran entscheiden zu lassen. Die Feindseligkeiten hörten auf. Gedrängt durch seine Anhänger akzeptierte Ali Muawiya's Vorschlag, den Fall vor einem Schiedsgericht auszutragen und so das Vergießen von Moslemlut zu verhindern. Der Schiedsspruch wäre freilich ‚gemäß Allah's Wort‘ zu fällen – was immer das heißen mochte. Gegen besseres Wissen ernannte der Kalif [Ali; JB] Abu-Musa al-Ashari zu seinem persönlichen Vertreter, einen Mann von unzweifelhafter Frömmigkeit aber auch von einer nur halbherzigen Treue zur Sache der Aliden. Muawiya stellte ihm Amr ibn-al-As gegenüber, der als politisches Genie der Araber galt. Die zwei Schiedsrichter – beide mit einem geschriebenen Dokument ausgestattet, das ihnen vollen Verhandlungsspielraum gestattete, und beide begleitet von vierhundert Zeugen – hielten ihre öffentliche Sitzung im Januar 659 zu Adhruh an der Hauptkarawanenroute zwischen Medina und Damaskus und auf halber Strecke zwischen Ma'an und Petra ab.

Was bei dieser historischen Konferenz genau passiert ist, ist schwer zu ermitteln. Unterschiedliche Quellen erzählen unterschiedliche Versionen [in einer Fußnote nennt Hitti at-Tabari, Masudi, Yaqubi und ibn-al-Tiqtaqa; ...] Die Akzeptanz des Arbitrageprinzips erwies sich auf mehrfache Weise als für Ali katastrophal: Es beraubte ihm die Sympathie eines größeren Teils seiner Anhänger. Diese Charidschiten (Abtrünnigen), wie sie genannt wurden, die früheste Sekte des Islam, wurden zu seinen Todfeinden“ [Hitti, 181; Übers. JB. Im ausgelassenen Teil beschreibt Hitti, wie Muawiya's Unterhändler ihm durch einen List das Kalifat sicherte.]

Wenn wir von der historischen Nichtexistenz des Ali ausgehen (s. u. Abschnitt III), ist diese Erzählung freilich in Teilen ein Mythos, der Anderes, Nicht-Erzähltes verdecken soll. Meine Vermutung bleibt weiterhin, dass sich hinter diesem Mythos ein später nie mehr grundsätzlich in Frage gestellter Vertrag zwischen Muawiya und der Führung der arianischen Bewegung im Nahen Orient verbirgt. Der Vertrag betraf die Gründung einer neuen, von Justinians katholischer Reichskirche unabhängigen Religionsgemeinschaft.

Insgesamt meine ich, gezeigt zu haben, dass Birkens Einwände zwar in einigen Punkten Korrekturen nötig gemacht haben, letztendlich aber nicht den Kern der Sache erreichen. Eine bemerkenswerte Bestätigung finde ich indes bei einem Autor, dessen Artikel über Entstehung, Entwicklung und Bedeutung des Islam ich erst kurz nach Erscheinen meines vorigen Beitrags las. Es handelt sich um den deutschen Islamwissenschaftler Muhammad Kalisch und seinen im Internet veröffentlichten Artikel *Islamische Theologie ohne Mohammed* [Kalisch (2008) = K].

III. Die frühe Schia und die Gnosis

Muhammad Kalisch (*1966) konvertierte als 15-Jähriger vom Protestantismus zum Islam. Seit Juli 2004 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Religion des Islam an der Universität Münster. Dort ist er unter anderem für die Ausbildung von Lehrern für den islamischen Religionsunterricht zuständig. Nachdem er vor einigen Monaten in einem Rundfunkinterview Zweifel an der historischen Realexistenz des Propheten Mohammed geäußert hat, hat der *Koordinationsrat der Muslime in Deutschland* die Zusammenarbeit mit dem *Centrum für Religiöse Studien* an der Universität Münster eingestellt. Jungen Muslimen wird empfohlen, dort nicht mehr zu studieren.

Kalisch nimmt mit u. a. Jansen, Ohlig und Popp an, dass die frühe Islamgeschichte nicht so verlaufen sein kann, wie sie uns überliefert wird. Schon allein die Münzfunde sprechen dagegen – wie wir es bereits dank Manfred Zeller [1993] wissen. Dieselben historisch-kritischen Methoden, die seit langem auf die Geschichte des Judentums und des Christentums angewandt werden, sollten nach Kalisch auch bei der Erforschung der Geschichte des Islam zum Einsatz kommen. Entsprechend schreibt Kalisch über Muawiya, den ich vorerst weiterhin als den historisch-realen Begründer des Islam betrachte [vgl. Beaufort 2008]:

„Mu'awiya etwa lässt eine Inschrift in griechischer Sprache anbringen, der ein Kreuz vorangestellt ist. Auch auf Münzen taucht das Kreuz auf. In einer christlichen Chronik wird gar berichtet, Mu'awiya habe in Golgota und Gethsemane gebetet. Nichts deutet darauf hin, dass wir es bei Mu'awiya mit einem Muslim zu tun haben. Man kann hier übrigens nicht

mit der Argumentation vorgehen, die Shi'a habe ja schon immer behauptet, Mu'awiya sei eigentlich Heuchler und Ungläubiger gewesen. Die islamische Geschichtsschreibung, auch die von der Shi'a anerkannte, hat immer betont, dass Mu'awiya sich als Muslim dargestellt hat und es gut verstand, sich als solchen zu verkaufen. Die berühmte Geschichte mit den Qur'anseiten an den Lanzen bei Siffin stellt ihn ja gerade als einen Meister der Propaganda dar, der genau wusste, wie er sich nach außen religiös darstellen musste. Dieser Mu'awiya hat aber ganz offensichtlich auf jeglichen Hinweis zu seiner islamischen Religionszugehörigkeit auf Münzen und Inschriften verzichtet.“ [K. 11]

Muawiya war allem Anschein nach eine Übergangsgestalt mit christlichen Wurzeln. Seine Einigung mit den Anhängern des Ali nach der Schlacht von Siffin mag am Ursprung jenes mächtigen anti-byzantinischen Bündnisses gestanden haben, das dann im beginnenden 7.||10. Jh. die Eroberung Jerusalems und den persisch-arabischen Durchmarsch durch Nordafrika bis nach Spanien ermöglicht hat [vgl. Illig, 159-162].

Wichtig für die These, dass die Verketzerung der „Arianer“ bzw. der Anhänger des „Arius“ neben dem gnostischen Urchristentum insbesondere auch die Aliden treffen sollte, sind nun Kalischs Ausführungen über die frühe Schia. Kalisch erinnert unter Berufung auf den Tübinger Islamwissenschaftler Heinz Halm daran, dass der frühe Islam selbst eine stark gnostische Ausrichtung hatte:

„Für den Frühislam ist im häresiographischen Schrifttum ein Phänomen bezeugt, dass in der Forschung ebenfalls als Gnosis bezeichnet wird, weil sich eine Ähnlichkeit zur spätantiken Gnosis feststellen lässt.“ [K. 3, Anm. 6]

Diese frühislamische Gnosis sei später gründlich verdrängt worden. Über die fehlende zu erwartende Literatur aus der Frühzeit des Islam schreibt Kalisch:

„Warum ist überhaupt so wenig Literatur aus dieser Zeit erhalten? Wenn man weiß, wie gründlich die schließlich siegreiche katholische Kirche mit dem Erbe der Antike und der Gnosis aufgeräumt hat, dann kann man sich gut vorstellen, was sich vielleicht im Islam abgespielt haben mag. Seit den glücklichen Funden von Nag Hammadi wissen wir, was für ein reicher Schatz an gnostischer Literatur einst existiert haben muss. Wer weiß, welche Literatur in der Umayyadenzeit existiert haben mag, die für immer verloren gegangen ist? Wo sind die Zeugnisse der frühislamischen Gnosis (die *Gulat* der islamischen Häresiographen) geblieben?“ [K. 4]

Insbesondere ist es die frühe *Shi'a*, die mit den *Gulat* in Verbindung zu bringen ist. Wie die spätere katholische Theologie deutet auch islamische Häresiographie die Gnosis als häretische Abweichung von der reinen Lehre. Damit stellen beide die Verhältnisse auf den Kopf: Die verketzernde Lehre war in

Wirklichkeit der Anfang, der aber – aus welchen Gründen auch immer – vergessen werden sollte. Kalisch dazu [K. 18]:

„Nicht nur die Tatsache, dass man sich in der Häresiographie der Gulat so ausführlich erinnert, auch die Tatsache, dass trotz der späteren klaren Distanzierung der Shi'a von den Gulat eine ursprüngliche Verbindung zwischen den Gulat und der übrigen Shi'a in der Überlieferung immer noch spürbar ist, lässt erkennen, dass das Phänomen der Gulat bei der Entstehung des Islam eine wichtige Rolle gespielt haben muss. Die späteren muslimischen Häresiographen stellen die Gulat als eine häretische Abweichung von einer ursprünglichen Lehre dar. Warum sollen wir ihnen das glauben? Nichts spricht dafür, dass sie uns Geschichte überliefern. Das Schrifttum der Gulat ist verloren gegangen. Wir kennen nur noch die Version der Geschichte, wie sie die späteren Sieger erzählen und diese Version ist natürlich Theologie.“

Über den Koran, dem nach Meinung von Lüling und anderen ein Urkoran zu Grunde liegt [Lüling 1974] und der nach meiner Vermutung ein ursprünglich schiitisches Buch war, heißt es bei Kalisch [17]: Die

„Entstehung des Islam aus einer christlichen oder judenchristlichen Gnosis scheint mir sehr wahrscheinlich und so sehe ich im Qur'an, unabhängig von der Frage, wer der Verfasser ist, im Kern einen gnostischen Text.“

Jene frühe islamische Gnosis ist für Kalisch einer der Hauptgründe, nicht länger an einen historisch realen Mohammed zu glauben. Denn Mohammed erscheint den Gnostikern noch als kosmische Kraft und nicht als realhistorische Figur. Erst später sei er nach dem Vorbild von Moses und Jesus historisiert worden (die Hidschra entspräche dem Auszug aus Ägypten [K. 13 f.]). Kalisch [15] meint, es sei psychologisch nachvollziehbar, wie eine kosmische Kraft nach und nach personifiziert und historisiert wird, der umgekehrte Prozess jedoch nicht:

„In der islamischen Gnosis erscheinen Muhammad und ebenso 'Ali, Fatima, Hasan und Husain auch als kosmische Kräfte. Al-As'ari erwähnt, dass der Gnostiker Abu Mansur al-'Igli die Auffassung vertrat, dass Gott als erstes Jesus erschaffen habe und dann 'Ali. Hier steht offensichtlich noch der kosmische Christus. Wenn am Anfang des Islam eine christliche Gnosis gestanden hat, dann könnte es sein, dass der kosmische Christus im arabischen Bereich zunächst in Muhammad umbenannt worden ist und dieser kosmische Muhammad dann als Neuauflage von Moses und Josua (=Jesus) in einem Mythos von einem arabischen Propheten präsentiert wurde. Gnostiker haben ohnehin immer gewusst, dass es sich dabei um mythische, nicht um historische Gestalten gehandelt hat und waren stets sehr phantasievoll, wenn es darum ging, ihre Theologie in mythischer Form zu präsentieren.“

Im Zusammenhang der Aliden=Arianer-These ist an diesen Ausführungen von Bedeutung, dass die frühe Schia allem Anschein nach eine gnostische Bewegung war, die die Gottessohnschaft Jesu ablehnte. Jesus wurde, wie Ali, erschaffen und nicht gezeugt. Das entspricht dem, was katholische Häresiologie den Anhängern des fiktiven Priesters „Arius“ vorwirft. Damit wird plausibel, dass die Schia ihre Wurzeln in jenem gnostischen Urchristentum hat, das sich anfänglich noch nicht auf einen Gottessohn Jesus bezog. Erst im Laufe seiner Entwicklung spaltete sich dieses Urchristentum in Gruppierungen, die den Gottessohn mit dem Retter Israels Josua = Jesus identifizierten, und solche, die diese Gleichsetzung ablehnten. Justinians staatlich verordneter Katholizismus favorisierte erstere, während letztere als Arianer verketzert wurden. Die Arianer im byzantinischen und im ehemals weströmischen Reichsgebiet wurden seither verfolgt und schließlich ausgerottet (zuletzt die südfranzösischen Katharer). Die Arianer im islamischen Bereich überlebten als Aliden bzw. Schiiten, mussten dafür aber Mohammed als Allahs Propheten anerkennen.

IV. Die Vorgeschichte der christlichen Taufe

Gemäß der begründeten Vermutung von Zainab Müller [2007] hieß „arianisch“ ursprünglich schlicht „iranisch“ (nach der persischen Region „Aria“). Ich habe diese Vermutung übernommen und verbinde sie mit der These der radikalkritischen Theologie von Bruno Bauer bis Hermann Detering, nach der die Gnosis nicht eine spätere Abweichung vom Katholizismus war, sondern ihm genau umgekehrt vorausging. Die Wurzeln dieses gnostischen Urchristentums selbst sind demnach in Iran zu suchen. Der Kunstgriff der katholischen Häresiologie, den Begriff „arianisch“ auf einen fiktiven Priester „Arius“ zu beziehen, war zugleich der Versuch, die geographische Herkunft des Urchristentums zu verschleiern. Stattdessen sollte geglaubt werden, dass sämtliche christliche Kirchen und Sekten sich auf das Wirken des galiläischen Predigers, Wunderheilers und Gottessohnes Jesus zurückführen ließen.

Nun hatte ich [2008] für die Auffassung argumentiert, dass der iranisch-jüdische Mandäismus die Quelle aller frühchristlichen Bewegungen war. Er wäre eine frühe Abspaltung von der Hauptrichtung der jüdischen Religion, die sich unter jenen Juden entwickelt hat, die nach dem babylonischen Exil in Mesopotamien zurückgeblieben sind. Hier wäre der Mythos vom am Jordan predigenden und taufenden Johannes entstanden, den dann sämtliche christliche Bewegungen einschließlich des orthodoxen und römischen Katholizismus sowie auch des Islam übernommen haben.

Ich möchte nun zur Stützung dieser Vermutung einen Autor heranziehen, der sich gründlich mit der Frage nach der Herkunft des christlichen Taufritu-

als befasst hat. Es handelt sich um den klassischen Philologen Richard Reitzenstein (1861–1931; = R.), der in Strassburg, Freiburg i. Br. und schließlich bis zu seiner Emeritierung in Göttingen lehrte. Er fühlte sich der von Göttingen aus wirkenden religionsgeschichtlichen Schule innerhalb der Theologie verbunden. Sein Hauptinteresse galt den hellenistischen Mysterienreligionen und der Gnosis.

1929 erschien sein Buch *Die Vorgeschichte der christlichen Taufe*, das die Beziehung zwischen der mandäischen und der christlichen Taufe zu klären versucht. Die Studie wurde möglich dank der Arbeiten des Semitisten Mark Lidzbarski (1868–1928), der die mandäischen Hauptwerke ins Deutsche übersetzt hatte. Reitzenstein zeigt sich in seinem Buch als eher konservativer Protestant, für den die historische Realexistenz von Jesus und Johannes dem Täufer sowie auch die historische Verlässlichkeit der neutestamentlichen Evangelienberichte außer Frage steht. Die gegnerische Auffassung, mit der er sich auseinandersetzt, ist die zu seiner Zeit unter Theologen übliche Sicht, nach der der Mandäismus eine „verwilderte christliche Sekte“ [R. 254] war, die sich spät, vielleicht sogar erst im 8. Jh., von der „Großkirche“ getrennt hätte.

Heute ist sich auch Mainstream-Forschung darüber einig, dass die Mandäer viel älter sind [Rudolph]. Reitzenstein muss sich aber noch um Argumente bemühen, die die Frühdatierung belegen sollen. Nun findet er in der außermandäischen Literatur (u. a. bei Philo von Alexandrien, gest. nach +40) Hinweise auf religiöse Vorstellungen und Riten, die denen der Mandäer ähnlich sind und von diesen entlehnt seien, so dass die Mandäer selbst älter sein müssen. Reitzensteins Hauptargument besteht aber im Nachweis, dass die Christen das Taufritual von den Mandäern übernommen haben – und eben nicht umgekehrt.

(1) Die Herkunft des Taufrituals

Tatsächlich ist die Taufe mit anschließender Mahlzeit das Hauptritual der Mandäer. Die Taufe ist zuerst Initiationsritus, wird darüber hinaus aber an Sonntagen und bei den jährlichen großen Festen praktiziert. Reitzenstein zitiert aus dem Buch *Ginza* („Schatz“), einem der Hauptwerke der umfangreichen, im Mandäischen (einer semitischen, ostaramäischen Sprache) verfassten religiösen Literatur [R. 2]:

„Was hat dein Vater mit dir getan, o Seele,
am großen Tage, an dem du gefestigt wurdest?
Er führte mich in den Jordan hinab und pflanzte mich da auf,
dann führte er mich zu seinem Ufer empor und stellte mich hin.
Er bereitete Pihta und reichte es mir,
sprach die Lobpreisungen über den Kelch und gab mir zu trinken.“

Er setzte mich zwischen seine Knie
und sprach den Namen des gewaltigen (Lebens) über mich“.

Dieses Tauflied nennt die wichtigsten Elemente der mandäischen Taufe. Gehüllt in weiße Kleider steigen Täufer und Täufling hinab in fließendes („lebendiges“) Wasser, das als „Jordan“ bezeichnet wird. Dort wird der Täufling dreimal untergetaucht. Nach der Taufe wird das Brot (*Pihta*) gegessen und der geweihte Trank (*Mambuha*) getrunken. Darauf folgt die eine Adoption symbolisierende Kniesetzung durch den Priester.

Im Lied nicht erwähnt wird die Salbung mit Öl, die aber fester Bestandteil der Taufe ist und entweder unmittelbar nach der Wassertaufe oder auch nach der Gabe von Brot und Trank gespendet wird, wie aus einer anderen *Ginza*-Stelle deutlich wird:

„Lasset frei fließen (?) den Jordan und taufet euch. Taufet eure Seele, sprecht die Lobpreisung über das Pihta und esset es, sprecht die Lobpreisung über das Mambuha und trinket es und saget den Segensspruch über das Öl und zeichnet euch damit.“ [R. 187]

Das Eintauchen in den mythischen Jordan wird als Beginn einer Himmelsreise durch den Täufling verstanden. Der Jordan ist der in der Erinnerung immer schon verklärte Jordan, der „Jordan lebenden Wassers“, „großer Jordan des Lebens“ oder auch „großer Jordan der Heilungen“. Die Wassertaufe reinigt von Sünden, heilt die Seele und erwirkt die Neugeburt des Täuflings. Die Salbung mit dem zuvor geheiligten Öl wehrt die Dämonen ab und ermöglicht den Eintritt in den Himmel.

Reitzenstein macht nun auf den großen Unterschied zwischen der Bedeutung der Taufe im Mandäismus und im Christentum aufmerksam. Bei den Mandäern ist die Taufe ein zentrales, häufig wiederholtes Ritual, um das sich die ganze Religion ordnet. Johannes der Täufer ist der wichtigste oder gar einzige menschliche Lehrer. Das Taufwasser symbolisiert das Leben, das den Mandäern heilig ist (sie dürfen nicht töten und keine Waffen tragen). Ihr Hauptgott ist Manda d’Haije, was wörtlich „Erkenntnis des Lebens“ bedeutet: Die Mandäer sind Gnostiker („Erkennende“). Hier hängen Lebensweise, religiöses Ritual und Theologie also organisch miteinander zusammen.

Dagegen erkennt Reitzenstein im Christentum zahlreiche Widersprüche, sobald es um die Taufe geht. So ist zwar Jesus getauft worden, aber selbst hat er nie jemanden getauft. Die Hauptbedeutung der Taufe ist im Christentum die Vergebung der Sünden, aber dem widerspricht, dass die Taufe nur einmal im Leben „genommen“ werden darf und vielmehr als Initiationsritus zu verstehen ist [R. 156]. Die Taufe wurde in der christlichen Theologie Gegenstand heftigster Auseinandersetzungen, sie wurde immer wieder neu definiert, bis sie schließlich als Kindertaufe an den Rand gedrängt wurde. (Letztere befreit von der Erbsünde: ein eigenes Thema, worüber im vorgeblich antiken, ver-

mutlich aber hochmittelalterlichen, mit rückdatierten Pseudepigraphien geführten Streit zwischen Augustinus und Pelagius entschieden wurde.)

Fast anrührend zu lesen ist, wie der fromme Protestant Reitzenstein zugibt, dass ihm zwar die Herkunft der christlichen Taufe von den Mandäern intellektuell längst eingeleuchtet hat, er aber doch noch schwer mit sich ringen musste, bevor er wirklich überzeugt sein konnte [R. 202 f.]. Zu Hilfe kam ihm dabei letztlich die Erkenntnis, dass sich das mandäische Taufritual sehr eng an indische und persische Vorbilder anlehnt. So hat etwa der mandäische *Mambuha* (wie der spätere christliche Messwein) seine Entsprechung im rigvedischen *Soma* und im avestischen *Haoma*, die beide im Anschluss an die Taufe getrunken werden. Da Reitzenstein aufgrund mehrerer Hinweise auf die Herkunft der indischen und der mandäischen Taufe aus dem persischen Brauch schließt, wird ihm am Ende die Entwicklungsfolge persisch-mandäisch-christlich die plausibelste.

(2) Die Herkunft der Mandäer

Aber immer noch gab es ein Problem, das im übrigen nicht nur Reitzenstein beschäftigt hat, sondern die Mandäismus-Forschung insgesamt bis heute belastet. Für Reitzenstein stellte sich die Lage so dar, dass die Mandäer irgendwann im Lauf ihrer Geschichte – aber nach der Ausbildung ihrer Religion und nach dem Auftreten des Täufers – aus Palästina an den Euphrat gezogen waren. Johannes der Täufer und seine Jünger bildeten in seiner Sicht eine eigenständige Gruppierung, die sich aus dem Mandäismus entwickelt hat. Wenn aber der Mandäismus in Palästina entstanden ist, entsteht die Frage, ob iranischer religiöser Einfluss bis dorthin reichte. Erst als Reitzenstein weitere – allerdings relativ vage – Indizien für einen solchen Einfluss fand, war für ihn die Sache endgültig entschieden.

Auch heutige Forschung schlägt sich noch mit dem Problem der Herkunft der Mandäer herum. Zweifellos sind jüdische Traditionselemente vorhanden: Zum Beispiel leiten sich die Mandäer von Adam und Eva her, neben dem Jordan hat auch Jerusalem für sie große (allerdings weitgehend negative) Bedeutung, in ihren Schriften polemisieren sie gegen das orthodoxe Judentum. Weiter nennen sie sich Nazoräer, halten allerdings das Nazoräertum für älter als die jüdische Orthodoxie. (Noch Jesus, von den Mandäern für einen falschen Propheten gehalten, wurde im frühen Christentum als Nazoräer bezeichnet. Später hat man versucht, diesen Begriff von Jesu fiktivem Geburtsort Nazareth abzuleiten – ein ähnlicher Kunstgriff wie im Fall der Arianer und des fiktiven Arius.)

Es ist also überaus plausibel, dass die Mandäer einmal in Palästina gewohnt haben. Die Frage ist dann nur, wann sie dort weggezogen sind. Auf-

grund des Bezuges auf Johannes den Täufer nimmt die Forschung an, dass dies *nach* dessen Auftreten am Jordan geschehen sein muss. Zwar schließt sie (wie auch Reitzenstein) aus, dass die mandäische Religion vom Täufer geschaffen wurde [R. 268]. Vielmehr sei die Täuferbewegung aus dem Mandäismus hervorgegangen. Die vollständige Entwicklungsfolge des Taufrituals ist somit zumindest nach Reitzenstein persisch-mandäisch-johanneisch-christlich. Weil aber Johannes offenbar auf den Mandäismus zurückgewirkt hat, sei gleichwohl anzunehmen, dass die Mandäer erst nach Johannes aus Palästina ausgezogen sind.

Nun ist nicht zu übersehen, dass diese ganze Problematik nur durch die Annahme entstehen konnte, Johannes der Täufer sei ein historisch realer Prophet gewesen, der wirklich am Jordan getauft und gepredigt hat. Diese Voraussetzung erscheint innerhalb der Mandäismus-Forschung zwar als Konsens, aber nicht unbedingt als gut begründet. Für diejenigen, denen die Historizität von Jesus, Paulus, Ali, Arius und Mohammed nicht mehr ohne weiteres einleuchtet, ist es freilich nur ein kleiner Schritt, auch den Täufer Johannes als religiöse Schöpfung zu erkennen. Diese Deutung dürfte um so plausibler sein, als sie sich zwanglos aus dem Umstand ableiten lässt, dass Juden, die seit dem Exil in Mesopotamien fern des Landes leben, in dem sie die Wurzeln ihrer Religion wissen, dieses in der Erinnerung verklären werden. (Wer Schwierigkeiten hat, sich den Vorgang der Historisierung fiktiver Prophetengestalten vorzustellen, möge an das Bibelbuch Jona denken. Vor nicht einmal allzu langer Zeit galt die Historizität dieser wunderlichen Erzählung zwar vielleicht nicht in jeder Einzelheit, aber doch im Großen und Ganzen noch als unstrittig. Heute ist sie als literarische Fiktion der persisch-hellenistischen Zeit erkannt – also genau jener Zeit, in der wir auch die Erschaffung der Täufergestalt vermuten dürfen.)

Wird Johannes der Täufer einmal als religiöse Schöpfung der Mandäer erkannt, dann ist es nicht mehr nötig, eine eigene Gruppierung von Johannes-Jüngern neben den Mandäern zu postulieren. Auch dürfte damit das Problem ihrer Herkunft geklärt sein. Wie ihre Religion dann zum Ausgangspunkt der hellenistischen Gnosis bzw. des hellenistischen Urchristentums werden konnte, ist sicher eine noch offene Frage. Meine Vermutung im vorigen Beitrag halte ich weiterhin aufrecht: Die älteste urchristliche Kirche könnte die Kirche des Ostens gewesen sein, deren höchster Würdenträger immer der *Katholikos* von Seleukia-Ktesiphon war. Diese Kirche hätte dann den Johannes-Glauben der Mandäer mit der persisch-griechischen Idee des Geistes (*mainyu*, *pneuma*) verbunden.

Fazit

Die Ausgangsthese, nach der mit dem Verbot der Lehre des fiktiven griechischen Priesters „Arius“ die „Partei des Ali“ getroffen werden sollte (aber noch nicht der erst später entstandene Islam), ist aufrecht zu erhalten. Birkens Einwände haben zwar kleinere Korrekturen nötig gemacht, aber sie erschienen nicht geeignet, die These ernsthaft zu gefährden. Vielmehr wird diese durch den von Muhammad Kalisch in Erinnerung gerufenen Umstand gestützt, dass die Partei des Ali ursprünglich eine Bewegung mit stark gnostischen Zügen war. Damit wird zugleich die weitere These, dass die Verurteilung der Arianer unter Justinian auch auf das gnostische Urchristentum zielte, plausibler. Das gnostische, „arianische“ Christentum war das Christentum aus Aria = Iran [Müller]. Seine Wurzeln hat es in der mandäisch-johanneischen Täuferreligion. Dafür spricht nicht zuletzt die Herleitung des christlichen Taufrituals durch Reitzenstein. Die wirkliche Herkunft des Christentums musste aber verdrängt werden, weil Justinians Katholizismus nun mal eine Entstehung in Galiläa bzw. Judäa vorsah. Nicht zuletzt deshalb wurde „Arius“ erfunden. Eine Rekonstruktion der arabischen und byzantinischen spätantik-frühmittelalterlichen Chronologie hat diese Zusammenhänge mitzubedenken. Sie wird den 297-Jahre-Abstand zwischen dem Konzil von Nicäa und der Hidschra als komputistisches Konstrukt behandeln. Beim Konzil von Nicäa wurde nie ein Priester Arius verurteilt. Die Geschichte des Islam vor Muawiyah ist in Wirklichkeit die Geschichte des Arianismus bzw. der *Shi'at 'Ali*. Weil diese Bewegung im Nahen Osten und Nordafrika schon vor dem Bündnis mit den Umayyaden sehr mächtig war, konnte sich der Islam in kürzester Zeit überall dort ausbreiten. Plausibel wird damit eine Chronologie, die Justinian, Muawiyah und Konstantin VII. relativ zeitnah aufeinander folgen lässt.

Im Text zitierte Literatur

- Beaufort, Jan (2008): Arius und Ali. Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam. Eine Antwort auf Zainab A. Müller; in *Zeitensprünge* 20 (2) 314-331
- Birken, Andreas (2008): Gegenrede im Namen Alis; in *Zeitensprünge* 20 (3) 692-701
- Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar? 2000 Jahre Anbetung einer Kopie*; München
- Detering, Hermann (1992): *Paulusbriefe ohne Paulus? Die Paulusbriefe in der holländischen Radikalkritik*; Frankfurt am Main u. a.
- Hitti, Philip K. (1970): *History of the Arabs*; London · Basingstoke
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- K = Kalisch, Muhammad (2008): *Islamische Theologie ohne historischen Mohammed – Anmerkungen zu den Herausforderungen der historisch-kritischen Methode für*

das islamische Denken;

http://www.uni-muenster.de/imperia/md/content/religioesestudien/islam/_v/kalisch_islamische_theologie_ohne_historischen_muhammad.pdf (= K)

- Lüling, Günter (1974): *Über den Ur-Qur'an. Ansätze zur Rekonstruktion vorislamischer christlicher Stropheneder im Qur'an*; Erlangen
- (1977): *Der christliche Kult an der vorislamischen Kaaba als Problem der Islamwissenschaft und der christlichen Theologie*; Erlangen
 - (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammed. Eine Kritik am „christlichen“ Abendland*; Erlangen
- Müller, Zainab A. (2007): Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer; in *Zeitensprünge* 19 (3) 600-609
- Procopius (1935): *The Secret History*. Transl. by H. B. Dewing; Cambridge (Mass.)
- Petrus Venerabilis (1985): *Contra sectam saracenorum*. In Petrus Venerabilis, *Schriften zum Islam*. Hg. von Reinhold Gleis; Altenberge, 30-224
- R. = Reitzenstein, Richard (1929): *Die Vorgeschichte der christlichen Taufe*; Leipzig · Berlin
- Rudolph, Kurt (1960/61): *Die Mandäer*. 2 Bände; Göttingen
- Theophanes Confessor (1997): *The Chronicle of Byzantine and Near Eastern History AD 284-813*. Ed. by Cyril Mango and Roger Scott; Oxford/ New York
- Topper, Uwe (1999): *Erfundene Geschichte. Unsere Zeitrechnung ist falsch*; München
- Vitry, Jacques de (1972): *Historia orientalis*. Ed. by John F. Hinnebusch; Fribourg
- Wadler, Arnold (1988): *Der Turm von Babel. Urgemeinschaft der Sprachen*; Wiesbaden (1935, Basel)
- Weissgerber, Klaus (2007): Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV); in *Zeitensprünge* 19 (1) 120-129
- (2008): Fundleere gegen Traditionen. Bemerkungen zur islamischen Problematik (Islamica V); in *Zeitensprünge* 20 (3) 702-708
- Wikipedia (2009): *Ali ibn Abi Talib*, Abfrage vom 7. März
- Zeller, Manfred (1993): Das Kalifat der Omajjaden; in *Zeitensprünge* 5 (3) 69-86

PD Dr. Jan Beaufort jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

Jan Beaufort stellt auf S. 93 fest: „Das Urchristentum hatte seine Heimat in Aria = Iran (wie Zainab Müller überzeugend dargelegt hat [Müller 3/2007])“. Doch bei ihr findet sich m.E. (HI) eine eher hypothetische Folgerung, keine Fundierung dieser grundstürzenden These. Zugleich ist bei Müllers Aufsatz der dort gestörte Übergang von S. 607 zu S. 608 zu komplettieren:

„Die iranisch-gnostische Auffassung ging schon früh von *einem* männlichen Gott aus und war dualistisch insofern, als sie die Schöpfung hervorgehen sieht aus einer Teilung der Einheit, die zu einer polaren Spannung führt, aus welcher das Licht, und daraus wiederum die Seelen, sich emanieren.“

Phantomzeit, früher Islam und die Zeitären

Alte und neue Thesen (Islamica VI)

Klaus Weissgerber

„Niemand liest, was ein anderer geschrieben hat. Niemand gibt sich die Mühe zu verstehen, was der andere meinen könnte.“ Eine hoffentlich unrichtige Bemerkung von Walter-Thomas Heyn [6].

Grundsätzliche Vorbemerkung (statt eines Abstracts)

In meinem Beitrag *Islamica V* [2008] habe ich meine neuen Erkenntnisse über die Frühgeschichte des Islam nur andeuten können; eine eingehendere Darstellung war dringend erforderlich. Ich gehe hierbei konsequent von Illigs astronomisch und archäologisch gut begründeter Phantomzeit-Theorie (Leerzeit von ca. 297 Jahren) aus, von deren Richtigkeit ich nach meinen umfangreichen konkreten Analysen der Geschichte Thüringens, Osteuropas und Asiens überzeugt bin. Ich stelle deshalb hier nicht die Frage, ob diese Theorie stimmt, sondern setze ihre Richtigkeit voraus.

Volker Popp zur „Arabischen Ära“

Nachdem Karl-Heinz *Ohlig* in seinem umfangreichen FAZ-Artikel vom 21. 11. 2006 die Historizität Muhammads bestritten hat, habe ich in meinem Beitrag *Islamica IV* [2007] kritisch zu den Auffassungen der Ohlig-Schule Stellung genommen. Um den wissenschaftlichen Anschluss nicht zu verlieren, ist jedoch eine tiefere Auseinandersetzung mit ihnen unerlässlich. Deshalb habe ich die beiden 2005 und 2007 veröffentlichten (leider sehr teuren) Sammelbände mit Beiträgen dieser Schule gekauft und inzwischen eingehend analysiert. Den Autoren, wie Ohlig, Christoph Luxenberg, Volker Popp und Gerd-Rüdiger Puin, ging es vor allem darum, durch kritische Analysen des Korans und anderer frühen Texte Lülings Erkenntnis zu vertiefen, dass der Islam christliche Ursprünge hatte. Ihre Grundthese, dass der ursprüngliche Islam lange Zeit eine christliche Strömung war, ist kaum noch zu bezweifeln, wohl aber ihre Zuspitzung: Muhammad war Jesus.

Auf den archäologischen (und numismatischen) Befund ging nur *Popp* in beiden Bänden ein; ihm verdanke ich viele wertvolle Informationen. So zeigte er auf, dass viele zeitgenössischen Inschriften der Umayyaden-Zeit nicht nach der Hidshra-Zeitrechnung datiert waren:

„Bislang wurde auch nie mit aller Deutlichkeit auf den Umstand hingewiesen, dass die [besser: viele; K.W.] als Datierungen aufgefassten Zahlenan-

gaben auf den Münzen keinen Hinweis auf eine Ära geben. Auf den Münzen findet sich nur eine Zahl und kein Hinweis darauf, welcher Ära diese Zahl anzurechnen ist“ [Popp 2007, 56].

Da die in den Inschriften angegebenen Jahreszahlen mit den späteren Überlieferungen der Abbasidenzeit nicht in Einklang zu bringen waren, haben konventionelle Numismatiker eine *Yazdgard-Zeitrechnung* vorgeschlagen [vgl. Gaube 136; Z. A. Müller 2002a]. Popp [2005, 41 f.] bemerkte hierzu grundsätzlich:

„Wie geht nun die traditionelle Islam-Numismatik mit der Datierung einer Münze des ‘Abd al-Malik auf das Jahr 60 um? Da nach der historisierenden Literatur der Abbasidenzeit diese Datierung nicht verständlich ist, wird sie auch als nicht zulässig angesehen und es wird unterstellt, dass man sie nach einer persischen Ära zu lesen habe. Somit ist es möglich, die Zahlenangabe 60 der Münze als die persische Darstellung des Jahres 72 der Hīġra zu verstehen. Jetzt passt das Datum auch zu den durch die Literatur bekannt gewordenen Daten der Herrschaft ‘Abd al-Maliks.

Im Klartext: Die auf den Münzen vorhandenen Zahlenangaben werden aus der Sicht der Literatur bewertet. Passt eine Datierung zu den durch die islamische Traditionsliteratur späterer Jahrhunderte bekannt gemachten Daten, so lässt man sie als eine Datierung nach der Hīġra des Propheten der Araber gelten, passt sie nicht, dann wird sie passend gemacht, indem man zwölf Jahre hinzuzählt und sie als nach persischer Tradition erklärt.“

Popp wies aber auch auf zeitgenössische Inschriften hin, die ausdrücklich nach der *Ära der Araber* (KAT ARABAS) datiert wurden. Als erste nannte er die (mit dem Kreuzzeichen versehene) Inschrift des Umayyaden-Emirs Mu‘awiya (aramäisch: Maavia), in dem dieser die Wiedererrichtung der zerstörten Bäder von Gadara mitteilte. Diese wurde nach drei Zeitrechnungen datiert: „6. Jahr der Indiktion; Jahr 726 der Stadtgründung; Jahr 42 KAT ARABAS“ [2005, 38 f.; 2007, 57 f.]. Auch die späteren Umayyaden-Emire Abdallah bin Zubair (Jahr 60) und Abd al-Malik (Jahre 74-81) datierten ausdrücklich nach der Ära der Araber [Popp 68-70, 113].

Popp datierte allerdings diese Inschriften ins späte 7. Jh.; schon aus allgemeinen Erwägungen kann ich ihm insofern nicht folgen. *Gadara* (heute Umm Qais) liegt im heutigen Jordanien; nicht bekannt ist, wann diese Stadt gegründet wurde. Da sie aber schon um 200 v. Chr. erstmals zerstört wurde, muss ihr 726. Jahrestag spätestens ins 6. Jh. fallen. Auch aus numismatischen Gründen vertrat ich schon in meinem Beitrag *Islamica I* [439] die These, dass **Mu‘awiya** nicht nach, sondern vor 614 Syrien beherrscht hat. In diesem Jahr sollen nach byzantinischen Schriftquellen die Perser unter Chosrau II. Jerusalem erobert und das „Holz des Lebens“ (das angebliche Kreuz Christi) an sich genommen haben.

Popp [ebd.] hat auf Grund von inschriftlichen Analysen dargelegt, dass die Arabische Ära auf **Sonnenjahren** beruhte. Zu dieser Erkenntnis war schon vor ihm Zainab A. Müller [2002a, 348], nach eingehenden Studien in der *Enzyklopädie des Islam*, gekommen: „Bis zur Einführung des ‘reinen’ heutigen Mondkalenders [...] gab es bei den Arabern ein gebundenes Sonnenjahr.“

So fiel ursprünglich der Fastenmonat Ramadan immer in den Sommer. (Dies schloss nicht aus, dass bei der Berechnung von Festen auch die Mondphasen beachtet wurden.) Insofern habe ich keine Zweifel mehr, dass die Araber bis zur Einführung der Hidshra-Zeitrechnung nach Sonnenjahren datierten, was die chronologische Umrechnung sehr erleichtert.

Popp betrachtete das Jahr 622 als Ausgangspunkt der Arabischen Ära, allerdings nicht wegen der Hidshra, sondern wegen des Überraschungssieges, den der byzantinische Kaiser **Herakleios** in diesem Jahr über die Perser errungen haben soll [Popp 2007, 645, 649].

Schon 1992 hat Illig [1992b, 135 f.] überzeugend dargelegt, dass dieser „Überraschungssieg“ (die Rückeroberung Jerusalems) gar nicht stattgefunden haben konnte. In meinem Georgien-Beitrag [2000a, 264 ff.] habe ich mich ausdrücklich dieser Erkenntnis angeschlossen und versucht, diese weiter zu begründen. Die angebliche persische Niederlage wurde nur in recht späten und deshalb dubiosen byzantinischen Schriftquellen erwähnt. Auch in at-Tabaris m. E. noch glaubhaften „Sassanidenbuch“ ist nirgends von einer persischen Rückeroberung Jerusalems die Rede. Herakleios wurde lediglich nach diplomatischen Verhandlungen das „Holz des Lebens“, nicht aber die Stadt Jerusalem zurückgegeben [Islamica I, 2000b, 426].

Popp erkannte zwar, dass es eine Arabische Ära gab, wusste aber nicht, dass nach altarabischen Überlieferungen diese mit dem **Jahr des Elefanten** (544 n. Chr.) begann [vgl. meine ausführlichen Darlegungen in *Islamica I*, V]. Er hat viel dazu beigetragen, einige angeblich ‘feststehende’ Fundamente der herrschenden Lehre ernstlich zu erschüttern, kannte aber Illigs wissenschaftliche Bücher und Beiträge nicht. So entging ihm auch der enge Zusammenhang zwischen der persischen Eroberung Jerusalems (nach byzantinischen Quellen 614) und der Entstehung des Islam [vgl. Illig 1992].

Die frühen Umayyaden

Zum besseren Verständnis möchte ich zunächst die konventionellen Daten der frühen „Khalifen“ angeben, die auf Texten beruhen, die im 10. Jh. und später entstanden sind. Danach folgten Muhammad in Mekka zunächst die vier „rechtsgeleiteten Khalifen“: Abu Bakr (632–634), Umar (634–644), Uthman (644–656) und Ali (656–661), der Schwiegersohn des Propheten.

Uthman soll der mekkanischen Sippe der Umayyaden (Banu Umayya) angehört haben. Er ernannte 639 seinen Sippenangehörigen Mu'awiya ibn Ali Sufyan zum Gouverneur in Syrien. Dieser behauptete sich auch nach 656 gegen den neuen „Khalifen“ Ali, der schließlich 661 ermordet wurde. Für Aliiden und Abbasiden gilt Mu'awiya als Bösewicht schlechthin.

Alle traditionellen Darstellungen der Umayyaden-Zeit beruhen auf den Bänden 7 bis 9 des Geschichtswerkes, das at-Tabari zugeschrieben wird [vgl. z. B. die Belege bei Sarauky 151-174 u. Hourani 50-57]. Auf dieser Grundlage haben sich die Islam-Historiker auf folgende Liste der umayyadischen „Khalifen“ verständigt (Jahreszahlen „n. Chr.“):

Zweig der Sufyaniden

- 660–680 Mu'awiya I.
- 680–683 Yazid I.; dessen Sohn
- 683 Mu'awiya II.; dessen Sohn (40 Tage)

Zweig der Marwaniden

- 684–685 Marwan I.
- 685–705 Abd al-Malik; dessen Sohn
- 705–715 al-Walid I.; dessen Sohn
- 715–717 Sulaiman; dessen Bruder
- 717–720 Umar II., Sohn des Abd al-Aziz, Enkel des Marwan I.
- 720–724 Yazid II., Sohn des Abd al-Malik
- 724–743 Hischam; dessen Bruder
- 743–744 al-Walid II., Sohn des Yazid II.
- 744 Yazid III., Sohn des al-Walid I. (6 Monate)
- 744–750 Marwan II. ibn Muhammad; angeblicher Neffe Hischams.

Wie sich aus Popp's Beiträgen ergibt, sind von diesen Herrschern nur wenige (auf die ich noch eingehe) durch zeitgenössische Inschriften oder Münzen belegt. Sie führten alle nur den Titel *Amir al-mu'minin* (aramäisch: Amir al-monenin), was „Befehlshaber der Gläubigen“ bedeutet. [Aug. Müller, 214]. (Auch die arabischen Christen bezeichneten sich als „Gläubige“.) Den Titel „Khalif“ = „Chalifatu rassuli 'illah“ (Stellvertreter des Propheten Gottes) führten erst die Abbasiden ab Harun ar-Raschid, die jedoch faktisch über keine Macht mehr verfügten. Diese übte seitdem der jeweilige türkischen Militärbefehlshaber aus, der den Titel eines Emirs („Amir al-Umara“) annahm.

Popp ist sehr ausführlich und konkret auf die Emire der beiden Umayyaden-Dynastien (er betrachtete sie nicht als Zweige) eingegangen. Die von ihm ermittelten 'arabischen' Daten benutze ich, nicht jedoch seine umfangreichen mystischen Konstruktionen, die z.B. so weit gehen, dass er nicht nur die Historizität von Ali, des Schwiegersohns des Propheten, bestreitet; ursprünglich sei Ali nur eine „Ehrenname“ von Jesus Christus gewesen! [Popp 2007, 173].

Popp [2007, 115] betrachtet die konventionelle arabische Geschichte vor Mu'awiya schlicht als erfunden. Insofern bestreitet er auch **Mu'awiyas** mekkanische Abstammung. Soweit möchte ich nicht gehen. Eine Erkenntnis ist aber kaum zu bestreiten: „Als Herrscher in Damaskus hatte er das Erbe der Ghassaniden angetreten“ [ebd., 66]. Die Angehörigen dieses arabischen Stammes wanderten um 490 n. Chr. nach Syrien ein und wurden von Byzanz als „Foederati“ anerkannt; im frühen 6. Jh. errangen sie eine weitgehende Autonomie. Sie galten als entschiedene monophysitische Christen. Der letzte namentlich bekannte ghassanidische Herrscher war al-Harith bin Djabala, der in einer arabischen Inschrift am Turm des Klosters von Qast al-Hayr al-Gharbi aus dem Jahr 559 als Erbauer erwähnt wurde [ebd., 47]. Durch seine Studien kam Popp [2007, 47] zu einer sehr bedeutenden Erkenntnis:

„Nach dem archäologischen Befund zu urteilen, zog sich Byzanz schon etwa 100 Jahre vor dem Beginn der sassanidischen Angriffe im Jahr 604 n. Chr. aus Syrien zurück, unter Hinterlassung einiger Militärgarnisonen. Bautätigkeiten entfalteten nur die arabischen Prätorianer Roms in Syrien, die ghassanidischen Araber.“

Mu'awiya ibn Abu Sufyan hat mehrere Inschriften hinterlassen, die alle mit dem Kreuzzeichen versehen sind und in denen er als Amir, nie als „Khalif“ bezeichnet wird. Neben der bereits erwähnten Bau-Inschrift von Gadara (Jahr 42) und einer Münze aus dem Jahr 43 [Abb. *Islamica* I, 436] handelt es sich um eine Münze aus dem Jahr 41 arab. Ära und eine Bau-Inschrift an einem Rückhaltebecken bei Ta'if (in Hedschas) aus dem Jahr 58 arab. Ära. Mu'awiya muss somit mindestens zwischen den Jahren 41 und 58 in Syrien als christlicher Emir regiert haben. Nach meiner Umrechnung ist das die Zeit zwischen 585 und 602.

Nach konventioneller Überlieferung soll Mu'awiya mehrfach Konstantinopel zu Wasser und zu Land angegriffen und belagert haben; „Als Herr über Syrien und Ägypten konnte Mu'awiya die Flotten dieser Regionen für seine Zwecke einsetzen“ [Popp, 2007, 63]. Taeschner [89] hat darauf hingewiesen, dass die Angaben der byzantinischen und arabischen Chronisten über die Jahreszahlen dieser Belagerung sehr stark schwanken; zumeist wird das Jahr 663 als Jahr des ersten Angriffs angenommen. Popp [2005, 57 f.] meinte: „Das Jahr 663 ist das Jahr 42 der Ära der Araber, wie uns die Inschrift Mu'awiyas von Gadara mitteilt.“

Nach den Angaben at-Tabaris folgten Mu'awiya I. dessen Sohn **Yazid I.** (drei Jahre) und dann dessen Sohn Mu'awiya II. (40 Tage). Obwohl beide Nachfolger keine inschriftlichen Belege hinterlassen haben, hat Popp [2007, 66] ihre Historizität nicht angezweifelt; m. E. spricht für diese auch die alidische Tradition (al-Husain, der Sohn des legendären Ali, fiel bei Kerbela im Kampf gegen Yazid). Nach dem Tod Mu'awiyas II. brach der erste Umayyaa-

den-Staat zusammen. In Nordsyrien übernahm kurzfristig **Abdallah ibn Zubair**, der Sohn eines mekkanischen Würdenträgers, die Macht; seine Herrschaft wird durch eine Münze aus dem Jahr 60 (arab. Ära) bestätigt [Popp 2007, 68]. Geht man von der Historizität Yazids I. aus, muss Mu'awiya I. noch im Jahr 58 (= m. E. das Jahr 602), dem Jahr der Ta'if-Inschrift, verstorben sein.

In Damaskus behauptete sich Ibn Bahdal, der sich schließlich für **Marwan ibn al-Hakim** erklärte, dem es danach gelang, in Syrien die Macht zu übernehmen. Abdallah ibn Zubair prägte übrigens bereit ab dem Jahr 51 (arab. Ära) Münzen in Darabjird (im heutigen Iran), in denen er sich als „Amir“ bezeichnete. Popp [2007, 65 f.] folgerte hieraus, dass er schon damals gegen Mu'awiya kämpfte. Nach dem Sieg Marwans zog sich Abdallah nach der Darstellung at-Tabaris nach Mekka zurück und fiel einige Jahre später im Kampf gegen die Marwaniden. Schon seit dem Jahr 60 (arab. Ära) prägte Abd al-Malik, der Sohn Marwans, Münzen in Damaskus. Dies entspricht nach meiner Umrechnung dem Jahr 604 n. Chr. In diesem Jahr begannen bekanntlich die sassanidischen Angriffe auf Syrien!

Marwan = Großkönig Chosrau II.

Nach der konventionellen Geschichtsschreibung sollen die Araber unter dem „Khalifen“ Umar ab 633 das bisher byzantinische Syrien und Ägypten erobert und dann von 637 bis 642 das Sassanidenreich zerschlagen haben; der letzte Sassanidenherrscher Yazdgard III. fiel 651 durch Mörderhand. So soll ein islamisches Großreich entstanden sein, das von der indischen Grenze bis Konstantinopel und Ägypten reichte. Schon in seinem Beitrag *Vom Erzfäl-scher Konstantin VII.* schrieb Illig [1992b, 136]:

„Das bedeutet zugleich, daß sich die gesamte erste Eroberungsphase der Araber – Ägypten, Palästina, Syrien, Mesopotamien, Persien; von 633 bis 651 – als fingierte Doublette der persischen Eroberungen (610–616) bis hin nach Karthago erweist. Die Perser haben bekannterweise zusammen mit arabischen Hilfstruppen gekämpft und hätten nach dieser These 'vor Ort' den islamischen Glauben kennengelernt und übernommen. Das würde zugleich erklären, daß so vieles der arabischen Kultur so deutlich persische Züge trägt.“

Es gibt keine zuverlässigen zeitgenössischen Schriftquellen über diese arabischen Eroberungen. (Auf die byzantinische Geschichtsschreibung werde ich noch gesondert eingehen.) At-Tabari hatte in seinem frühen Band über die Sassaniden sehr ausführlich deren Geschichte geschildert; erst im vorletzten Absatz erscheint Yazdgard III. Die Schilderung des Unterganges des Reiches beschränkt sich auf zwei Sätze ganz am Ende des Bandes:

„Dann fielen die Araber, nachdem er 2 oder, wie Andre sagen, 4 Jahre regiert hatte, in sein Land ein. Sein ganzes Leben, bis er ermordet wurde, belief sich auf 28 Jahre“ [Nöldeke, 399].

Anscheinend wurde diese Passage in späterer Zeit hinzugefügt; selbst Popp [2007, 70] bezweifelte ihre Glaubwürdigkeit:

„Dies ist historisch nicht nachzuweisen und es fällt auch schwer, dies nachzuvollziehen. Die Legende legitimiert eher den Übergang der Macht in Iran auf die iranisierten Christen aus A'rab.“

Nach gängigem Geschichtsbild haben die islamischen Araber unter „Khalif“ Umar 637 Jerusalem erobert. Illig [1999, 160] stellte die Frage, warum die Zeitgenossen, im Unterschied zur ersten Eroberung Jerusalems durch die Perser (614), sich über diese Eroberung nicht im geringsten erregt hatten und kam zu der berechtigten Schlussfolgerung, dass diese gar nicht stattgefunden hat. Auf dieser Grundlage schrieb ich in meinem Georgien-Beitrag [2000a, 265]:

„Ich bezweifle aber, dass nach dem Sassanidenreich je ein ‚Arabisches‘ Weltreich entstanden ist. Die Eroberungen, verbunden mit Beduinenzügen, führten zur Bildung vieler kleiner Staaten, so wie wir sie im 10. Jh. vorfinden. Das Perserreich zerfiel keineswegs nach dem Tode des Huzrav II., sondern wurde islamisiert. Aus Großschahs wurden Kalifen. (Die georgischen Chronisten [...] erwähnten die angebliche Eroberung des Sassanidenreiches durch die Araber bezeichnenderweise mit keinem Wort!) Nachdem noch im 7. = 10. Jh. die Abbasiden die Macht ergriffen, zersplitterte das Perserreich; die Frühabbasiden gehören in dieses Jahrhundert.“

Ich wies auch darauf hin, dass in den altgeorgischen Chroniken mitunter „Khalifen“ mit Perserherrschern identifiziert wurden [ebd., 268 ff.]. Auch aus diesem Grund erwog ich damals schon die Frage, ob die umayyadischen Marwaniden tatsächlich persische Großschahs waren. Zunächst erwog ich, Chosrau (Huzrav) II., herkömmlich 590–628, mit Abd al-Malik zu identifizieren, kam aber dann zu dem Ergebnis, dass letzterer „ungefähr 20 Jahre nach Huzrav II.“ Herrscher gewesen ist [ebd., 269]. Heute bin ich von der Richtigkeit dieser These überzeugt: Erst die spätere abbasidische Literatur machte aus den persischen Großschahs „umayyadische“ Marwaniden, um die wahren Ursprünge des Islams zu verdunkeln.

Meine nunmehrige These lautet: ***Chosrau II. war identisch mit Marwan!*** Zur Erinnerung: Letzterer ist nach der Tabari-Tradition der Vater von Abd el-Malik und Begründer der Marwaniden-Dynastie.

Popp [101 f.] hat mit überzeugenden Gründen die ***persische Herkunft*** dieser Dynastie begründet; dafür sprechen schon die ersten Münzprägungen Abd el-Maliks, die den persischen Feueraltar oder das persische Symbol „Yegar Sahadutha“ zeigen. Nach seiner Meinung [85 ff.] soll die Dynastie aus Marw

(Merw), einer nordost-iranischen Stadt (im heutigen Turkmenistan) stammen. Da Popp aber keine Münzen mit dem Namen Marwan fand, zweifelte er an dessen Historizität. Er kam nicht einmal auf die Idee, Chosrau als sein Alter Ego zu erwägen, weil er die Marwaniden ins späte 7. Jh. datierte.

Über **Chosrau II.** ist in zeitgenössischen byzantinischen und persischen Schriftquellen viel geschrieben worden; während seiner Herrschaft wurden viele Münzen mit seinem Namen und Bild geprägt. Manfred Zeller [1993a, 70] verwies auf einen Dirhem des Ziyad ibn Abu Sufyan, der als vormaliger alidischer Statthalter in Fars amtierte [Abb: Aug. Müller, 337]. Diese Münze ist auf das Jahr 54 datiert und zeigt auf der Vorderseite das Bildnis Chosraus II., auf der Rückseite den persischen Feueraltar. (Zeller konnte mit dieser Jahreszahl nicht viel anfangen; geht man von der „Elefanten-Ära“ aus, wurde sie im Jahr 598 geprägt, also in Chosraus II. Regierungszeit.) Eine Abbildung dieser Münze fand ich bei Aug. Müller [349]; am Rand stehen die Worte „Im Namen Allahs“. Allerdings war Ziyad trotz des ihm später verliehenen Namens geburtsmäßig kein Sufyanid [vgl. Gaube 77 f.].

An der Historizität Chosraus II. kann jedenfalls kein Zweifel bestehen. In seiner Jugend lebte er vier Jahre im byzantinischen Exil, in dem er unter dem besonderen Schutz von Kaiser Maurikios stand, der später ermordet wurde. Popp [23] schrieb:

„Chosrau II. warf sich zum Rächer des ermordeten Maurikios auf und ging zum Angriff über. Im Jahr 605 n. Chr. fiel die Festung Dara; damit ging das byzantinische Mesopotamien verloren. Die Perser stießen bis Chalkedon vor, welches auf der asiatischen Seite Konstantinopel gegenüberliegt“ [vgl. at-Tabaris Originaltext bei Nöldeke 290 ff.].

Wie ich schon darlegte, begannen nach der „Ära des Elefanten“ die Münzprägungen Abd al-Maliks in Damaskus mit dem Jahr 604 (n. Chr.); Chosrau/Marwan setzte anscheinend in diesem Jahr seinen Sohn hier als Statthalter ein: Abd el-Malik bedeutet „Diener des Königs“.

In der altgeorgischen *Leonti-Chronik* wird geschildert, wie der einheimische Herrscher Mihr gegen einfallende Perser und Araber kämpfte und fiel. Über deren König Murwan heißt es [Pätsch, 305]:

„Damals aber riß er die Herrschaft über die Perser und Araber an sich, und er brachte alle arabischen Stämme in Bewegung und er eröffnete den Feldzug gegen die Christen, und er verwüstete und vernichtete, und er unterjochte das Gebiet Griechenlands und Armeniens bis zum Meer“.

In meinem *Georgien*-Beitrag [2000a, 268] zitierte ich zwar diese Passage, hatte aber ihre Tragweite noch nicht erkannt. Es gab nur einen solchen persischen Westfeldzug, der von Chosrau II. geführt wurde. Marwan (= Murwan) war somit kein Mythos, wie Popp meinte, sondern eine historische Gestalt, die mit Chosrau II. identisch war! Übrigens wurde in allen altgeorgischen Chroniken

ein Maslama genannt, der als 'Ersteroberer' (noch vor Murwan) Kleinasien und Kaukasien verheerte [vgl. Weissgerber 2000a, 267]. Nach meinem jetzigen Erkenntnisstand muss dieser mit Mu'awiya I. identisch gewesen sein.

Sowohl Chosrau II. wie auch Marwan wurden ermordet. At-Tabari gab im „Sassanidenbuch“ mehrere Versionen der Umstände der Ermordung Chosraus an, die sich wiederum von denen anderer Chroniken unterscheiden [Nöldeke, 301 ff; 360 f., 382]. Als Mörder gilt sein Sohn Kawadh; der Mord soll im Jahr 628 erfolgt sein. Dagegen gab At-Tabari an, dass **Marwan** schon einige Monate nach seiner Machtübernahme ermordet wurde [Huart, I:263 f.]:

„Seine Ehe mit Fachita, der Witwe Jazids, wurde für ihn verhängnisvoll, denn diese erstickte ihn mit Kissen [...], um seinen Sohn Chalid seiner Ansprüche auf den Thron berauben zu können und als seine Erben ihre eigenen Söhne Abd al-Malik und Abd al-Aziz anerkennen zu lassen.“

Die Söhne Fachitas waren natürlich auch die Söhne Marwans und müssen zum Zeitpunkt des Mordes ein gewisses Alter gehabt haben, sonst wären sie nicht die Nachfolger Marwans geworden. Fachita konnte erst nach dem Tode Yazids I. die Ehefrau Marwans geworden sein und nicht schon einige Monate später Mutter zweier Söhne sein, deren Vater Marwan war. Schon aus logischen Erwägungen muss somit die Ermordung Marwans viel später erfolgt sein. Übrigens hatte Chosrau II. zwei christliche Ehefrauen [Popp, 24].

Dass **Chosrau II.** erst im Jahr 628 ermordet wurde, ist eine reine Vermutung. Diese Jahreszahl wurde errechnet aus der Tatsache, dass Münzen aus seinem 37. Regierungsjahr vorliegen, und der Annahme, dass er diese ab dem Jahr 590, dem Jahr seines tatsächlichen Regierungsantritts, zählte. Seiner Regierungszeit ging aber die des Usurpators Bahram voraus, vor dem Chosrau II. nach Byzanz floh. Deshalb ist es viel wahrscheinlicher ist, dass dieser seine Regierungszeit ab dem Tode seines Großvaters Chosrau I. (579) rechnete [vgl. Nöldeke 357, 382, 430 f.]. Ich gehe deshalb davon aus, dass Chosrau II. elf Jahre eher, also schon 617 n. Chr. ermordet wurde. (Die älteste mir bekannte Münze Chosraus II. stammt übrigens aus dem Jahr 54, also dem Realjahr 598; es handelt sich um die Münze des Ziyad ibn Abu Sufyan, auf die ich schon eingegangen bin.)

Die Marwaniden (laut at-Tabari und Popp)

Ich habe schon dargelegt, dass Popp überzeugend den persischen Charakter der Marwaniden-Dynastie bewiesen hat. Er widerlegte damit die Angabe at-Tabaris über die arabische Herkunft Marwans. Als Angehöriger der Banu Umayya soll er Gouverneur von Medina gewesen sein, ehe er nach Syrien zog [Serauky, 157 mit Beleg; vgl. Cahen, 37]. Auch diese Angabe diene anscheinend den Zweck, die Abstammung der „Khalifen“ von den persischen Großkönigen zu

vertuschen. Deshalb betrachte ich, wie Popp, die Marwaniden nicht als Zweig der Umayyaden-Dynastie, sondern als eigene Dynastie.

Nachfolger Marwans in Damaskus wurde dessen Sohn Abd al-Malik; nach konventionellen Angaben soll Abd al-Malik 20 Jahre regiert haben. Zunächst eroberte er Mekka zurück, das von Abdallah ibn Zubair verteidigt wurde, dann kam es zu Unruhen und Bürgerkriegen im heutigen Iran. Dort wurden Prägungen mit seinem Namen erst aus den Jahren 74 und 75 (arab. Ära) gefunden, die nach meiner Rechnung den Jahren 618 und 619 entsprechen. Auch diese Datierungen bestätigen, dass Chosrau II. (= Marwan) schon 617 ermordet wurde und dass Abd al-Malik erst danach im Kern-Iran zur Macht kam. Im Jahr 78 arab. Ära (= Realjahr 622||nach Illig 919) führte Abd al-Malik dann eine neue Währung ein, den *Silber-Dinar*. Während seine Münzen bis zum Jahr 77 (arab. Ära) noch sein Bildnis und iranische Symbole, z. B. den Feueraltar, zeigten [Popp 87, 112], war der neue Dinar bilderlos und trug nur Schriftzüge. Aug. Müller [396] bildete eine im Jahr 79 in Damaskus geprägte Dinar-Münze ab und übersetzte die Schriftzüge; es handelte sich um Suren des Korans! So steht (nach dieser Übersetzung) auf dem Revers: „Allah ist Einer. Allah ist der Einige. Nicht hat er gezeugt und nicht ist er gezeugt und nicht ist Seines Gleichen Einer“ (= Wortlaut der Sure 112). Noch bedeutsamer erscheint mir der am Rand geschriebene Text, der der Sure 9:33 entspricht und mit den Worten beginnt: „Muhammad ist der Gesandte Gottes“.

Geht man von der Elefanten-Ära aus, beweist diese Münze, dass spätestens im Jahr 623, höchstwahrscheinlich im Jahr 622||919, der Islam in Persien Staatsreligion wurde und Muhammad als Prophet Gottes (Allahs) galt. Auch die späteren Münzen Abd al-Maliks und seiner Nachfolger sind bilderlos und entsprechen diesem Typ. Ich halte es für keinen Zufall, dass ausgerechnet dieses Jahr 622 später zum Ausgangsjahr der Hidshra-Ära erklärt wurde. Popp [112] hat wegen seiner Annahme, dass Abd al-Malik erst im späten 7. Jh. gewirkt hat, die Bedeutung dieser Münze nicht erkannt; er gab nicht einmal den Text der Sätze an, die auf der Münze stehen.

Die letzte bekannte (Kupfer-)Münze Abd al-Maliks stammt aus dem Jahr 81||625||922; in der Beschriftung wird die Einsetzung seines Sohnes al-Walid als Thronfolger mitgeteilt [Abb.: Popp, 113]. Abd al-Malik soll laut at-Tabari 20/21 Jahre regiert haben; da seine Herrschaft im Jahr 60 begonnen hat, ist er offenbar noch im Jahr 81 verstorben. Nach einer Inschrift des al-Walid aus dem Jahr 87||631||928 [Popp, 119] ergibt sich, dass in diesem Jahr der Bau der Umayyaden-Moschee in Damaskus vollendet wurde; al-Walid dürfte somit 81–91||625–635||922–932 regiert haben. Ihm folgte für zwei Jahre sein Bruder Sulaiman. Dieser soll eine neue Stadt in Palästina, Ramla, errichtet haben [Popp, 120]. Danach übernahm Umar II., der einer Seitenlinie entstammte, für acht Jahre die Macht; es folgten Bürgerkriege, bis schließlich Hisham, der

letzte noch lebende Sohn Abd el-Maliks, für 19 Jahre die Macht übernahm; weitere Machtkämpfe folgten.

Hischam ist belegt durch eine Bau-Inschrift aus dem Jahr 110 arab. Ära (= 654||951) sowie durch eine Inschrift in einem der drei Wüstenschlösser, auf die ich noch zu sprechen komme. Als letzter Marwanid gilt Marwan II., dessen Herkunft unklar ist und der auch keine zuverlässigen Inschriften hinterließ. Laut at-Tabari war sein Beiname „al-Himar“ („der Esel“). Er soll von den Abbasiden gestürzt worden sein, Er konnte sich „in seinem Wohnsitz Harran ungestört zur Ruhe setzen“ [Huart, I:277], obwohl ansonsten alle anderen „Umayyaden“ (m.E. = Safyaniden) abgeschlachtet wurden. Obwohl Huart diese Information mit einem Zitat aus at-Tabaris Werk belegt hat, wird in der Literatur oft angegeben, dass auch Marwan II. wie die meisten anderen Umayyaden ermordet wurde. Serauky [179] schrieb zu diesem Blutbad: „Bei Tabari ist der Vorgang nicht beschrieben, vielleicht mit Rücksicht auf die herrschende Dynastie der Abbasiden.“ Auch hier liegt somit ein Widerspruch in den überlieferten „Traditionen“ vor, deren angebliche Zuverlässigkeit Andreas Birken in seinem Weimarer Vortrag so betont hat.

Letztlich ist dieser Widerspruch jedoch ohne große Bedeutung. Wie schon Popp [50] betrachte ich Marwan II. als eine Gestalt, die von späteren Tabari-Schülern erfunden wurde, um den angeblichen Übergang von den Umayyaden zu den Abbasiden zu illustrieren.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, dass alle von mir nach der „Elefanten-Ära“ umdatierten arabischen Jahreszahlen mit den von at-Tabari angegebenen Regierungszeiten der Herrscher völlig übereinstimmen, was ich als Beweis für die Richtigkeit meiner Grundthese betrachte. In der folgenden Übersicht über die reale Herrscher-Abfolge rechne ich zum besseren Verständnis diese Regierungszeiten auf 'Elefanten-Daten' um und gebe auch die Zeiten an, die sich nach Illigs Phantomzeittheorie ergeben. Außerdem stehen hier bereits die nachfolgend aufgezeigten Verdoppelungen:

604–625	901–922	Abd al-Malik = al-Mansur
625–635	922–932	al-Walid I. = al-Mahdi
635–637	932–934	Sulaiman
637–645	934–942	Umar II.
645–649	942–946	Yazid II.
649–668	946–965	Hischam = Harun ar-Raschid
668–669	965–966	al-Walid II.
669	966	Yazid III.
669–675	966–972	Marwan II.

Popp erwähnte keine Münzprägungen der Nachfolger Abd al-Maliks und ging auch nicht auf die der frühen Abbasiden ein. Solche Angaben fehlen auch in

dem Standardwerk von Heinz Gaube über die *arabosasanidische Numismatik*. Erst wenn mir verwertbare Informationen vorliegen, kann ich auch diese Problematik erörtern.

Stattdessen möchte ich hier auf die Baukunst der Marwaniden eingehen, besonders auf den unter Abd al-Malik errichteten Felsendom (Qubbat-as Sachra) in Jerusalem, die unter al-Walid errichtete Umayyaden-Moschee in Damaskus und die drei Wüstenschlösser, die unter Hischam und al-Walid II errichtet wurden.

Schon 1993 kam Manfred Zeller zu bemerkenswerten Erkenntnissen. Der Bau des Felsendom wurde im Jahr 72 vollendet. Das war allerdings nicht das Jahr 691/92, wie Zeller [1993a, 73] annahm, sondern das Realjahr 616|913. Der Bau wurde somit vor der persischen Eroberung 614 begonnen, was erklärt, dass sein Grundriss (Oktogon) byzantinisch ist. Aus einem Werk von Volkmar Enderlein [36-39] zitierend, machte Zeller [1993a, 73] darauf aufmerksam, dass sowohl der Dom wie auch die Umayyaden-Moschee architektonisch sehr sassanidisch geprägt sind: Popp [75] ergänzt und bestätigt:

„Des weiteren steht fest, dass Abd al-Malik der Erbauer des Felsendoms ist. Architektonisch hat der Felsendom seine Vorbilder in der sassanidischen Architektur der Feuerempel.“

Gründlich ging Zeller [1993a, 71-78], auch hier Enderlein folgend, auf die Wandmalereien der *drei Wüstenschlösser* ein, die angeblich in der ersten Hälfte des 8. Jh. von den Emiren al-Walid (offensichtlich al-W. I., nicht II.; letzterer regierte nur ein Jahr!) und Hischam, beide Söhne Abd al-Maliks, im heutigen Jordanien errichtet wurden. (Nach meinen Neudatierungen dieser Herrscher müssen diese Schlösser allerdings schon in der Mitte des 7.||10. Jh. entstanden sein.) Alle Wandmalereien sind eindeutig sassanidisch, wie Zeller [1993a, 76] hervorhob. Im Schloss Qusair Amra befindet sich eine Wandmalerei, die neben den Herrschern von Byzanz, des westgotischen Spaniens (Roderich) und Äthiopiens auch den persischen Großkönig Chosrau II. darstellt; letzterer wurde namentlich bezeichnet. Zeller [74] stellte die berechnete Frage: „Wie kommt der Großkönig Chosrau II. auf dieses Wandbild, wenn er doch schon seit gut 100 Jahren tot war?“

Geht man von meinen Thesen aus, ist die Antwort einfach: Al-Walid und Haschim, beide Söhne Abd al-Maliks, bildeten ihren Großvater Marwan ab, der mit Chosrau II. identisch war!

Zeller ging nicht auf den gleichfalls abgebildeten Roderich ein. Nach späten spanischen Texten soll er als letzter Westgotenkönig 711 gegen die eindringenden Araber gefallen sein. Trotzdem betrachte ich ihn, schon wegen dieser Darstellung, nicht, wie von Zeitkritikern oft angenommen, als erfundene Person. Er dürfte als Zeitgenosse des Chosrau II. schon um 600 gegen die Mauren gefallen sein. (Auf Spanien komme ich noch zu sprechen.)

Marwaniden = Frühe Abbasiden

Im Geschichtswerk der at-Tabari-Schule wird detailreich (aber mit interessanten Lücken) dargestellt, dass ein sonst nicht weiter beschriebener Abu Muslim den Kampf gegen die „arabischen“ Umayyaden aufgenommen und zum Sieg geführt habe. Unterstützt wurde er von den Aliden und, vorerst im Vordergrund, von zwei Brüdern mit dem Beinamen Abdallah, die ihre Herkunft von einem legendären Abbas ibn Abdalmuttalib, einem angeblichen Stiefbruder Abdallahs, des Vaters des Propheten, ableiteten. Diese Abbasiden setzten sich schließlich mit heimtückischen Mitteln durch und errangen die Macht. Abu Muslim, der zunächst Statthalter im östlichen Iran gewesen sein soll, wurde schon drei Jahre nach dem Sieg der abbasidischen Revolution ermordet, Aufstände der rebellisch gewordenen Aliden unterdrückt.

Schon 1993, als ich Zellers Beitrag *Der Iran in frühislamische Zeit* las, bekam ich erhebliche Zweifel, ob die konventionelle Datierung der frühen Abbasiden stimmt. Er wies auf die Buyiden hin, die als anscheinend türkische Militärbefehlshaber die faktische Macht im Abbasidenreich errungen hatten:

„Die bujidischen Feldzüge nach Dschibal (Medien), Fars, Kirman und dem Irak in den Jahren 932 bis 945 hatten – spätantik gerechnet – zwischen 636 und 649 stattgefunden“. [Zeller 1993b, 88]

Dass die Buyiden seit 932 im Abbasidenreich die Macht erlangten, ergibt sich aus vielen, voneinander unabhängigen Quellen; sie sind vor allem durch viele Inschriften und Münzen gut belegt [ebd. 101 ff.]. Allerdings war sich Zeller der Tragweite seines Hinweises nicht ganz bewusst, wie seine anschließenden Ausführungen zeigen. Jedenfalls spielte das Buyiden-Problem in der folgenden Diskussion (auch in meinen Beiträgen) keine Rolle mehr. Erst als ich in Vorbereitung dieses Beitrages alle einschlägigen *Zeitensprünge*-Artikel noch einmal las, begriff ich die wirkliche Bedeutung von Zellers Hinweis.

Da die Abbasiden nur vor dem Jahr 932 wirkliche Machthaber waren und ich die Inschriften der Marwaniden eindeutig auf diese Zeit datiert habe, wurde mir auch aus diesem Grund klar, dass sie mit den frühen Abbasiden identisch sein müssen. Da diese Identität noch nie erwogen wurde, werden wohl viele Leser befremdet reagieren. Deshalb möchte ich diese, trotz der gebotenen Kürze, möglichst konkret begründen. Ich hoffe, dass meine Leser begreifen, dass nur so die Phantomzeit-Theorie überzeugend mit der realen Geschichte in Einklang gebracht werden kann. Wie die Kunst der Marwaniden war auch Kunst und Literatur der frühen Abbasiden eindeutig persisch geprägt. Deshalb wird die abbasidische Revolution durchweg als Rückwendung zur großen persischen Vergangenheit bezeichnet. In der Frühzeit der Abbasiden-Dynastie besetzten Perser die entscheidenden Funktionen im Staat. Aug. Müller [464] schrieb noch recht vorsichtig:

„Die Aufgabe, welche Manšur [= Abd al-Malik; K.W.] in seiner einundzwanzigjährigen Regierung [...] in genialer Weise gelöst hat, war durch die Natur der Verhältnisse gegeben. Die Herrschaft der Araber über die Perser war unmöglich geworden.“

Huart [I:288] wurde deutlicher:

„Die Familie der Barmakiden stellte al-Mansur die Verwaltungsbeamten, denen er bedurfte. So kam es, daß das abbasidische Chalifat vom Anfang an deutlich eine iranische Führung bekam. Der Chalife war nicht mehr das Oberhaupt der muslimischen Gemeinde, sondern der Nachfolger der muslimischen Gemeinde.“

In einer Fußnote [gleiche Seite] fügte er hinzu: „Die Amtsbezeichnung selbst, die man den Ministern gab, lautete *wazir* »Wesir« und war persischen Ursprungs (*wizir*)“. Dass „nunmehr“ Perser das Reich beherrschten, haben z. B. die Eheleute Ronart [7 f.] vor einigen Jahren deutlich betont:

„Das von der persischen Intelligenz wegen ihres Einflusses in den Staatsgeschäften, im gesellschaftlichen Leben und in der Sphäre der Wissenschaft offen zur Schau getragene Gefühl der Überlegenheit konnte nicht verfehlen, mit dem ebenso unverhüllten Siegerstolz der arabischen Herrschicht in Konflikt zu geraten.“

Meine Schlussfolgerung ist einfach: Die abbasidische Revolution war identisch mit der Eroberung des arabisch geprägten Vorderasiens (einschließlich der heiligen Stadt Mekka) durch die Perser. ***Wie die Marwaniden waren auch die frühen Abbasiden von Anfang an mit den Sassaniden identisch!***

Zum besseren Verständnis der folgenden Ausführungen möchte ich hier die konventionelle Herrscherabfolge der Abbasiden bis Harun ar-Raschid wiedergeben, die auf dem Geschichtswerk des at-Tabari beruhen, in dem allerdings nur Hidšra-Jahreszahlen angegeben wurden:

750–754: Abu'l-Abbas Abdallah as-Saffah („der Schlächter“)

754–775: Dshafar Abdallah al-Mansur („der Siegreiche“); dessen Bruder

775–785: Muhammad al-Mahdi („der Wohlgeleitete“); dessen Sohn

785–786: Musa al-Hadi („der Leitende“); dessen Sohn

786–809: Harun ar-Raschid („der dem rechten Pfad Folgende“); dessen Bruder (umgerechnete Regierungszeiten s. S. 134).

Zunächst fällt auf, dass die Regierungszeiten der beiden ersten Marwaniden mit denen der zwei Abbasiden nach dem „Schlächter“ (auf den ich noch zu sprechen komme) identisch waren:

21 Jahre für Abd al-Malik wie für al-Mansur

10 Jahre für al-Walid I. (dessen Sohn) wie für al-Mahdi (dessen Sohn).

Die Lebensläufe der genannten beiden Herrscher ähneln sich so, dass dies kein Zufall mehr sein kann. Es ist leicht möglich, durch entsprechende Ver-

gleiche Lücken der Einzelüberlieferungen zu füllen und so einen logischen Geschichtsablauf zu rekonstruieren.

Als Initiator der abbasidischen Revolution gilt **Abu Muslim**. Im Hidshra-Jahr 139 (konv. 747 n. Chr.) soll er in Marw (Merw) die „schwarze Fahne, im Gegensatz zu der weißen Fahne der Abbasiden“ entfaltet haben [Aug. Müller, 454]. Die „weiße Fahne“ war natürlich die Fahne der Safyaniden; die Aliden führten dagegen eine grüne, die sozialrebellischen Charidshiten eine rote Fahne; alle Richtungen auch entsprechende Uniformen und Feldzeichen [ebd.].

Als Befehlshaber der Aufständischen führte er diese zum Sieg, wobei er sich als bedeutender Strategie erwies, der sich auf die Volksmassen, auch auf die Aliden, stützte: „Was aus der Bewegung geworden wäre, wenn sie nicht ihren genialen Organisator gefunden hätte, läßt sich nicht sagen“ [Cahen, 63].

Abu Muslim war unzweifelhaft Perser; seine Herkunft ist umstritten (Isfahan oder Kufa?), da die Quellen keine klaren Angaben enthalten. Nachdem die Abbasiden die Herrschaft erschlichen hatten, wurde Abu Muslim, der noch „an der Spitze eines bedeutenden Heeres“ stand [Aug. Müller, 461], bei einer Unterredung mit al-Mansur im Hidshra-Jahr 137||755 heimtückisch ermordet. Obwohl at-Tabari ausführlich über viele Personen der frühen Abbasidenzeit schrieb, erwähnte er Abu Muslim nur recht beiläufig:

„Es ist erstaunlich, daß wir über einen Mann, von dem die Geschichte so viel gesprochen hat und der in der Legende durch die Jahrhunderte hindurch lebendig geblieben ist, fast nichts Sicheres wissen“ [Cahen, 63].

Dieses Schweigen muss seine Gründe haben. Ich neige der These zu, dass Abu Muslim in Wirklichkeit mit Marwan und damit mit Chosrau II. identisch war. Sein Name bedeutet „Vater der Muslime“; Marwan gilt ja als Stammvater der Marwaniden-Dynastie, die nach seinem Tod islamisch wurde.

Als Begründer der Abbasidendynastie gelten die Brüder **Abu'l Abbas** und **Dshafar**, die nacheinander „Khalifen“ wurden. Ersterer wurde zunächst „der Freigiebige“ genannt [Küng, 298]; nach seinen Blutorgien erhielt er den Beinamen **as-Saffah** (der „Schlächter“). Popp [184] betrachtet ihn als fiktiv; ich identifiziere ihn mit **Abd al-Aziz**, dem älteren Sohn des Marwan und der Fachita. Schon als älterer Bruder muss er nach der Ermordung seines Vaters zunächst die Macht übernommen haben. Huart [I:265] schrieb unter Bezugnahme auf Abd al-Malik: „Sein Bruder Abd al-Aziz war vor ihm gestorben.“

Abu'l Abbas (der „Schlächter“) und al-Mansur (der „Siegreiche“) waren ebenfalls Geschwister; der „Schlächter“ starb recht früh [Huart, I:288]:

„Dort [in Anhar; K.W.] starb er an einer nicht näher bezeichneten Krankheit, vielleicht an den Pocken, am 13. Ğu 'hiġġa 136 (9. Juni 754) in einem Alter von dreißig Jahren. Er hatte dafür Sorge getragen, seinen Bruder Abu Ğafar [= al-Mansur; K.W.] als seinen Nachfolger ausrufen zu lassen; dieser wurde auch sofort anerkannt.“

Wie dargelegt führte **Abd al-Malik** (= al-Mansur) den Islam als Staatsreligion in Persien ein. Es gibt keine Münzen mit dem Namen **al-Mansur** [Popp 190]. Anscheinend prägte er Münzen unter seinem arabischen Namen, um sein Arabertum zu betonen. Immerhin war der Koran, dessen Suren er auf seinen Münzen zitierte, in arabischer Sprache abgefasst. (Auf das Problem, ob er aus dem Ur-Koran zitierte, möchte ich hier nicht eingehen.) Das Zentrum des Reiches hatte sich schon unter al-Walid nach Bagdad verlagert; diese Stadt wurde nach islamischer Tradition von seinem Vater Abd al-Malik gegründet.

Nach dem Tod von al-Walid/al-Mahdi begann sowohl bei den Marwaniden wie auch bei den Abbasiden eine Zeit der Bürgerkriege, deren komplizierten Verlauf ich hier nicht darstellen möchte. Auch hier gibt es auffallende Übereinstimmungen, die jedoch von den Tabari-Schülern etwas verschleiert wurden. So wurde der Nachfolger al-Walids I., Sulaiman, als dessen Bruder, der Nachfolger al-Mahdis, al-Hadi, als dessen Sohn bezeichnet. Anscheinend wollten sie vermeiden, dass spätere Leser die Verdopplungen zu leicht erkennen; jedenfalls erwies sich diese Taktik bis heute als erfolgreich!

Nach der konventionellen Chronologie soll al-Hadi nur ein Jahr regiert haben; schon 786 folgte ihm sein Bruder **Harun ar-Raschid**, ein weiterer Sohn al-Mahdis. Bei dogmatischem Verständnis der Phantomzeittheorie könnte man diesen Herrscher als fiktive Gestalt betrachten, zumal er als Zeitgenosse Karls des Großen gilt und vor allem als Märchenheld aus *Tausendundeiner Nacht* bekannt ist. (Ein viel höheres Niveau erreicht auch die unkritische Biographie nicht, die André Clot über ihn geschrieben hat.)

Z.A. **Müller** analysierte 1992 die Erwähnungen dieses „Khalifen“ in der frühen westeuropäischen Literatur. Sie [107] verwies darauf, dass Einhard im Kap. 16 einen „Aaron rege Persarum“ und die *Reichsannalen* ihn als „rex Persarum“ bezeichneten: Den späteren Fälschern war somit noch bewusst, dass Harun ein Perserkönig war! Z.A. Müller [ebd., 113] machte sich schon damals bemerkenswerte Gedanken über Haruns Historizität:

„Zu fragen ist also: Ist er eine fiktive Gestalt oder ist er ein durch abendländische Zeitverkürzung an die ‘falsche’ Stelle gerutschter realer Herrscher, um den sich dann Legenden gerant haben? [...] In jedem Fall aber ist er für die Zeit, für die er stehen soll, fiktiv, und die Forschungen zu seiner Person und dem Geschlecht der Abbasiden sind zu revidieren“.

Trotz verschiedener Abstammungsangaben im Tabari-Geschichtswerk habe ich keine Zweifel, dass er mit dem Marwaniden-Emir Hischam identisch war, der nach der Elefanten-Ära von 946 bis 969 regiert hat. **Harun war somit Zeitgenosse von Konstantin VII. Porphyrogenetos**, der von 944 als 959 als alleiniger Kaiser das Byzantinische Reich beherrscht hat. Hat man dies erkannt, ist es leichter zu verstehen, wie es zum fast gleichzeitigen Zeitsprung sowohl in Bagdad wie auch in Byzanz kam.

Barmakiden = Buyiden

Aus der einschlägigen Literatur ergibt sich, dass 932 der Heerführer Abu Schudsha Buya als Amir al-Umara die Macht in Bagdad an sich gerissen hatte; ihm folgten seine drei Söhne Ali, Hassan und Achmed [Huart, I:313 ff.]. Nach meinen Berechnungen starb al-Walid = al-Mansur im Jahr 635||932; die **Buyiden** müssen somit unmittelbar nach dem Tod dieses Herrschers die Macht ergriffen haben! Aus islamischen Quellen ergibt sich, dass nach dem Tod al-Mansurs das Reich von dem Geschlecht der **Barmakiden** beherrscht wurde; Harun ar-Raschid und seine ihm als „Khalifen“ nacheinander folgenden Söhne al-Amin, al-Mamun und al-Mutasim übten während dieser Zeit keine faktische Macht mehr aus. Offenbar waren die Barmakiden mit den Buyiden identisch; eine eingehendere Begründung soll in einem weiteren Beitrag erfolgen. Allerdings wurde diese Identität von späteren islamischen Historikern verschleiert. Diese erfanden eine ganze Reihe von Khalifen, über die auch Spezialisten nicht viel berichten können:

„Der Chalife war nur mehr ein bloßer Schatten. Die Geschichte des Chalfats besteht jetzt lediglich in der Erzählung von Palastumwälzungen und der Rückwirkung der Ereignisse, die sich im Innern zutrugen“ [Huart, I:314].

Die Machtübernahme der Buyiden soll nunmehr etwa 200 Jahre später erfolgt sein, zur Zeit der „Khalifen“ al-Qahir (932–934), ar-Radi (934–940), al-Muttaqi (940–944) und Mustakfi (944–946), über die ansonsten nicht viel bekannt ist. Auf jeden Fall wurden die Buyiden von anderen Emiren nicht anerkannt; ihre Machtübernahme war gleichbedeutend mit dem Zerfall des islamisierten Perserreichs.

Die Väter des Zeitsprungs

Schon in meinem Georgien-Beitrag [2000a, 266] schrieb ich, „At-Tabari dürfte im Orient dieselbe Rolle wie Konstantin VII. gespielt haben“. Ich betonte, dass nur der erste Band seines Geschichtswerkes glaubhaft ist (aus heutiger Sicht bis auf die Schlusspassage); seine Schüler schrieben dieses fort, was kaum noch bestritten wird. Das so entstandene Werk ist so umfangreich, das nur ausgesprochene Spezialisten die Zeit aufbrachten, es zu lesen, geschweige denn zu analysieren. Die meisten Übersichtswerke zur frühislamischen Geschichte beruhen deshalb auf Kurzfassungen und Zitaten. Dabei gingen die Tabari-Schüler grundsätzlich nicht ungeschickt vor; sie schilderten, gestützt auf Hadiths (‘A erfuhr von B, dieser wieder von C’ usw.) sowohl das Leben der Marwaniden wie auch der frühen Abbasiden. Allerdings verschleierten sie m. E. deren Identität dadurch, dass sie die jeweiligen Berichte in verschiedenen Büchern wiedergaben, so dass der Eindruck entstehen musste, dass die Abbasiden etwa 100 Jahre nach den Umayyaden wirkten. Aufmerksamen

Islam-Wissenschaftlern ist nicht entgangen, dass sie auch vor Erfindungen nicht zurückschreckten:

„Solche Informationen wurden von Gelehrten weitergegeben, im Verlaufe politischer und theologischer Kontroversen verändert oder gar neu erfunden und von Geschichtenerzählern ausgeschmückt. [...] Diese [Lebensbeschreibungen; K.W.] enthielten oft ein Element exemplarischer Erzählung, aber auch einen festen Kern Wahrheit“ [Hourani, 83].

Etwa 100 Jahre vor der Ohlig-Schule hatte der kritische Islam-Wissenschaftler Ali **Dashti** durch umfangreiche Analysen bewiesen, dass die Schilderungen at-Tabaris über das Leben des Propheten aus so vielen Erfindungen besteht, dass es schwer ist, noch einen „Kern Wahrheit“ zu finden! Unter Bezug auf meine Tabari-Kritik ist auch Z.A. Müller [2002b, 482] auf die „kleinen Geschichten“ der späteren Bände der Tabari-Schule eingegangen:

„Deren Seltsamkeiten im Einzelnen zu beleuchten, bringt m. E. nicht viel, da ihre Entstehung nicht aufzuklären ist: kursierten sie im Volk oder wurden sie ‘fürs Volk’ erfunden? Die aus mündlicher Überlieferung stammende Sitte der ‘Gewährsleute’ erblüht im staatsreligiösen Islam bei den Geschichtsschreibern mit einer an verzweifelte Ratlosigkeit grenzenden Besessenheit zur historischen Methode – nicht wahrheitskräftiger als irgendeine andere.“

Anschließend zitierte sie zwei „Kostproben“, die recht überzeugend zeigen, wie abwertend die Tabari-Schüler die reale Chronologie betrachteten.

Das Tabari-Geschichtswerk besteht aus **Hadiths**. Wie unzuverlässig diese sind, wird auch von konventionellen Islam-Forschern nicht bezweifelt:

„Bis zu einer halben Million ‚Hadiths‘ zirkulieren; ein Sammelsurium von teilweise dubiosen Erzählungen und durchsichtig parteilichen Auslegungen. [...] 9001 werden gemeinhin anerkannt; auch davon sind mit einiger Sicherheit viele Fälschungen“ [Spiegel 2001, 168; so auch *Islam-Lexikon*, II:326 f.].

Meine weiteren Studien bestätigten meine Erkenntnis, dass das Perserreich nicht untergegangen, sondern von sassanidischen Großkönigen, vor allem von Abd al-Malik = al-Mansur islamisiert wurde. Die Tabari-Schüler des 10. Jh. hatten offenbar kein Interesse mehr, an die Abstammung der nunmehrigen „Khalifen“ von parsischen, also ‘heidnischen’ Sassaniden-Großkönigen zu erinnern, zumal die Parsen damals blutig verfolgt wurden, woraufhin sie zumeist nach Indien auswanderten. So erfolgte eine Verdopplung, im Falle von Chosrau II. sogar eine Verdreifachung der wirklichen Geschichte. Dieser geniale Zeitsprung ermöglichte auch die Vertuschung der christlichen Ursprünge des Islams und erlaubte es, eine lange islamische Geschichte, unterstützt von ‘heiligen’ Texten wie den Hadiths vorzugaukeln.

Dies ist ihnen so gut gelungen, dass auch die moderne Islamwissenschaft, die im 19. Jh. entstand, bis jetzt keinerlei Zweifel an der Richtigkeit dieser

„Traditionen“ hat. Zwar wies schon Ignaz *Goldziher* 1900 und 1910 auf die „parsischen“ Ursprünge des Islams hin, fand aber kein Gehör. *Birken* [2008, 700] hält es für ausgeschlossen, dass islamische Historiker den Zeitsprung des Konstantin VII. übernommen haben:

„Die Geschichte des Islam war nicht manipulierbar. Kein muslimischer Gelehrter des Mittelalters hätte die Geschichte seiner eigenen Kultur von den Christen abgeschrieben.“

Nach seiner Ansicht [701] hat Illigs These deshalb eine offene „Südfront“, die sie bedroht. Wie ich darlegte, wurde tatsächlich die Geschichte des Islam manipuliert. Geht man davon aus, dass der Zeitsprung ein Werk der Tabari-Schüler ist, entfallen jedoch Birkens weitere Bedenken. Eine solche Möglichkeit hatte er zwar schon 2002 [494] angedeutet, aber 2005 [109] ausdrücklich erklärt, dass er diese These nicht vertritt:

„Obwohl mir gerade dies unterstellt wurde, möchte ich abschließend erklären, dass ich ganz im Gegenteil der Meinung bin, dass der Zeitsprung nicht islamisch induziert sein kann, aber auch, dass die Geschichte der ersten drei Jahrhunderte des Islam keine christliche Erfindung sein können“ [recte: kann].

Letzteres hat meines Wissens auch niemand behauptet.

Die Araber in Nordafrika und Spanien

Ich gehe davon aus, dass nicht nur Syrien, sondern auch Nordafrika noch vor den persischen Eroberung von eindringenden arabischen Stämmen besiedelt wurde; nur so lässt sich die rasche Arabisierung dieser Region erklären. Es war eine der vielen Völkerwanderungen der Weltgeschichte, die ihre letzte Ursache in dem Bevölkerungswachstum und der damit verbundenen Nahrungsknappheit in der arabischen Urheimat hatten. Bald entstanden auch kurzzeitig arabische Staaten wie die der Tuluniden in Ägypten, der Aghlabiden im heutigen Tunesien und der Idrisiden in Marokko. Schließlich ergriffen die aus Syrien stammenden *Fatimiden* angeblich im Jahr 910 in Kairuan (Tunesien) und dann im Jahr 973 m. Chr. in Ägypten die Macht [vgl. auch Heinsohn 2003]. Sie standen an der Spitze einer der vielen alidischen (schiitischen) Strömungen und behaupteten ihre Abstammung von Ali und dessen Ehefrau Fatima, der Tochter des Propheten, die allerdings von den Abbasiden bestritten wurde [vgl. Ibn Chaldun bei Fleischmann 81-85].

Ich halte es an dieser Stelle nicht für nötig, näher auf diese Behauptung und die Geschichte dieses neuen Khalifats einzugehen und kann mich auf die Bemerkung beschränken, dass ich zumindest das Datum der Machtergreifung in Ägypten als richtig betrachte. (Die Besetzung Kairuans dürfte allerdings erst nach der Eroberung Andalusiens durch die Mauren erfolgt sein.) Die

Fatimiden wurden in vielen gleichzeitigen westeuropäischen Chroniken erwähnt.

Im Jahr 711 soll dann der arabische Heerführer **Tariq** ibn Ziyad auf gekaperten Schiffen mit 7.000 Berbern den Golf von Gibraltar überquert und die Truppen des letzten westgotischen Königs Roderich geschlagen haben. (Gibraltar wurde nach Tariq benannt: Djebel Tariq = Berg Tariqs.) Wie ich schon darlegte, war Roderich nach einer Abbildung im Wüstenschloss Qusair Amra ein Zeitgenosse von Chosrau II., der in den ersten Jahrzehnten des 7.||10. Jh. das Sassanidenreich beherrschte. Aber auch andere Indizien sprechen dafür, dass schon damals **Spanien** von Mauren erobert wurde. Kurze Zeit nach Tariq wurde Andalusien endgültig von arabischen Truppen unter Musa ibn Nusair erobert. Dieser sandte einen Boten nach Damaskus, der al-Walid I. diesen Sieg meldete [Aug. Müller, 429]. Auf der Grundlage der Inschriften dieses Herrschers mit Daten nach der arabischen Ära berechnete ich dessen reale Regierungszeit auf 635–645||922–932; die Eroberung Andalusiens muss somit in den ersten Jahrzehnten des 7.||10. Jh. erfolgt sein!

Trotz des später konstruierten Zeitsprungs gab es im realen Leben natürlich keine Leerzeiten. Die unterworfenen Spanier datierten weiter nach ihrer gewohnten Zeitrechnung, so dass es z. B. nicht unbedingt nötig ist, die letzten Lebensjahre des **Isidor von Sevilla** (560–636) zu bezweifeln. (Das Jahr 636 würde gemäß der Phantomzeit-Theorie allerdings dem Jahr 933 entsprechen.)

Dieser Bischof datierte nach den Regierungszeiten der oströmischen Kaiser; seine *Historia Gothorum* endet mit dem Regierungsantritt des Königs Swintila im 10. Jahr des Herakleios [Kap. 62]. Dessen Regierungszeit soll 610||907 begonnen haben. Von einer „maurischen“ Eroberung ist keine Rede. (Allerdings halte ich es für möglich, dass die letzten Passagen der *Gotengeschichte* einer späteren Zensur zum Opfer fielen.) Jedenfalls dürfte die Eroberung Andalusiens durch die „Mauren“ kurz nach 620||917 und die Eroberung Tunesiens durch die Fatimiden einige Jahre später erfolgt sein.

Die eingedrungenen **Mauren** datierten natürlich weiter nach der arabischen Ära. Seit dem arabischen Jahr 93 (544+93+297 = 934) wurden Gold-Dinare zunächst mit lateinischen, dann mit arabischen Aufschriften geprägt. In lateinischer Sprache trugen sie die Aufschrift „Hic solidus feritus in Spania“, seit 98 auch mit der Landesbezeichnung „al-Andalus“ [Singer, 268]. Aug. Müller [430] bildete einen Gold-Solidus aus dem Jahr 98||939 ab: er trägt bereits arabische Schriftzeilen mit Suren aus dem Koran. In meinem Vorbeitrag [2008, 706] habe ich deshalb maurische Bau-Inschriften nach der arabischen Ära, also nicht nach der spanischen ERA oder der Hidshra-Zeitrechnung, datiert. Allerdings zitierte ich in diesem Text leider ungeprüft eine Passage aus meinem Ungarnbuch [2003, 23]. Seltsamerweise hat noch kein Leser (weder der ungarischen noch der deutschen Fassung), bemerkt, dass in dieser

ein offensichtlicher Rechenfehler enthalten war: Zwischen 544 und 614 liegen natürlich nicht 72, sondern 70 Sonnenjahre! Im Endergebnis besagt diese geringfügige Differenz jedoch nicht viel: Geht man von der arabischen Ära aus, sind die Bauten auf jeden Fall in der zweiten Hälfte des 10. Jh. entstanden!

Nach der spanisch-umayyadischen Tradition soll **Abd ar-Rahman** ibn Mu'awiya, der sich als Umayyade ausgab, im Hidshra-Jahr 138 (angeblich 756 n. Chr.) in Córdoba die Macht als Emir ergriffen haben. Wie Heinsohn habe ich keine Zweifel, dass er mit Abd ar-Rahman III., dem angeblich späteren „Khalifen“, identisch war. Er nahm den Beinamen ad-Dachil („Einwanderer“) an und war sowohl in Kriegen wie auch in der Verwaltung (Ausgleich von Muslimen und Christen) schon wegen seiner Toleranz sehr erfolgreich. Allerdings ist es sehr schwierig, ihn genealogisch und chronologisch einzuordnen. Er soll dem umayyadischen Blutbad entronnen sein; aber ich fand in der mir bis jetzt zugänglichen Literatur keinerlei Hinweis, wie er mit den Umayyaden konkret verwandt war. Seine Mutter soll eine Nafza-Berberin gewesen sein [Singer, 268]. Sollte er kein Hochstapler gewesen sein, war er nach meiner Rekonstruktion der frühislamischen Geschichte jedenfalls kein Marwanid, sondern ein Safyanid, was sich schon aus seinem Vaternamen ergibt. Bis jetzt liegen mir keine von ihm geprägten Münzen vor; die späteren unzuverlässigen Chroniken geben nur Hidshra-Daten an, so dass ich vorerst keine Möglichkeit sehe, seinen Regierungsantritt konkret zu datieren. Auf jeden Fall muss dieser in der Mitte des 10. Jh. erfolgt sein. In dieser Zeit hatte sich schon im islamisierten Perserreich die Tabari-Schule mit ihren Herrscher-Verdopplungen durchgesetzt. Die maurischen Historiker hatten offenbar keine Hemmungen, diese Praxis zu übernehmen. Ihnen gelang es, Abd ar-Rahman zu verdreifachen und ihn als Abd ar-Rahman III. sogar zum „Khalifen“ zu erklären. In meinem Vorbeitrag [2008] bin ich bereits auf die *Crónica* eingegangen, deren Ursprung aus dem Jahr 754 zu Recht bezweifelt werden kann. Ich möchte Birken [2002, 491] an eine seiner früheren Äußerungen erinnern, zu der auch ich stehe:

„Im Übrigen braucht man für die Mittelalterthese keineswegs eine internationale Chronisten-Verschörung zu unterstellen. Denn zunächst war ja alles ganz unauffällig. Aber als dann im hohen Mittelalter allerorten Chroniken von Land und Welt geschrieben wurden, stand man in London oder Barcelona vor der Aufgabe, die eigenen Aufzeichnungen und Überlieferungen in eine Zeitspanne zwischen der Spätantike und den Kreuzzügen einzuordnen. Diese Aufzeichnungen und Überlieferungen enthielten keine AD-Zahlen und keine nummerierten Könige. Man ging also daran, das Material, das eigentlich nur drei Jahrhunderte umfasste, auf sechs zu verteilen, wobei Herrscher und Ereignisse schlicht verdoppelt wurden.“

Zu Konstantin VII. und Theophanes Confessor

In meinem Ungarnbuch [2003, 37-70] hatte ich sehr ausführlich die byzantinische Geschichtsschreibung unter dem Aspekt der Phantomzeit-Theorie analysiert. Da diese Ausführungen nicht nur die südosteuropäische, sondern auch die frühislamische Problematik betreffen, halte ich es für erforderlich, auf einige meiner damaligen Erkenntnisse hinzuweisen.

Wie Illig [1999, 164 f.] identifiziere ich Kaiser **Konstantin VII. Porphyrogennetos** mit seinem Namensvetter K. III., dem Sohn des Herakleios, der zwar 913 als Minderjähriger (Mit-)Kaiser wurde, aber von 920 bis 944 von Romanos Lakapenos entmachtete wurde, bis er Alleinregent wurde [2003, 67 f.]. Da Konstantin viel Zeit hatte, war er schriftstellerisch tätig; sein Hauptinteresse galt der Geschichte. Als sein frühestes Werk gilt die Schrift *De Thematibus*, in der er die Geschichte und Gegenwart der byzantinischen Provinzen beschrieb. Hierbei stützte er sich ausschließlich auf Quellen von Homer bis zum 6. Jh., jedoch auf keine des 7., 8. und 9. Jh.

„So gibt sein Werk im ganzen ein getreues Bild der Geographie des byzantinischen Reiches im VI. Jahrhundert, und von den späteren Veränderungen und den Zuständen des X. Jahrhunderts ist nur selten die Rede [Moravcsik 1958, I:385].

Dazu schrieb ich [2003, 61]:

„Mit anderen Worten: Der Kaiser kannte damals noch keine Phantomzeit (die er erst später erfinden sollte). Nach seinem damaligen Verständnis ging das 6. Jahrhundert ins 10. Jahrhundert über!“

Das gleiche gilt für das bedeutendste Werk des Kaisers: *De administrando imperio* (DAI). bei der es sich um eine 'offene' Schrift handelt, deren einzelne Kapitel, wenn neue Informationen vorlagen, bis zum Tod des Kaisers (959) ergänzt wurden. Zusammenfassend schrieb ich [2003, 65]:

„Wie in *De Thematibus* ging Konstantin durchweg von Ereignissen des 6. Jahrhunderts unmittelbar zu Ereignissen des 10. Jahrhunderts über: **Drei Jahrhunderte gab es in seiner Darstellung nicht!**“

Das Kapitel 14 von DAI ist Muameth (**Muhammad**) gewidmet. Diese Ausführungen zeigen, dass schon im frühen 7.||10. Jh. der Prophet von den Sarazenen verehrt wurde (ich erinnere an die von mir neudatierten Münzen Abd al-Maliks), aber auch, wie wenig der Autor damals über ihn wusste. Interessant ist seine Bemerkung, dass Anhänger des **Arius** mit ihren „blasphemischen“ Ideen den als Kaufmann umherreisenden Muhammad sehr beeinflusst hatten. Allerdings identifizierte der Kaiser diesen Arius nicht mit Ali („Alim“), den er im Kap. 25 als Stammvater der **Fatimiden** bezeichnete. Auf diese ging er schon im Kap. 15 ein; danach waren diese ein „arabischer Stamm“, der sich in Libyen (= Tunesien) festgesetzt hatte.

Das Kapitel 16 besteht nur aus drei Sätzen, die den „Auszug der Sarazenen“ in das 10. Jahr des Herakleios und das Jahr 6130 der Welterschöpfung setzen, also ins Jahr 622 n. Chr., ohne konkret auf dieses Ereignis einzugehen. Zunächst hielt ich dieses für eine spätere Interpolation, Nachdem ich erkannt habe, dass Konstantin VII. ein Zeitgenosse Harun al-Raschids war, der schon nach der Hidshra-Ära Münzen prägte, schließe ich nicht mehr aus, dass es sich um einen Originaltext des Kaisers handelt. (Die folgenden Kapitel 17 bis 22 sind auch so gekennzeichnete Exzerpte aus dem Werk des **Theophanes Confessor**, auf die ich noch eingehen werde.)

In den Kapiteln 23 und 24 wurde die Geographie Iberiens und Spaniens beschrieben; dann folgte, unter dem harmlos erscheinenden Titel „Von der Geschichte des Heiligen Theophanes von Sigrianes“, das **Kapitel 25**, über das ich in meinem ersten Islam-Beitrag [2000b, 427] geschrieben hatte: „Dieser Text liest sich so, als ob Illig ihn geschrieben hätte.“

Nachdem Konstantin ausführlich die Geschichte der Goten und Vandalen im 6. Jh. beschrieben hatte, folgen ihnen nach seiner Darstellung übergangslos die Sarazenen auf der historischen Bühne. Sie bildeten drei Reiche:

- ein Reich in Vorderasien mit der Hauptstadt Bagdad, beherrscht „von der Familie von Muameth“;
- ein Reich in Afrika, beherrscht „von der Familie von Alim [= Ali] und Fatime, der Tochter von Muameth“;
- ein Reich in Spanien, beherrscht „von der Familie des Mauias“.

Unschwer sind die Reiche der frühen Abbasiden (die ihre Abkunft von einem Vorfahren Muhammads ableiten), der Fatimiden und der (spanischen) Umayyaden (die ihre Abkunft von Mauias = Mu‘awiya ableiteten). „Aus Sicht des Kaisers gab es somit keine Vorgeschichte vor den islamischen Staaten, die wir aus dem 10. Jh. kennen“ [Weissgerber 2000b, 428].

Wegen dieser Ehrlichkeit habe ich DAI als „Geheimschrift“ bezeichnet; immerhin hat kein byzantinischer Autor vor 1453 dieses Werk erwähnt. Nicht zu bestreiten ist jedoch, dass der Kaiser während seiner Alleinregentschaft eine umfassende Umschreibaktion vorgenommen hatte, die Illig ab 1992 auch als umfassende chronologische Fälschungsaktion bezeichnet. Dieser Auffassung habe ich mich angeschlossen und in meinem Ungarnbuch [45 ff.] weiter begründet.

Birken vertritt seit 2002 [490] die Auffassung, dass Konstantin VII. die *Chronographia* des Theodosius Confessor nicht nur gekannt, sondern auch bewusst in sein Werk DAI (als Kapitel 17-22) aufgenommen habe. Dem habe ich widersprochen, weil diese Exzerpte den Sieg Karl Martells über die eindringenden Mauren und die Kaiserkrönung Karls des Großen enthalten sollen. Stimmt diese Behauptung, würden grundlegende Stützen der Phantomzeit-Theorie wegfallen. Allerdings wurden aber weder die angebliche Nieder-

lage der Mauren (732) bei Tours und Poitiers [vgl. Konzelmann, 197 ff.] noch der „große Karl“ [vgl. Ronart, 420] in zeitgenössischen islamischen Schriftquellen erwähnt, worüber sich konventionelle Historiker immer wieder wundern. In meinem Ungarnbuch [52-57] schloss ich nicht aus, dass es eine „Ur-Chronographia“ gab, die von der Konstantin-Schule verfasst wurde, aber später unter westeuropäischem Einfluss ergänzt und später, allerdings ausdrücklich als Exzerpte aus dem Werk des Theophanes bezeichnet, dem DAI, gewissermaßen zur Ausfüllung der angeblichen Lücke im DAI-Kapitel 25, zugefügt wurde:

„Als DAI in Westeuropa in der Zeit der Renaissance und des Humanismus in lateinischer Übersetzung veröffentlicht wurde, mögen die Herausgeber den Widerspruch dieses Kapitels [25; K.W.] zu der *Chronographia* des Theophanes gespürt haben“ [Weissgerber 2003, 65].

Da mir der Gesamttext der *Chronographia* nicht vorliegt, schreibe ich unter Vorbehalt. In den mir vorliegenden Exzerpten der Kapitel 17 bis 22 der Moravcsik-Jenkins-Edition fand ich jedenfalls kein Wort über eine angebliche Niederlage der Araber gegen Karl Martell und keine Erwähnung des „großen Karl“. Nur im originalen DAI-Kapitel 26 wurde ein „Karl“ erwähnt, auf den ich schon [2003, 70] eingegangen bin. Ich vermutete, dass Chlodwig gemeint war; heute erscheint mir wahrscheinlicher, dass es tatsächlich vor 600 einen fränkischen Regionalherrscher Karl gab, dem nachher die Siege „Karl Martells“ zugeschrieben wurden.

Die Theophanes-Exzerpte des DAI enthalten ausführliche Angaben über die angeblich ersten „Khalifen“ nach Muhammad, allerdings wurden sie nur schlicht als „archegoi“ bezeichnet, was ich nur als Stammesführer übersetzen kann. Nachdem ich erkannt hatte, dass Konstantin VII. ein Zeitgenosse Harun al-Raschids war, verwundern mich diese Texte nicht mehr: Die von der Tabari-Schule konstruierte islamische Frühgeschichte, soweit sie schon vorlag, wurde in den Theophanes-Text integriert. Wie seine eigenen Schriften beweisen, wusste der intelligente Kaiser natürlich, was wirklich geschah, was sich eindeutig aus dem DAI-Kapitel 25 ergibt. Um seinen eigenen Ruf nicht zu beschädigen, fügte er anscheinend seine 'islamischen Informationen' nicht seinem eigenen Werk, sondern dem Theophanes-Text zu.

Nur insofern gebe ich Birken recht. Meine Schlussfolgerung habe ich allerdings, im Gegensatz zu ihm, aus der konsequenten Anwendung der Elefant-Ära gewonnen, die Birken bis jetzt leider ignoriert. Ich schätze ihn, weil er Probleme der Phantomzeit-Theorie angesprochen hat, die der Klärung bedürfen. Leider hat er aber m. E. seine Bemerkungen nie richtig zu Ende durchdacht. Offenbar hinderte ihn daran bis jetzt sein Glaube an die Zuverlässigkeit islamischer und wohl auch byzantinischer Traditionen.

Zur Dialektik des Zeitsprungs bei Muslimen und Christen

Ich gehe davon aus, dass die Tabari-Schule, die durch islamisierte Perserkönige dazu angeregt und gefördert wurde, damit begann, Zeiten zu verlängern und zu erfinden. Die von Konstantin VII. begründete und geförderte Konstantin-Schule hat nicht viel später aus anderen Gründen Gefallen an dieser Methode gefunden; er ließ in eigenem Interesse die vorherige byzantinische Geschichte verlängern. Der deutsche Kaiser Otto III. übernahm dann unter dem Einfluss seiner byzantinischen Mutter Theophanu um 1000 n. Chr. Konstantins Zeitsprung. Gerade diese Übernahme sollte sich als welthistorisch erweisen: Deshalb hat Illig zu Recht Konstantin VII. als „Erzfälscher“ bezeichnet.

Trotz Birkens Bedenken halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass das 'Lebenswerk' des Kaisers auch Einfluss auf islamische Historiker hatte, die sich ihrerseits bemühten, erfundene Zeiten auszufüllen. Eine Vermittlerrolle spielte hierbei offenbar Sebeos, der in dieser Zeit gleichzeitig christlicher Bischof und abbasidischer Statthalter in Armenien war. Dessen Geschichtswerk war schon durch Zeitstreckung gekennzeichnet und nannte einige erfundene islamische und byzantinische Herrscher [vgl. Weissgerber 2000a, 263, 266; 2003, 57]. In meinem Georgien-Beitrag schrieb ich [2000a, 266]:

„Aus den so entstandenen islamischen, byzantinischen und auch armenischen Werken wurde dann im Lauf der Zeit das Bild der frühislamischen Geschichte geschaffen, wie wir es in jedem Geschichtsbuch finden“.

Zu den Ursprüngen des Islam

Sowohl Günter Lüling wie später auch die Schüler Ohligs haben überzeugend die christlichen Ursprünge des Islam herausgearbeitet, allerdings mit verschiedener Begründung. Z.A. Müller [2008, 682 ff.] bezichtigt letztere wohl zu Recht auch des Plagiats und fand nur für Popp einige anerkennende Worte, ohne konkret auf dessen Forschungen einzugehen. So erwähnte sie nicht die arabische Ära, die nach den Erkenntnissen Ali Dashtis im Jahr des Elefanten begann und deren Existenz Popp (trotz seiner unrichtigen Deutung) durch seine Hinweise auf entsprechende Inschriften weiter bestätigt hat,

Geht man von dieser Ära aus, können auch andere Probleme der frühislamischen Geschichte geklärt werden. Aus den 'Elefanten-Daten' ergeben sich auch weitere überraschende Zusammenhänge zwischen der Entstehung des Islam und dem byzantinischen *Bildersturm* ab 711, dessen Historizität ich schon in meinem Ungarnbuch für möglich hielt [2003, 68f.]. Popp [163 f.] verwies auf syrische Berichte aus den Jahren 77 und 79 arabischer Ära, wonach in diesen Jahren sowohl in Byzanz wie auch in Damaskus bildliche Darstellungen aller Art vernichtet wurden. Wie bereits dargestellt, hat Abd al-Malik

zwar bis zum Jahr 77 (arab. Āra) noch Münzen mit seinem Bild geprägt, dann aber konsequent auf Bilder verzichtet; auf den marwanidisch-abbasidischen Münzen stehen nur noch Koran-Suren. Dieses zeitliche Zusammentreffen kann kein Zufall sein. Das Jahr 78||622||919 ist nicht nur das Jahr des Bildersturms, sondern auch das Jahr, in dem der Islam persische Staatsreligion wurde. Es dürfte kein Zufall sein, dass später die Hidshra genau auf dieses Jahr 622 umdatiert worden ist.

Der Islam selbst muss aber früher entstanden sein. Popp [2007, 56] wies darauf hin, dass dieser Begriff außerhalb des Korans [Sure 3:19] erstmals in einer Inschrift aus dem Jahr 72 arab. Āra erwähnt wurde. Für ihn war dies zwar das Jahr 694, nach der Elefanten-Āra war es aber das Jahr 616||913. Ich beabsichtige, im Folgebeitrag, auch unter Berücksichtigung der neuen Studien von Tilman Nagel, näher auf die arabischen Wurzeln des Islam einzugehen und die Problematik der Historizität von Muhammad und Ali zu erörtern.

Wer war Umar? Zur Entstehung der Hidshra-Zeitrechnung

August Müller [482] bildete eine von Harun ar-Raschid geprägte Silbermünze mit Koransprüchen und der Jahreszahl 190 ab. Nach der „arabischen Āra“ wäre dies das Jahr 1031 (544+297+190); dies wäre nicht nur nach meinen chronologischen Erkenntnissen entschieden zu spät. Offensichtlich datierte dieser „Khalif“ schon nach der Hidshra-Zeitrechnung. Auf Grundlage der Elefanten-Āra habe ich folgende reale Regierungszeiten ermittelt:

- 901–922 Abd al-Malik = al-Mansur
- 922–932 al-Walid I. = al-Mahdi
- 934–942 Umar II. ibn Abd al-Aziz
- 946–965 Hischam = Harun ar-Raschid.

Abd al-Malik und al-Walid I. datierten noch nach der Arabischen Āra. Die Vermutung liegt nahe, dass zwischen 932 und 946 die Hidshra-Zeitrechnung eingeführt worden ist. In dieser bewegten Zwischenzeit regierte acht Jahre lang Umar II., ein Sohn des Abd al-Aziz, dem Alter Ego des as-Saffah („Schlächter“). Nach den Angaben at-Tabaris wurde er in Medina geboren und war dort einige Jahre Statthalter, ehe er, anscheinend von den Barmakiden/Buyiden, zum „Khalifen“ proklamiert wurde:

„Er war ein frommer Muslim, an der Quelle der islamischen Überlieferungen selbst, in der medinensischen Schule erzogen“ [Huart, I:268; vgl. den frühislamischen Text des Abu Yusuf bei Lewis, I:245-247].

Nach den islamischen Überlieferungen war er vor allem gesetzgeberisch tätig und soll das islamische Boden- und Steuerrecht grundlegend umgestaltet haben. Eine solche Reform wird auch Omar I., ibn al-Chattab, dem „zweiten rechtsgeleiteten Khalifen“ (angeblich 634–644 n. Chr.) zugeschrieben:

„Gleichzeitig wurde mit der Ausarbeitung der Grundlagen eines Systems der öffentlichen Abgaben (Grundsteuer und Kopfsteuer), der Bodenverteilung sowie des Militärdienstes begonnen“ [Ronart, 840; vgl. den Tabari-Text, Band 4, bei Fleischmann 38-45].

Auch Umar I. galt als ein sehr frommer Mann. Vor allem wurde ihm die Einführung der Hidshra-Zeitrechnung zugeschrieben; das soll im Jahr 637 n. Chr. (Hidshra-Jahr 16) erfolgt sein [Aug. Müller 277; Huart, I:241]. Wie Illig und Popp vertrete ich die Auffassung, dass Umar I. eine erfundene Gestalt ist. Selbst konventionelle Islam-Forscher halten nicht viel von den Überlieferungen, die über ihn verbreitet wurden:

„Auch haben Dichtung und Wahrheit vermutlich gleichen Anteil an all den Anekdoten, die seine Sittenstrenge und Gerechtigkeit, bescheidene Lebensführung und Frömmigkeit zum Idealbild des gottgefälligen Kalifen zusammenfügen“ [Ronart, 841].

Sehr wahrscheinlich war Umar II. der eigentliche 'Erfinder' der auf Mondjahren begründeten Hidshra-Zeitrechnung, deren Beginn auf das Jahr 622 n. Chr. datiert wurde. Er dürfte ein großer Förderer (vielleicht sogar Begründer) der Tabari-Schule gewesen sein, die nach seinem Vorbild den frühen „Khalifen“ Umar I. „schuf“, während der reale Umar II. in der (später konstruierten) offiziellen Abbasiden-Herrscherliste nicht erwähnt wurde.

Neues Zeittableau (Grunddaten)

544	Jahr des Elefanten. Mögliches Geburtsjahr Muhammads
585–602	Mu'awiya I., christlicher Emir in Syrien
590–617	Chosrau II. = Marwan = Abu Muslim
596/97 (?)	Auszug Muhammads aus Mekka (reale Hidshra)
Vor 602	Ermordung Alis (während der Regierungszeit Mu'awiyas)
602–604	Yazid I. in Syrien; Schlacht von Kerbela (Tod al-Hussains)
604	Chosrau II. = Marwan erobert Syrien
604 901–625 922	Abd al-Malik = al-Mansur zunächst nur Statthalter in Damaskus: Bau des Felsendoms
606/07 (?)	Tod Muhammads (10 Jahre nach der Hidshra)
610	Angeblicher Regierungsbeginn von Kaiser Herakleios I.
Nach 613	Fatimiden in Kairuan
614	Persische Eroberung Jerusalems
616 913	Inchriftliche Ersterwähnung des Begriffs „Islam“
617 914	Ermordung Chosraus II: Machtübernahme durch Abd al-Aziz (= as-Saffah) und Abd al-Malik (= al-Mansur)
Nach 620 917	Eroberung Andalusiens durch die „Mauren“ und Tunesiens durch die Fatimiden

622 919	Bildersturm in Byzanz; Islam wird persische Staatsreligion Später: Anfangsjahr der „Hidshra-Ära“
922–932	al-Walid I. = al-Mahdi: Bau der Umayyaden-Moschee
932	Machtübernahme der Barmakiden = Buyiden in Bagdad
934–942	Umar II. ibn Abd al-Atiz
944–959	Konstantin VII. Porphyrogennetos Alleinherrscher in Byzanz
946–965	Hischam = Harun ar-Raschid

Literatur (Auswahl)

- Beaufort, Jan (2008): Arius und Ali. Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam; in *Zeitensprünge* [= ZS] 20 (2) 314-331
- Birken, Andreas (2002): Byzantinische Phantomzeit und Islam; in *ZS* 14 (3) 488-511
- (2005): Die Entstehung des Korantextes und der frühen islamischen Geschichtsschreibung; in *ZS* 17 (1) 98-110
- (2008): Gegenrede im Namen Alis; in *ZS* 20 (3) 692-701
- Bosworth, Clifford Edmund (1967): *The Islamic Dynasties. A Chronological and Genealogic Handbook*; Edinburgh
- Brockelmann, Carl (1909): *Geschichte der arabischen Litteratur*; Leipzig
- Cahen, Claude (1968): *Der Islam I* (Fischer Weltgeschichte 14); Frankfurt/M.
- Clot, André (1990): *Harun al-Raschid. Kalif von Bagdad*; München
- Dashti, Ali (1975): *23 Jahre. Die Karriere des Propheten Muhammad* (Hg.: Bahran Choubine / Judith West); Aschaffenburg
- Enderlein, Volkmar (1990): *Islamische Kunst*; Dresden
- Fleischhammer, Manfred (Hg.; 1988): *Altarabische Prosa*; Leipzig [mit umfangreichen Auszügen aus frühislamischen Geschichtswerken]
- Gaube, Heinz (1973): *Arabo-sasanidische Numismatik*; Braunschweig
- Goldziher, Ignaz (1900): *Islam und Parsismus*; Paris [Neu: Ohlig 2007, 415-440]
- (1910): *Vorlesungen über den Islam*; Leipzig
- Hadith (2008) = *Der Hadith*. (Hg. Adel Theodor Khury). I-II. Darmstadt (Weitere 3 Bände vom WBG-Verlag angekündigt)
- Halm, Heinz (1987): Die Fatimiden; in *Hartmann* 166-199
- (2003): *Die Kalifen von Kairo*; München
- Hartmann, Ulrich (Hg.; 1987): *Geschichte der arabischen Welt*; Gütersloh
- Heinsohn, Gunnar (2003): Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke; in *ZS* 15 (3) 540-555
- (2005): Löschung der frühmittelalterlichen Regenten Spaniens; in *ZS* 17 (1) 76-97
- Heine, Peter (2008): *Einführung in die Islamwissenschaft*; Berlin
- Heyn, Walter-Thomas (2008): Mein Professor und die Dummen; in *Das Blättchen* (Berlin), Nr. 26/2008, S. 5-7
- Hourani, Albert (1991): *Die Geschichte der arabischen Völker*; Frankfurt/M.
- Huart, Clement Imbault (1914): *Geschichte der Araber. Band I*; Berlin
- Ibn Ishaq (1999): *Das Leben des Propheten* (Hg.: Gernot Rotten); Kandern
- Illig, Heribert (1992a): Wann lebte Muhammad? in *VFG* 4 (2) 26-41
- (1992b): Vom Erzfälscher Konstantin VII.; in *VFG* (4) 132-139

- (1995): Spaniens Wirrungen im frühen Mittelalter; in *ZS* 7 (1) 36-55
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (2002): Korrekturen, Konsequenzen. Antwort auf Andreas Birken; in *ZS* 14 (1) 512-519
- (2003): Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems; in *ZS* 15 (3) 556-569
- Isidor (1986): *Geschichte der Goten, Vandalen und Sueven* (Hg. Alexander Heine); Essen · Stuttgart
- Islam-Lexikon (1991) = Khoury, Adel Theodor / Hagemann, Ludwig / Heine, Peter: *Islam-Lexikon. Geschichte-Ideen-Gestalten. I-III*; Freiburg · Basel · Wien
- Klima, Otakar (1988): *Ruhm und Untergang des alten Iran*; Leipzig
- Konstantin VII. (?1967) = Constantine Porphyrogenitus: *De administrando imperio* [Hg: Gyula Moravcsik / R. J. H. Jenkins]; Washington/USA
- Konzelmann, Gerhard (1990): *Die großen Kalifen*; München · Berlin
- Küng, Hans (2004): *Der Islam. Geschichte, Gegenwart und Zukunft*; München u. a.
- Lewis, Bernard (Hg.; 1981): *Der Islam von den Anfängen bis zur Eroberung von Konstantinopel. I-II*. Zürich-München. [= Sammlung von Originalquellen, auch von Hadiths]
- Moravcsik, Gyula (1958): *Byzantinoturcica. I-II*; Berlin
- Müller, August (1885): *Der Islam in Morgen- und Abendland*; Berlin
- Müller, Zainab Angelika (1992): Karl der Große und Harun al-Raschid; in *VFG* 4 (4/5) 104-118
- (2002a): Yesdegird und Djalali. Zu persischen und islamischen Kalendern; in *ZS* 14 (2) 341-365
- (2002b): Kalendarische Nachträge; in *ZS* 14 (3) 481-487
- (2007): Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Araber; in *ZS* 19 (3) 600-609
- (2008): Zustände in den „Islamwissenschaften“; in *ZS* 20 (3) 670-691
- Nöldeke, Theodor (Hg.; 1879): *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sassaniden. Aus der arabischen Chronik des Tabari*; Leiden/NL [Reprint: Graz 1973]
- Ohlig, Karl-Heinz (Hg.; 2007): *Der frühe Islam. Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen*; Berlin
- Ohlig, Karl-Heinz / Puin, Gerd-Rüdiger (Hg.; 2005): *Die dunklen Anfänge. Neue Forschungen zur Entstehung und frühen Geschichte des Islam*; Berlin
- Popp, Volker (2005): Die frühe Islamgeschichte nach inschriftlichen und numismatischen Zeugnissen; in *Ohlig/Puin* 16-123
- (2007): Von Ugarit nach Samarra. Eine archäologische Reise auf den Spuren Ernst Herzfelds; in *Ohlig* 2007, 13-222
- Rathmann, Lothar (Hg.; 1971): *Geschichte der Araber. Band I*; Berlin/DDR
- Ronart, Stephan und Nandy (1972): *Lexikon der arabischen Welt*; Zürich
- Sebeos (1999): *The Armenian History attributed to Sebeos* (Hg. James Howard-Johnston); Liverpool
- Serauky, Eberhard (1991): *Geschichte des Islam. Entstehung, Entwicklung und Wirkung*; Berlin
- Singer, Hans-Rudolf (1987): Der Maghreb und die Pyrenäenhalbinsel bis zum Ausgang des Mittelalters; in *Haarmann* 264-322
- VFG = *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*; Gräfelting, 1989-1994

- Weissgerber, Klaus (2000a): Zur Phantomzeit in Georgien (II); in *ZS* 12 (2) 259-280
 - (2000b): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); in *ZS* 12 (3) 419-448
 - (2001b): Antwort an Günter Lüling (Islamica II); in *ZS* 13 (2) 250-252
 - (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte*; Gräfelting [Ungarische Fassung: *Magyarok a kitalált középkorban*; Budapest, 2003]
 - (2007): Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV); in *ZS* 19 (1) 120-129
 - (2008): Fundleere gegen Traditionen. Bemerkungen zur islamischen Problematik (Islamica V); in *ZS* 20 (3) 702-708
 Zeller, Manfred (1993a): Das Kalifat der Omajjaden; in *VFG* 5 (3-4) 69-86
 - (1993b): Der Iran in frühmittelalterlicher Zeit (bis zum 10. Jh.); in *VFG* 5 (3/4) 87-110
ZS= *Zeitensprünge*; Gräfelting, ab 1995

Anmerkung des Herausgebers

Beim Lektorieren von obigem Artikel übersah ich bis zum Redaktionsschluss, dass Manfred Zeller für die Umayyaden bereits 1993 Datierungen vorgelegt hatte, die Klaus Weissgerber jetzt präzisiert. Zeller [1993a, 73] hat für die Fertigstellung des *Felsendoms* zunächst das Jahr 691/92 genannt, doch damals noch weitergerechnet und das Jahr 613/14 erhalten [ebd., 83, 85]; Weissgerber sieht sie im Realjahr 616|913 (S. 120) und bestätigt damit Zeller bis auf zwei, drei Jahre. Für die Bauzeit der Moschee in *Damaskus* hat Zeller [85] 924–933 angegeben, Weissgerber nennt jetzt 922–932 (S. 136). Die umayyadischen Wüstenschlösser, insbesondere Mschatta, hat Zeller [80, 83] gegen 960 angesetzt, Weissgerber „Mitte des 10. Jh.“ (S. 120). Für die *Umayyaden*, die herkömmlich 661–750 herrschten, hat Zeller [83] 582/83–|–968 genannt, während sich bei Weissgerber 582–|–972 ergeben. Zeller [1993a, 83] hat das Resümee gezogen:

„Damit bestätigt sich die Zahl [für die Phantomzeit, damals noch 296 Jahre; HI], die H. Illig aus der fränkischen Geschichte abgeleitet hat, durch eine von seinen Überlegungen unabhängigen Rechnung.“

Weissgerber setzt die seit 1994 vorgeschlagenen 297 Jahre voraus (S. 109), gewinnt daraus umfassende und weitreichende Erkenntnisse, etwa die Gleichsetzung von Chosrau II. mit Marwan oder die der Marwaniden mit den frühen Abbasiden und erhält ganz ähnliche Zahlen wie Zeller. Das bekräftigt erfreulicherweise die frühe Annahme, dass in der orientalischen Geschichte dieselben rund 297 erfundenen Jahre enthalten sind wie im Abendland.

Heribert Illig, 10.4.

Über das Verwalten schriftlicher Schätze (Zustände in den Islamwissenschaften II)

von Z. A. Müller

Wie in den letzten Zeiteinsparungen dargelegt, hatte die deutsche Islamwissenschaft sich nach dem Zweiten Weltkrieg sehr zu ihrem Schaden von ihrer alten Größe und Tradition entfernt, indem sie die frühere historisch-kritische und theologische Forschung aufgab zu Gunsten der rein philologischen Betrachtung. Seit einigen Jahren bemühen sich Islamwissenschaftler an der FU Berlin und der Uni Saarbrücken darum, mit großen Koran-Projekten eine neue internationale Vorreiterrolle in dem Fachgebiet zu erobern.

1. Koran-Fragmente aus dem Jemen

Bevor Saarbrücker Islamwissenschaftler mit unstrittenen philologischen Thesen Aufmerksamkeit erregten, nahmen zwei von ihnen teil an dem Projekt Restaurierung und Katalogisierung arabischer Handschriften bei der Antikenbehörde des Jemen, zu dem hier einiges ergänzend und korrigierend nachzutragen ist [vgl. Müller 2008, 683 f.]. Es handelt sich um „Zehntausende Pergament- und Papierfragmente von Handschriften des Korans“, die 1972 bei Bauarbeiten gefunden wurden, in einem „Hohlraum zwischen dem Dach und der Kassettendecke“ – wo man sie „pietätvoll“ ‘entsorgt’ hatte – in der großen Moschee von Sana‘a, die als eine der ältesten Moscheen der Welt gilt, „erbaut um 628 nach Christus, also noch zu Lebzeiten des Propheten Mohammed“ [Brettar; dort auch Foto].

„Um den wiedergefundenen Schatz zu erhalten und wissenschaftlich auszuwerten, ersuchte die jemenitische Regierung um Hilfe im Ausland. Das Angebot der Bundesrepublik, die Handschriftenfragmente vor Ort von Fachleuten restaurieren zu lassen, wurde angenommen. So startete 1980 unter Verantwortung des 1999 verstorbenen Hamburger Professors Albrecht Noth das Projekt Restaurierung [...] arabischer Handschriften bei der jemenitischen Antikenbehörde, finanziert von der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes. Mit seinen Kosten in Millionenhöhe sollte es sich zum bislang größten Kulturerhalt-Projekt entwickeln.“ [Brettar].

Genauere Angaben über die Kosten fand ich bisher nicht.

Von der Universität Saarbrücken holte Noth von 1981–85 Puin nach Sanaa, 1985/86 leitete Graf v. Bothmer als Experte für islamische Buchmalerei das Projekt [Puin 1999], welches seit 1987 als Drittmittel-Projekt der Saaruniversität weitergeführt wurde [Brettar]. Die Restaurierung der Fragmente

wurde vor Ort durchgeführt von Spezialisten aus Göttingen, Berlin und Wien, betreut von der Universität Göttingen. Restaurierung und Forschung haben

„sich bisher auf die Pergamente beschränkt [ca. 15.000 Dokumente; ZAM], da diese die ältesten und somit interessantesten Fragmente sind: Das teure Pergament wurde in der islamischen Welt ab dem zehnten Jahrhundert fast ganz durch das schon damals in großen Mengen hergestellte Papier ersetzt, so daß die Papierfragmente von vornherein als jünger gelten müssen“ [Bothmer nach Brettar].

Bothmer [41] wies darauf hin, wie „unerlässlich“ die Datierung der Handschriften ist, „um Einsicht in historische Abläufe und Entwicklungen zu gewinnen“ und wie „außerordentlich“ problematisch dies zugleich ist angesichts eines einzigen datierten Fragments (der Jemen-Manuskripte) und 12.000 undatierten. Von den Fragmenten stammen [Brettar]

„viele aus dem siebten bis zehnten Jahrhundert nach Christus, einige sogar aus der Zeit um 50 Jahre nach dem Tode des Propheten Mohammed“.

Eine Koranhandschrift des Kalifen al-Walid wurde [Bothmer nach Brettar]

„kunsthistorisch in das Jahr 710 bis 715 n. Chr., also rund 80 Jahre nach dem Tode des Propheten Mohammed datiert. Das Ergebnis wurde durch eine Altersbestimmung mit Hilfe der C14-Methode bestätigt.“

Aufgeklärte Geister wissen inzwischen, wie problematisch auch datierte Manuskripte sein können bzw. die Chronologie, nach welcher datiert wird. Unabhängig davon, was von C14 zu halten ist: Das ‘Alter’ sagt nichts über die zugehörigen historischen Ereignisse aus. Interessant ist Bothmers Feststellung, der Koran al-Walids scheine „nicht eigentlich den Beginn der Islamischen Kunst, sondern das Ende der Spätantike in frühislamischer Zeit widerzuspiegeln“ [ebd.]. Es bleibt dennoch zu befürchten, dass bei Versuchen einer Re-Konstruktion der Entstehung des Islam die ‘millionenschwer’ getroffenen chronologischen Aussagen der ‘Reformbereitschaft’ einiger Forscher Grenzen setzen.

Nachdem sich herausstellte, dass die ersten Ganzschriften des Koran bereits „gegen 690, also 60 Jahre nach dem Tod des Propheten, vorlagen“ [Ammann], hielt man Wansbroughs These einer Entstehung des Koran im 9. Jh. für erledigt, doch die Anwendung bisheriger chronologiekritischer Forschungsergebnisse eines möglicherweise direkten Übergangs der Spätantike ins frühe 10. Jh. zeigt, dass dieser Schluss nicht zwingend sein muss.

„Alle restaurierten Koranfragmente wurden von Graf von Bothmer mikroverfilmt und 1997 die Arbeiten im Jemen abgeschlossen“ [Brettar]. Es handelt sich um die Verfügung von rund 35.000 Photos, welche die Projektleiter mit etwas Glück nach Deutschland mitbrachten. Gerd-Rüdiger Puin soll erzählt haben [nach Higgins, ohne Quellenangabe], wie dies Mitbringsel fast

gescheitert wäre, weil jemenitische Autoritäten die Mikrofilme beschlagnahmten und verhindern wollten, dass diese Gelehrten weiteren Zugang zu den Dokumenten bekamen. Nur der Überredungskunst deutscher Diplomaten sei es zu verdanken, dass die Mehrzahl der Filme schließlich freigegeben wurde. Bei ihm, Puin, hätten die Manuskripte den Eindruck erweckt, dass „der Koran nicht vom Himmel gefallen sei, sondern eine Geschichte habe“ [nach Higgins]. Zu dieser Einsicht möchte man bemerken: ‘Besser spät als nie’.

Bisher las ich nichts darüber, wie die weitere Auswertung und elektronische Erfassung der Manuskripte durch die Saarbrücker finanziert wird. 1999 war die Idee zu dem Projekt einer elektronischen Weitererfassung mit klaren Zielvorgaben zwar schon geboren, aber es fehlte noch an geeigneter Software und finanziellen Mitteln [vgl. Leber]. Zwischenzeitlich fand die Gründung von INĀRAH (INSTITUT ZUR ERFORSCHUNG DER FRÜHEN ISLAMGESCHICHTE UND DES KORAN) statt [s. Müller 2008, 684], doch über die Finanzierung und die nötige Software verlautet m. W. nichts. Das 1. internationale wissenschaftliche Symposium des Saarbrücker (*Frühe Islamgeschichte und der Koran*, 13.3. – 16.3. 08 in der europäischen Akademie Otzenhausen) war laut Einladungstext „möglich auf Grund der großzügigen finanziellen Unterstützung durch CSER“, dem COMMITTEE FOR THE SCIENTIFIC EXAMINATION in Amherst, New York. Den erhofften Gewinn aus diesen Investitionen erhofft zeigt vielleicht folgende Stelle in einem Text Puins in der Saarbrücker *campus*-Zeitung:

„Nur aus dem ‚Islam im Exil‘ ist also eine Erneuerung zu erwarten. Nur unter den Bedingungen individueller Religionsfreiheit können ‚fundamentale‘ Axiome des Islams einer kritischen Prüfung unterzogen werden. Nur hier kann sich – einstweilen – ein islamischer Glaube formulieren, der seinen ‚Sitz im Leben‘ nicht im Arabien des 7. Jh. n. Chr. hat, sondern in einem weitgehend säkularisierten ‚Westen‘. Die Universitäten in Europa könnten auf diesem Weg eine wichtige Rolle spielen, verwalten sie doch einen Schatz an geisteswissenschaftlichen Methoden und Erkenntnissen, der unsere eigenen Gesellschaften durch einen für viele gläubige Christen auch schmerzhaften Prozess der Aufklärung geführt hat. Mit der Schließung des Studienfachs Islamwissenschaft in diesem Jahr hat sich unsere Universität allerdings aus diesem Diskurs verabschiedet.“ [Puin 2001]

Der zweifellos dringend nötigen, freiheitlichen Erneuerung des Islam steht ein deutlich missionarischer Impetus des „Westens“ (und eben auch seiner Islamwissenschaft) gegenüber, dessen seltsame Vorgehensweisen Zweifel an der Lauterkeit der Absichten wecken. Wieso soll der „Islam“ heute zu seiner „Erneuerung“ den gleichen Weg nehmen wie der „Westen“ vor einigen Jahrhunderten? Gönnst der „Westen“ ihm keinen anderen oder kann er sich keinen anderen vorstellen? Ginge es dem „Westen“ um freiheitliche Aufklärung, und nicht nur die Aufrechterhaltung ihres Anscheins – hätte da nicht nahe gelegen,

die Manuskript-Photos umgehend Forschern in aller Welt zugänglich zu machen? Offenbar will man nicht nur Verwalter eines Schatzes an „Methoden und Erkenntnissen“ sein, sondern ebenso des Schatzes an Manuskripten, auf den man seine Fähigkeiten anwendet, wie darüber hinaus jenes Schatzes, der damit gehoben werden soll.

2. Koran-Projekte in Berlin

Dies gilt ebenso für die Berliner Islamwissenschaftler, die gleichfalls einen „Schatz“ verwalten, was ich bei meiner ersten Schilderung der „Zustände“ noch nicht wusste. Berichtet [Müller 2008a] wurde über Projekte, mit denen Prof. Dr. Angelika Neuwirth an der FU-Berlin in den Islamwissenschaften „vorankommen“ möchte. (In einem Absatz meines Textes, S. 687 f., steht fälschlich „Neumann“ für „Neuwirth“.) Genauer handelt es sich um vier verschiedene, jedoch untereinander inhaltlich verbundene Projekte:

Neuwirth ist leitendes Mitglied des Kollegiums des Forschungsprogramms *Europa im Nahen Osten – Der Nahe Osten in Europa* [s. Scharf]; der Titel verdeutlicht die „Leitidee des Programms [...] die Erforschung der Verflechtungen zwischen Europa und dem Nahen Osten“ [ARR]. Dieses auf fünf Jahre angelegte Forschungsprojekt wird gemeinsam durchgeführt von der BERLIN-BRANDENBURGISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN (BBAW), der FRITZ THYSSEN STIFTUNG und dem WISSENSCHAFTSKOLLEG BERLIN. Gefördert wurde es in den Jahren 2006/07 insbesondere durch die Initiative *Pro Geisteswissenschaften* der FRITZ THYSSEN STIFTUNG und der VOLKSWAGENSTIFTUNG [FU]; auf der Internetseite der BBAW heißt es, die FRITZ THYSSEN STIFTUNG stelle „für das Projekt Mittel von mehr als 2 Millionen Euro zur Verfügung“.

In diesem Rahmen leitet Neuwirth gemeinsam mit Prof. Dr. Stefan Wild (Universität Bonn) eines von fünf Teilprojekten: *Der Koran als Text einer gemeinsamen Antike und geteilten Geschichte*. Außerdem leitet sie den FU-Sonderforschungsbereich *Ästhetische Erfahrung der Arabischen Sprache*, wo man sich mit einem „Vergleich zwischen Koran und Psalmen“ [ARR] ebenso beschäftigt wie mit „Korankalligraphie im Kontext: arabische und hebräische Schrift, historisch und theologisch im Vergleich“ [Scharf].

Ergänzend verfolgt am WISSENSCHAFTSKOLLEG der seit längerem bestehende Arbeitskreis *Moderne und Islam* verschiedene kleinere Projekte, u.a. *Der Koran als spätantiker Text, historische Lektüren des Koran* [Scharf]. Darin werden „systematisch inhaltliche und terminologische Überschneidungen mit spätantiker jüdischer, christlicher sowie altarabischer Literatur registriert“ [ARR], allerdings die zum Einsatz kommenden Methoden nicht verraten.

Passend dazu gründete der SUHRKAMP VERLAG 2007 den VERLAG DER WELTRELIGIONEN, in dessen Beirat Neuwirth sitzt, und gemeinsam mit ihm

wurde die *Internationale Sommerakademie 2007* in Istanbul durchgeführt zum Thema: *Methodische Zugänge zu Bibel und Koran*.

Das wichtigste Projekt des Ganzen ist das der BBAW angeschlossene, von Neuwirth geleitete *Corpus coranicum*: Hier entsteht eine „dokumentierte, nicht aber eine kritische“ Koran-Ausgabe, die „eine Fülle ältester Handschriften einbezieht und elektronisch auswertet und die außerdem die umfangreiche gelehrte Literatur zu den Lesarten heranziehen soll“ [Neuwirth in Scharf]. Dazu werde es einen historisch-kritischen Koran-Kommentar geben, der zu jeder Sure „ihre extrakoranischen Referenzen, ihren Sitz im Leben und natürlich den Forschungsstand aufführen wird“ [ebd.]. Auf der Internet-Seite des BBAW drückt man sich genauer aus:

„Im Gegensatz zur den derzeit verbreiteten gedruckten Koran-Ausgaben, die sich an der Kairener Druckausgabe von 1923/24 orientieren, soll das hier vorgestellte Editionsprojekt sowohl die frühesten Zeugnisse der schriftlichen Koran-Überlieferung (Handschriften) als auch die in der islamischen Literatur tradierten mündlichen Lesevarianten des Textes umfassend zugänglich machen. Da das Schriftsystem früher Koran-Manuskripte teilweise mehrdeutig ist (etwa durch das Fehlen von Vokalzeichen oder konsonantenunterscheidenden Diakritika), empfiehlt sich eine strikte Trennung zwischen handschriftlichem Befund einerseits und mündlich überlieferter Lesung des Textes andererseits; die Textdokumentation wird deshalb in Form einer doppelseitigen Gegenüberstellung beider Traditionswege dargestellt werden.“ [BBAW]

Die ersten Ergebnisse sollen 2009 im Internet veröffentlicht werden. Laut Neuwirth [nach Higgins] gibt es für dies Projekt 18 Jahre lang staatliche Förderung in mir nicht bekannter Höhe. Nach meinen Informationen sind zusätzlich die FRITZ THYSEN STIFTUNG sowie verschiedene andere Stiftungen und Fonds beteiligt (es gibt also ein starkes Interesse an der Erfüllung der hier geplanten Aufgabe).

In den Medien rangiert dieses Millionenprojekt bereits als enthusiastisch begrüßter „Kontrapunkt“ [Musharbash; vgl. Schirmmacher] zu den Saarbrückern, was den Berliner Forschern ermöglicht, darauf betont bedachtsam und sachlich zu antworten und u.a. klarzustellen, dass ihr Projekt zwar „an europäische Forschungstraditionen (vor allem auch an verschüttete deutschsprachige Wissenschaftstraditionen) anknüpft“ (an welche, werden wir gleich sehen), doch „nicht in unaufhebbarer Gegnerschaft zur islamischen Koranrezeption steht“ [Marx/Neuwirth/Sinai]. Sie will mit den

„muslimischen Kollegen über den Koran ins Gespräch kommen [und] glaubhaft machen können, dass wir ein aufrichtiges akademisches Interesse haben und keine politische oder antireligiöse Hinterabsicht“ [Nelißen].

Das richtet sich gegen einen Ibn Warraq ebenso wie gegen die „Leugner einer Historizität Mohammeds“ [ebd.], und sie steht im akademischen Mächtig- und Ränkespiel als die Gute da, wenn sie ihre muslimischen Gesprächspartner mit den respektvollen Worten erfreut:

„Es wäre eine Vergeudung, wenn wir die unschätzbaren Kenntnisse und Erfahrungen islamischer Koranglehrter, die wir uns als Außenstehende kaum je vollständig aneignen können, einfach ignorieren würden. Wir können nicht annähernd so viel über die sprachlichen und theologischen Aspekte des Koran wissen wie diese Gelehrten. Was wir von der islamischen Tradition mit unseren Methoden erfassen, ist nur die Spitze des Eisbergs.“ [ebd.]

Sie verschweigt allerdings, dass jenes „aufrichtige akademische Interesse“ der Islamwissenschaft – exemplarisch in ihrer Person – bereits selbst zutiefst geprägt ist von politischen Interessen, auch denen der Kirche, und von einer Verdrängung jener Erkenntnisse, die dem Islam zu einer religiösen Erneuerung verhelfen könnten. Sie will also – ganz anders als Puin (s.o.) – den Status quo erhalten, wofür ihr sicherlich etliche Gelehrte (und im Moment noch die Mehrheit der Muslime) dankbar sind. Natürlich will sie auch – genau wie Puin – einen Schatz und die damit gehobenen Schätze verwalten.

Sinn und Zweck des Millionenprojekts wurde öffentlich nie diskutiert; ebenso wenig, auf welcher historischen und chronologischen Grundlage gearbeitet wird. Die Differenzen und Verwunderungen könnten bereits beginnen bei der Aussage [ARR], der Koran sei ein

„in über zwei Jahrzehnten gewachsenes Textkorpus, welches formale und inhaltliche Differenzen aufweist und in dem frühere Suren durch spätere Rückbezüge und Ergänzungen vielfach aus- und umgedeutet werden“.

Das alles in zwanzig Jahren? – als „Gemeindepunkt“ [vgl. Müller 2008]? So sind hier schon die Weichen gestellt, um auf alten Gleisen für viel Geld im Kreis zu fahren. Bekanntlich muss so ein Kreis nur groß genug sein, um die Illusion zu erhalten, man bewege sich voran. Irgendetwas bewegt sich dadurch auf jeden Fall.

Neuwirth verwendet wie Puin (s.o.) die Floskel: „Der Koran fiel also nicht vom Himmel, sondern steht in einem bestimmbareren historischen Kontext.“ Die Art der ‚Bestimmung‘ klingt bei ihr (für die Arbeit an den Koran-Manuskripten) jedoch völlig anders als bei Puin: „Wir sind keine Theologen und haben weder eine theologische noch eine aufklärerische Absicht in unserer Projektarbeit“ [Neuwirth in Nelißen].

Klar ist, was bei einem Projekt bleibt, das sowohl ‚Theologie‘ wie ‚Aufklärung‘ eine Absage erteilt: Philologie bzw. vergleichende Textbetrachtung.

Unklar blieb bisher, auf welcher Materialbasis das Ganze lohnen sollte, weshalb ich eine verdeckte Zusammenarbeit (bei scheinbar betriebener Kon-

kurrenz) mit INĀRAH erwogen hatte, zumal Puin in beiden Projekten beteiligt ist [Müller, 684]. Geklärt ist inzwischen die Frage nach dem Textmaterial, womit zugleich die islamwissenschaftliche Position von Neuwirth, die Anknüpfung an „verschüttete deutschsprachige Wissenschaftstraditionen“ (s.o.) und eine Lüge erhellt wird.

3. Zerstörtes Archiv

Wie bereits berichtet, habilitierte Neuwirth bei Anton Spitaler mit einer Arbeit über den Koran gegen Lüling, dessen Entfernung aus der Universität Spitaler mit betrieben hatte. Spitaler (1910–2003) veröffentlichte nur wenig, schrieb jedoch viele Briefe und Gutachten (die naturgemäß ‘geheim’ sind); die Art ‘wissenschaftlicher Kritik’ Spitalers erläutert Lüling an einem Beispiel in *Über den Urqur’ān* [414–418].

Spitaler stand in der Tradition und Schule von Theodor Nöldeke (1836–1930), der 1857 von der Pariser Akademie den Preis für die beste „kritische Geschichte“ des Koran bekam und sich Zeit seines langen Lebens intensiv arabisch-philologischen Studien widmete. Die Forschungsarbeiten der textkritisch-liberalen und theologiekritischen Islamwissenschaft lehnte Nöldeke ab. Der Orientalist Alfred Kremer (1828–1889) bescheinigte ihm „grobe Verstöße gegen den Geist der (arabischen) Sprache“ [zit. nach Lüling, 419]. Lüling zufolge war es Nöldeke gelungen,

„mit unsachlich-kleinlicher Kritik von Nebensächlichkeiten das wesentliche geistige Anliegen seiner Gegner zu diskreditieren und in der Orientalistik für lange [Zeit] die Herrschaft einer ungeistigen physiologischen Sprachbetrachtung als Inbegriff der Philologie heraufzuführen“ [ebd., 418].

Dies wurde nach dem Zweiten Weltkrieg im Geiste des noch heute rechtsgültigen Konkordats zwischen Nationalsozialismus und Papstkirche in den Islamwissenschaften zementiert. Insofern ist Angelika Neuwirth zuzustimmen, wenn sie [laut Higgins] sagte: „Nöldeke ist der Fels unserer Kirche“.

Ende der 20er Jahre wollte ein Schüler Nöldekes, der Orientalist Gotthelf Bergsträsser (1886–1933), eine Studie über die Entwicklung des Koran verfassen und begann in München, dafür ein Photo-Archiv alter Koran-Kopien anzulegen, welche er bei seinen Reisen mit einer Leica-Kamera aufnahm. In einem Text vom Plan eines *Apparatus Criticus* zum Koran [Bergsträsser] erwähnt er, dass Prof. Arthur Jeffery (1892–1959) von der amerikanischen Universität in Kairo ebenfalls eine kritische Koran-Ausgabe mit Text beabsichtige. Als Anmerkung fügt er hinzu, „hinter dem Unternehmen stehen also amerikanische Missionskreise“, um sogleich Zweifel an dem streng wissenschaftlichen Charakter des Unternehmens als unbegründet zurückzuweisen wegen der Persönlichkeit von Prof. Jeffery [Paret, 392]. Tatsächlich verständig-

ten sich die beiden Forscher auf gegenseitige Mitarbeit, um zu vermeiden, „dass unnütz gleiche Arbeit doppelt getan wird“ [ebd., 393] (die Ähnlichkeit zur heutigen Konstellation der Berliner und Saarbrücker Koranforscher ist immerhin erstaunlich – ob ihnen gleiche Kooperation gelingt, fraglich). Bergsträsser starb bei einer Bergtour kurz nach Hitlers Machtantritt.

Fortgesetzt wurde die Archiv-Sammlung, ebenfalls mit einer Leica, von dem Orientalisten Otto Pretzl (1893–1941), der in einem handschriftlichen Bericht über seine Marokkoreise 1934 u.a. mitteilt, er habe sich unter der Hand Zugang zur königlichen Bibliothek verschafft, die ein altes Koranmanuskript besaß [Higgins]. Als die Nazis in Gebiete mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung eindringen (zuerst Nordafrika, später Sowjetunion), ließen sie viele Arabisten für sich arbeiten, vor allem in der Rundfunkpropaganda und im Geheimdienst. In letzterem arbeitete auch Pretzl; er verhörte arabisch sprechende Soldaten, die bei der Invasion in Frankreich gefangen genommen wurden, und soll einen arabischen Aufstand gegen die britischen Truppen im Irak angeregt haben [Higgins]. Pretzl starb als Wehrmachtsoffizier bei einem Flugzeugabsturz.

Daraufhin bekam Spitaler, ein Schüler Bergsträssers, die Verantwortung für das Photo-Archiv, zu dem er selbst einige Bilder beigetragen hatte. Im Krieg diente er zunächst im deutschen Kommandostab und später in Österreich als arabischer Übersetzer in einem niedrigen militärischen Rang [Higgins].

1944 wurde der Sitz der BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN, ein ehemaliges Jesuitenkolleg aus dem 16. Jh., von der britischen Luftwaffe vollkommen zerstört. Im selben Jahr habilitierte sich Spitaler in Semiotik. Später lamentierte er, dass das einzigartige Photo-Archiv aus 450 Filmrollen in den Trümmern verloren gegangen sei [Higgins].

Nach dem Krieg ging er an die Akademie zurück, verfolgte jedoch das Koran-Archiv und das Projekt einer Edition alter Koran-Manuskripte nicht weiter. Stattdessen unterstützte er Dr. Jörg Kraemer (1917–1961), das bereits von Theodor Nöldeke begonnene Projekt eines Belegwörterbuchs zur klassischen arabischen Sprache mit Hilfe von dessen Notizen weiterzuführen. Nach mehreren Jahren Arbeit erschienen 1952–54 die ersten zwei Bände, die den ersten Buchstaben des Alphabets umfassten. In dieser Zeit erfuhr Kraemer jedoch, dass in der AKADEMIE FÜR DIE ARABISCHE SPRACHE in Kairo die ebenfalls bereits vor dem Krieg begonnene, jedoch viel umfangreichere Zettelsammlung von August Fischer (mit Werken arabischer Poesie und Prosa [Ullmann 2002]) erhalten geblieben war, die dieser seit 1907 für ein *Wörterbuch des älteren Arabisch* gesammelt hatte [Ullmann 2003, 146].

„Im Winter 1953/54 hatte Kraemer Gelegenheit, in Kairo Fischers Zettel teilweise zu fotografieren. Es gab Verhandlungen mit deutschen, engli-

schen und französischen Orientalisten. In seinem Schüler Helmut Gätje fand Kraemer einen Assistenten, in dem Münchner Semitisten Prof. Anton Spitaler einen Berater“

Kraemer brach das Nöldeke-Wörterbuch ab und gründete das *Wörterbuch der klassischen arabischen Sprache* (WKAS), in welchem er „die Sammlungen von Nöldeke, Fischer und Hermann Reckendorf (1863–1923) auswertete“ und dessen erstes Faszikel 1957 erschien [ebd.].

„Die Deutsche Morgenländische Gesellschaft hatte die Herausgeberschaft übernommen [...] Finanziell wurde das Unternehmen anfangs von der UNESCO und der DFG getragen. 1965 haben die Akademien der Wissenschaften in Göttingen, Heidelberg, Mainz und München das Wörterbuch in ihr Betreuungsprogramm übernommen. Nach der Wiedervereinigung sind auch die Sächsische, die Berlin-Brandenburgische und die Nordrhein-Westfälische Akademie hinzugekommen“ [ders., 2002; zur wechselvollen Geschichte dieses Projekts s. Ullmann].

Mitte der 70er Jahre, als Spitaler auf die Emeritierung (1978) zuzuging, trug er laut seiner letzten Doktorantin, Katrin Müller, Schachteln in einen Raum, in dem sie am Lexikon-Projekt arbeitete. Angeblich hat sie in eine Schachtel hineingeschaut, alte Filme gesehen und Spitaler gefragt, was das sei, aber keine Antwort bekommen [Higgins].

Ungefähr in dieselbe Zeit fällt Spitalers einzige schriftliche Erwähnung zum Schicksal des Münchner Archivs: In dem 1975 von Rudi Paret herausgegebenen Buch *Der Koran* sind unter Kap. VII Textgeschichte vier kurze Aufsätze von den oben genannten Initiatoren und Verwaltern des *Apparatus Criticus* abgedruckt; hier hat Spitaler seinem zwei Seiten langen Text aus dem Jahre 1938 zwei Anmerkungen im Jahre 1972 beigelegt [Paret, 413]. Darin erfahren wir im Zusammenhang mit der Erwähnung von zwei Koran-Handschriften, dass die von Jeffery geplante Edition nach dem Krieg nicht zustande kam; weiter:

„Das Koranarchiv der Bayer. Akademie der Wissenschaften besaß Fotokopien der beiden Hss.; sie wurden mit dem größten Teil der Bestände des Archivs durch Kriegseinwirkung vernichtet. Dadurch wurde die Weiterführung des geplanten Apparatus Criticus zum Koran schon von den Unterlagen her unmöglich gemacht. An einen Wiederaufbau des Archivs war infolge der nach 1945 grundlegend veränderten Verhältnisse nicht mehr zu denken.“ [ebd.]

4. Mysteriöse Verschwiegenheit

In den 80ern, als die Koran-Manuskripte im Jemen restauriert wurden, wusste angeblich niemand, außer Spitaler, dass er gelogen hatte. Ob ihm dann der

Gedanke kam, man müsse die Koranhandschriften doch zusammenführen und er jemanden von den Saarbrückern über die Existenz des Archivs informierte (Puin oder Bothmer) oder sich gleich an Neuwirth wandte, wissen nur Insider.

Noch in ihrem 1987 erschienen Text *Koran* schreibt Neuwirth [112, 3], dass die Fotos, mit denen ein Koranarchiv in München aufgebaut werden sollte, Ende des II. Weltkriegs zerstört wurden. In einem 2002 von Ibn Warraq herausgegebenen Buch erschien ein Beitrag von Puin über die San'a Manuskripte [ebd., 743]; in einer Fußnote notiert er, dass der von Neuwirth erweckte Eindruck, das Archiv sei im Krieg zerstört worden, falsch war. Ob er damit mehr als nur einen Tatbestand zum Ausdruck bringen will, bleibt dunkel. Wann genau bekannt wurde, dass das Archiv noch besteht und in Berlin von Neuwirth verwaltet wird, ist unklar.

Neuwirth stellt ihrer zweiten Auflage der Studien [2007, 8 f.] als neues Kapitel einen „Versuch der historischen und forschungsgeschichtlichen Verortung des Koran“ voran, in dem sie nur kurz den nicht erfolgten *Apparatus Criticus* erwähnt, doch ausführlicher die von Bergsträsser und Jeffery dazu erschienenen Veröffentlichungen; sie verliert kein Wort darüber, dass dies Archiv noch existiert oder gar sie im Besitz desselben ist.

Neuwirths Version der Geschichte, die meines Wissens erst 2008 mit Higgins breiter bekannt wurde, besagt [nach Higgins], sie habe um 1990 ihren alten Professor in Berlin wieder getroffen; er sei zwar gebrechlich gewesen, aber geistig noch sehr klar, und sei „sentimental geworden über die alten Zeiten“. Im Gespräch habe er erwähnt, dass er das Photo-Archiv noch habe, von dem sie „gehört hatte, dass es nicht mehr existierte“. Er bot an, es ihr zu geben. Später schickte sie zwei ihrer Studenten nach München, um die Photosammlung einzupacken und nach Berlin zu holen. Die Filmrollen, aufbewahrt in Zigarrenschafteln, Plastikeinsätzen und einer alten Keksdose, kamen nach Berlin in einen Safe. Damit war Neuwirth Treuhänderin des Archivs.

Angeblich enthält es Fotos von einigen der ältesten Koranmanuskripte (7. Jh.) und von Handschriften, die heute nicht mehr zugänglich sind [Spiwak]. Als GOTTHELF-BERGSTRÄSSER-ARCHIV VON KORAN-MIKRO-FILMEN erscheint es jetzt auf der Homepage des Seminars für Semitistik und Arabistik der FU, an zweiter Stelle hinter dem „weltweit einzigen Archiv samaritanisch-arabischer Handschriften, die zum größten Teil noch auf ihre Auswertung warten“.

Zu fragen bleibt, wieso seit 1990 kein anderer Forscher an die Photos herankam. Neuwirth ging offenbar wie selbstverständlich davon aus, das stünde nur ihr allein zu: „Ich hatte bis dahin keine geeigneten Mitarbeiter, die Handschriften zu bearbeiten.“ [Spiwak]

Higgins (der nicht fragt, warum Neuwirth seit 1990 über das Archiv schwieg) bezeichnet es als „Mysterium“, warum Spitaler all die Jahre die Lüge von der Zerstörung des Archivs aufrecht hielt. Neuwirth verharmlost

das Phänomen: „Er gab vor, es sei verschwunden. Er wollte es los sein.“ Sie vermutet, er war der zeitraubenden Projekte müde und wollte andere Dinge tun [Higgins]. Das erklärt natürlich überhaupt nicht, warum er das Archiv für verschollen erklärte, statt es offen anderen Arabisten für die weitere Arbeit zur Verfügung zu stellen.

Der Münchner Arabist Paul Kunitzsch, der den Nachruf für Spitaler schrieb, spekuliert: Spitalers frühere Kollegen hätten entschieden, das Koran-Projekt sei zu ehrgeizig, besonders seit der Gründung Israels 1948 wäre die Aufgabe stetig empfindlicher geworden wegen der zunehmenden muslimischen Feindlichkeit gegen westliche Gelehrte [Higgins].

Kathrin Müller, letzte Doktorandin Spitalers, verklärt sein Verhalten einerseits mit dem Krieg als Begraber der Träume vieler Deutscher, andererseits mit Spitalers eigenem „tiefen religiösen Glauben“, war er doch bis zu seinem Tode praktizierender Katholik. Wie ‘zum Beweis’ zeigt sie, dass der von ihm benutzte Koran keinerlei Markierungen enthält – im Unterschied zu seinen anderen arabischen Texten, die mit Notizen und Unterstreichungen vollgekritzelt sind [Higgins]. Als frommer Katholik bräuchte er den Koran überhaupt nicht lesen; als Arabist dagegen schon. So könnte der ‘Beweis’ ebenso gut belegen, dass er den Koran bei seiner Arbeit kaum nutzte – was bestens dazu passte, dass er die Arbeit mit den Koranfragmenten verhinderte.

Lüling, der keinen Grund hat, Spitaler gegenüber nachsichtig zu sein, nennt als einziger eine Erklärung dafür, warum dieser das Archiv nicht nur nicht nutzte, sondern auch anderen Wissenschaftler verschwiegen und vorenthielt: Spitaler hätte nicht das Talent gehabt, um selbst Gebrauch vom Archiv zu machen und habe sicherstellen wollen, dass Kollegen ihn nicht durch Arbeit mit dem Material in den Schatten stellten [mündlich Lüling].

5. Unergiebige Texttreue

Noch ungeklärt ist ein Kommentar in dieser Sache, mit dem ein gewisser Nimrun am 22.1.08 auf einen Beitrag von Dr. Müller im Forum Politik (FP) antwortete (zwischen einigem unsäglichen Geplänkel):

„So plötzlich wurden die Dokumente ja nun auch nicht wiedergefunden. Der Autor des Artikels [gemeint ist Higgins; ZAM] hat schlecht recherchiert. Brockelmann, Fück und Reuschel arbeiteten mit diesen Dokumenten. Brockelmanns Arabische Grammatik, basierend auf dem Koran, hat diese Dokumente berücksichtigt.[...] Reuschel hat in seinem Werk Aspekt und Tempus in der Sprache des Korans ebenfalls diese Dokumente mit einfließen lassen. Ferner konnte er sich auf die Sana'a-Fragmente des Korans stützen, die Prof. Preißler, der an der Restaurierung mitarbeitete, nach Leipzig brachte.“

Falls sich dies bewahrheitet, hätten außer Spitaler noch weitere Leute von dem Bestehen des Archivs gewusst – und geschwiegen. Soweit ich feststellen konnte, erscheint in den Literaturangaben der genannten Bücher das Münchner Koranarchiv nicht; es könnten jedoch einzelne (mir unbekannt) Manuskripte genannt sein, aus denen sich der Zugang zum Archiv eventuell ableiten ließe. Es besteht natürlich die Möglichkeit, dass die Autoren diese Quelle unterschlagen haben und nur Insider wissen können, was Nimrun hier preisgibt. Er scheint sich gut auszukennen; oder verwechselt er etwas – zum Beispiel die Fotos vom Münchner Archiv mit denen von Fischers Wörterbuch-Zetteln (s.o.)? Da Nimrun dem von mir angemalten Server zwar bestätigte, den Text verfasst zu haben, jedoch auf meine inhaltliche Anfrage nicht mehr reagierte, bleibt das hier ungeklärt.

Mittlerweile hatte Neuwirth achtzehn Jahre Zeit, die Fotos zu studieren und 'ihr' Koran-Projekt in die Wege zu leiten. „Inzwischen ist ein großer Teil der Dokumente ausgewertet. Anfang nächsten Jahres werden sie im Internet für jedermann zugänglich sein“ [Spiwak]. Sicher ist, dass sie viel Talent darin zeigt, die ganze Angelegenheit nach allen Seiten möglichst unspektakulär und traditionsbewusst darzustellen und niemandem 'auf die Füße zu treten';

„Das Wort vom ‚textkritischen Ansatz‘ etwa vermeidet Neuwirth in ihren Vorträgen. »Das hört sich in islamischen Ohren so subversiv an.«“ [Spiwak]

In ihren eigenen vermutlich auch, denn zumindest ihren bisherigen Verlautbarungen nach ist es ihr bei der Forschungsarbeit gelungen, nichts zu finden, was deren Arbeitsaufwand rechtfertigt und bisherige textkritische Forschungsergebnisse bestätigt: Wer

„gehofft hat, die Manuskripte würden einen anderen Koran zutage fördern als jenen, der für die Muslime heute als verbindlich gilt, den muss Neuwirth enttäuschen. Zwar gibt es Unterschiede zwischen den Manuskripten, heißt es in der einen Version »führe uns den geraden Weg«, wo in einer anderen Handschrift »leite uns den geraden Weg« steht. Insgesamt aber hätten sich die Schreiber der frühen Manuskripte als »sehr texttreu« erwiesen, sagt Neuwirth.“ [Spiwak]

Das darf getrost als Absage an das theologisch-textkritische Werk von Lüling verstanden werden, der zeigte, dass der Prophet einen anderen Korantext las als jenen, der später wesentlich mit Hilfe der Vokalisierung und diakritischen Punkte inhaltlich verändert und von der Orthodoxie verbindlich gemacht wurde. Angesichts der von Neuwirth behaupteten „Texttreue“ (des Gemeindeprodukts) ist es kein Wunder, dass sie [Neuwirth 2007, 13 ff.] Lülings Rekonstruktionen der Ur-Koran-Texte – im Gegensatz zu den überlieferten Korantexten – als „ungemein konventionell und spannungslos“ bezeichnet. Ihre Schüler, sofern sie eine Universitätslaufbahn anstreben, werden das in nachfolgenden Arbeiten wohl – unwissend oder gewissenlos – weiter zitieren (müssen)?

Ebenso ist die „Texttreue-Behauptung“ ein Affront gegen die Saarbrücker (und insbesondere gegen den Projekt-Mitarbeiter Puin), die bereits vor Jahren zu ganz anderen, damals noch vorsichtig formulierten Ergebnissen kamen: Die Forschung an den Koran-Fragmenten erschütterte die These einer angeblich gerade wegen der mündlichen Tradierung unveränderlichen Texttradition [Bothmer/Ohlig/Puin 1999, 40].

„Unsere bisherigen Forschungen haben ergeben, daß wohl der rezitierte Text selbst, nicht aber die Art und Weise der schriftlichen Wiedergabe von Anfang an feststand.“ [Brettar]

„Etwa ein Fünftel des heute maßgeblichen Korans muss neu gelesen werden. [...] Könnte man auch einfach von nicht weiter aufregenden, da historisch nicht zum Tragen gekommenen Varianten sprechen? Puins Antwort darauf ist ein klares Nein.“ [Puin nach Leber]

Für Neuwirth (und viele andere Islamwissenschaftler) scheint es solche Probleme überhaupt nicht zu geben, ebenso wenig chronologische Probleme, wie ich sie unter Kap. 1 genannt habe. „Ergiebiger“ sei laut Neuwirth die „Fahndung nach den ideengeschichtlichen Grundlagen des Korans“ [Spiwak] – der sich ihr eben als „Gemeindepunkt“ darstellt [Spiwak; vgl. Müller 2008, 688].

„Mohammeds Anhänger [hätten] die Erzählungen, Figuren und Dogmen anderer Religionen aufgegriffen, mit dem Propheten diskutiert und theologisch kreativ verändert. »Das war eine sehr lebhaft Debattenkultur«, sagt Neuwirth. Über mehrere Jahrzehnte entstand so eine neue Religion“.

So stellt sie sich das vor. Um ein „neues Paradigma aufzustellen“, musste sich der neue Text laut Neuwirth „an den Traditionen abarbeiten“ [Mittelstrass]; sie selbst tut jetzt das Gleiche – vielleicht mit Hoffnung auf ein ähnliches Ergebnis? Jedenfalls strengt sich Neuwirth, die vor Jahren zum orthodoxen Christentum konvertierte [Spiwak], genau wie Ohlig in Saarbrücken an, im Islam keine revolutionäre Absage an das trinitarische Christentum (unter absichtlicher Einbeziehung der blutrechtlichen Stammeskulte) zu sehen. Lüling [1981], der das sehr vehement tat, wird von ihr dargestellt als jemand, „der nur dem Christentum einen genuinen religiösen Selbstaussdruck zubilligt, Mohammed und seiner Gemeinde aber nicht mehr als Manipulationen von christlicher Poesie zutraut“ [Neuwirth 2007, 14]. Das ist eine infame Art von Falschdarstellung, die auf Beifall zu hoffen scheint von Leuten, die Lüling nicht gelesen haben.

Nachdem sie daran mitgewirkt hat, dass in der deutschen Islamwissenschaft der letzten Jahrzehnte nichts mehr voranging, will sie mit dem Archiv nach fast achtzig Jahren „eine große Tradition deutscher Koranforschung erneuern, die durch den Krieg unterbrochen wurde“ [Higgins]. Dies versuchen auf andere Art auch die Saarbrücker.

6. Konglomerate

Beide Gruppen haben als Grundstock für ihre computergestützten Daten Fotos von alten Koranhandschriften bzw. -fragmenten, beide lassen nach außen hin Geheimnistuerei walten bei gleichzeitigem Bemühen, mediale Aufmerksamkeit zu erregen. Da ist es nicht verwunderlich, dass in einigen Texten und Internetseiten die beiden Projekte oft nicht mehr auseinander gehalten werden, sondern sich die Archive vermischen: die Mikrofilme der Jemen-Manuskripte mit dem Fotoarchiv, welches in München die Nazizeit überstand.

Im FORUM POLITIK DR. MÜLLER [FP] am 19.1. konglomerieren bereits Higgins Artikel mit Luxemberts Thesen zu regelrechten Falschinformationen, zumindest wenn man Neuwirths Aussagen (s.o.) zu Grunde legt: Dort heißt es, der Fund der Foto-Dokumente aus der NS-Zeit bestätige die These, dass der „originale koranische Text in großen Teilen nicht in arabisch verfasst [sei], sondern in einer Sprache namens ‚Syriac‘.“ Darüber hinaus würden

„in den Forschungsaufzeichnungen und Analysen des ‚Münchener Archivs‘ gravierende Übersetzungsfehler dokumentiert. So [sei] bei der Übersetzung eines in ‚Syriac‘ verfassten Urdokuments in der späteren arabischen Koranfassung aus dem Wort ‚Trauben‘ das Wort ‚Jungfrauen‘ geworden.“

Abgesehen davon, dass Higgins dies in seinem Text gar nicht behauptet, stellt es nicht nur die ohnehin umstrittenen philologischen Konstruktionen Luxemberts ungenau dar, sondern gibt dessen Thesen einen regelrechten ‚Freifahrtsschein‘, den meiner Einschätzung nach nicht einmal er sich wünschen kann.

Das sind die Früchte einer bundesweit elitär wirkenden und argumentierenden Islamwissenschaft, die erst im Schatten grassierender neokolonialistischer Islamophobie, unter beifälliger Mediendeckung und auf Millionenpolstern, wagt, überhaupt wieder etwas Aufsehenerregendes von sich zu geben.

Da Luxemberts Thesen in der Tradition von Nöldeke und Bergsträsser sowie dem Manuskriptfälscher Alphonse Mingana stehen und gut in die „Wissenschaftstradition“ jener „Kirche“ Neuwirths passen, die auf dem Fels Nöldeke ruht, besteht noch immer eine – zugegeben schwache – Möglichkeit, dass es sich um ein inszeniertes Vorgehen handelt: Indem die Saarbrücker Fraktion der ‚radikal-kritischen aramäischen Korandeutung‘ Aufruhr erzeugt, kann das Berliner Koran-Projekt einer ‚nicht-kritischen philologischen Koranerschließung‘ als ‚ruhigere Alternative‘ dastehen und mit weniger Gegenwind und genügend ‚Spielraum‘ durchgeführt werden – und man hätte stets zwei Verfahrensmöglichkeiten parat für den Fall, dass eine ‚untergeht‘.

So bleibt nur zu hoffen, dass es nicht am elitären und ideologischen Gehabe scheitert, die Fotos der Jemen-Fragmente und des alten Münchner Archivs zusammenzuführen, um zu vermeiden, „dass unnütz gleiche Arbeit

doppelt getan wird“ (s.o.). Denn unabhängig von den herrschenden Zuständen in den Islamwissenschaften kann die elektronische Aufnahme der alten Koranmanuskripte nützlich sein, um die verfälschte Geschichte von Christentum, Judentum und Islam weiter historisch-kritisch aufzuarbeiten.

II. Zu einigen Thesen der Saarbrücker „Islamwissenschaftler“

Im letzten Heft erläuterte ich, wie und warum die Beschäftigung mit dem Werk von Günter Lüling von der herrschenden Lehre verhindert und ausgegrenzt wird, und somit die Studenten an den Universitäten seinem Einfluss ferngehalten werden: Der heutigen Arabistik würde eine Islamkritik in Lülings Sinn ihr Fach zerstören, ihr den Boden unter den Füßen wegziehen; und die Theologen wollen keine *solche* Islamkritik, weil sie keine Christentums- oder Kirchenkritik wollen – welche den Arabisten gleichgültig ist.

Die derzeitigen von einigen Saarbrücker „Islamwissenschaftlern“ vertretenen Thesen zum Islam tun in beidem das Gegenteil: Sie stärken die Kirchengeschichte und die Bedeutung der Philologie.

1. Verirrung

Der Islam entsteht für Ohlig, Luxenberg und Popp nicht mehr in Zentralarabien. Bereits die angelsächsische Gruppe um den 2002 verstorbenen „Vater aller radikalen Revisionisten“ Wansbrough [so Ammann] hatte *gegen* Lülings Thesen eine Entstehung des Koran in Syrien behauptet, die Fixierung des Koran unter Uthman bestritten und eine Endredaktion im 9. Jh. angenommen (alles noch im Rahmen der konventionellen Chronologie). Zu seinem Kreis gehörte Prof. Patricia Crone, die 2002 einen Artikel schrieb, in dem sie sich positiv mit Lülings Thesen auseinandersetzte; sie zog den Aufsatz dann aber zurück [Eine Kritik dieser Schule findet sich in Lüling 2005, Preface 34-45]. Gegen diese beiden Kontrahenten (den nie diskutierten Lüling und den viel diskutierten Wansbrough) galt es für eine „neue Islamwissenschaft“ eine Alternative zu finden. Diese stellt sich für die Saarbrücker, vorgetragen von Ohlig bei einer Diskussion im Deutschlandradio [DR; Hvhg.ZAM], folgendermaßen dar:

„Im östlichen Mesopotamien lebte ein Volk, das sich zum christlichen Glauben bekannte, aber den Glauben daran, dass Jesus der Sohn Gottes sei, ablehnte, in Jesus nur einen Propheten sah und so einen entschiedenen Monotheismus vertrat. Dieses Volk wurde im 3. Jahrhundert von einem anderen Volk, den Sassaniden, militärisch geschlagen und ins heutige **Südwest-Afghanistan** deportiert. [...]

Und jetzt ist etwas Eigenartiges passiert. Die saßen da als Untertanen der Perser, der Sassaniden, in Südwest-Afghanistan ohne Verbindung zum

Rest der Syrischen Bevölkerung und man kann annehmen, dass sie da in der Isolation, wenn sie so wollen, ihre Theologie weiterentwickelt haben, diese Theologie, die sie mitgebracht haben. Die blieb strukturell erhalten, **aber sie haben zum Beispiel einen Begriff in der Christologie neu erfunden: Mohamad**. Das kann man daraus schließen, dass auf den ältesten Münzen, die aus dieser Ecke kommen, Mohamad draufsteht. ‚Mohamad‘ ist keine totale Neuerung, weil er in der Bibel ja auch als der Erwählte oder Gepriesene bezeichnet wird, aber es ist die arabische Übersetzung davon. [...]

Das heißt, dieses christliche arabische Volk entwickelte in der Isolation, also **unberührt vom Kirchenchristentum und seiner Theologie**, seine eigenen monotheistischen Glaubensvorstellungen, seine eigene Theologie, in der der als ‚Mohamad‘ bezeichnete Jesus nur der Prophet Gottes, nicht aber sein Sohn ist.“

Diese Aussagen Ohligs stützen sich stark auf Münzen; die Deutung, die er verbreitet, stammt nicht von ihm, sondern von Volker Popp (mehr dazu unten). Was Ohlig hier so locker aneinanderreihet, ist kein Meister- sondern ein Schelmenstück deutscher „Islamwissenschaft“. Der Islam entsteht hier weder in Arabien als revolutionäre Antwort auf die kirchliche Propagierung eines Gottessohns, noch in Syrien, sondern fernab in Afghanistan durch verschleppte ostmesopotamische, nun isolierte Christen. Islam kann also nicht mehr als Bewahrung urchristlicher Theologie gelten, sondern als eine Art Sektenbildung. Und – Hokuspokus, möchte ich hier sagen – haben Islam und Koran nichts mehr mit der *im Westen* sich entwickelnden Kirchengeschichte zu tun! Und indem es sich bei „Muhamad“ um einen kirchengeschichtlichen Begriff dieser westafghanischen Christen handelt, kann der Begriff nun der kirchengeschichtlichen Sparte „Sondertheologie“ [Ohlig laut Papassalouros] zuge schlagen werden. Zu erklären bleibt, wann und wie der „entschiedene Monotheismus“ aus dem christlichen Glauben bzw. ‚der Kirche‘ verschwinden konnte und „wie die Nabelschnur zum Christentum gekappt“ wurde [Widmann].

Scharf formuliert, haben wir es hier mit christlichem Fundamentalismus zu tun, der nun feststellen möchte, dass der Islam eigentlich seit 1.400 Jahren nur ein verirrtes Christentum ist, um weiter die längst gewonnene Erkenntnis abzuwehren, dass das römisch-trinitarische Christentum selbst seit gut 1.600 Jahren eine Verirrung ist.

2. Der Gelobte

Ohlig kennt noch eine weitere, nur scheinbar ganz andere, diesmal philologisch gestützte Idee, Muhammad christlich zu deuten. Er hat sie von Luxemburg, und dieser in letzter Instanz von Popp:

Darin erscheint der 'christologische Begriff *Muhammad*' bereits als 'Epitheton für Jesus'. Für diese Ansicht wird die Inschrift an der Fassade des Felsendoms in Jerusalem herangezogen (*muhammadun abdu allahi wa-rasulluhu*), die nach konventioneller Datierung 691 angebracht wurde und bisher übersetzt wird als „Muhammad ist der Knecht/Diener Gottes und sein Gesandter“. Muhammad bedeutet „der Gelobte“, was Ohlig [DR] sinnigerweise kommentierte mit dem Hinweis, das sei eben „benedictus“. (Man darf froh sein, dass die Realexistenz des hl. Benedikt schon von der Kirche selbst bezweifelt wurde und nicht mehr als *Alter Ego* Muhammads in Frage kommt [vgl. Illig 1994].)

Nun wird behauptet, die Nominativbildung *muhammadun* (der Gelobte) sei gerundivisch zu übersetzen als „zu loben ist“ oder „gelobt sei“, so dass dort stehe „Gelobt sei der Knecht Gottes und sein Gesandter“ – was auf Jesus zu beziehen sei, im Zusammenhang mit dem in der gleichen Inschrift genannten „Jesus, Sohn der Maria“. Muhammad sei somit ursprünglich ein christologischer Titel gewesen [vgl. Müller 2008].

Es gibt aber in den arabischen – oder überhaupt semitischen – Grammatiken kein Gerundivum, sondern nur Partizipien. Brockelmann übersetzt „gelegentlich gerundivisch, ohne diese Variante dann in der formalen Grammatik aufzuführen (was vielleicht erwogen werden sollte)“ [laut Luxenberg, über Ohlig, der Verf. per Mail v. 9.1.07 mitgeteilt]. Doch ebenso wie Brockelmann hat schon der grammatisch hier als viel wichtiger zu nennende Reckendorf in der Grammatik kein einziges Mal einen Bezug zu einem Gerundivum hergestellt. *Muhammadun* gilt allgemein als Partizip Passiv im 2. Stamm und muss übersetzt werden als „der Gelobte/Gepriesene, der, der gelobt wird“; nach Wright: „der über einen langen Zeitraum -/ von Vielen - / immer wieder Gepriesene“. Der Einzige, der ein Gerundivum nennt („lößlich“), scheint Wehr zu sein. Die Gründe für diese Nennung sind mir nicht bekannt (und Luxenberg offenbar auch nicht, sonst hätte er ihn wohl erwähnt).

Angesichts dieser einen Ausnahme und angesichts der Brisanz der Frage – und für Luxenbergs Deutung ohnehin – muss eine genaue Untersuchung der einzelnen Stellen dahingehend gefordert werden, an denen *muhammadun* auftaucht, ob stets gerundivisch zu übersetzen möglich ist. Wenige Beispiele und die durch nichts untermauerte Behauptung einer 'aramäischen Lesart' reichen da keinesfalls, vielmehr sind daraufhin alle Parallelförmungen zu untersuchen. Nur dann kann entschieden werden, ob manche dieser Partizipien, abhängig vom Zusammenhang, gerundivisch zu verstehen sind, bzw. ob es das Gerundivum als grammatische Form wirklich gab und ob es im genannten Fall vorliegt.

Weitere philologische und inhaltliche Kritik der Thesen Luxenbergs und Ohligs findet sich in einem Beitrag des Semitisten Daniel Birnstiel [2007].

Bereits im Jahre 2004 kritisierte Kroes, dass Luxenberg zwar eine klare Methode entwickle, dieser aber in seiner Argumentation selbst nicht folge, sondern auf die Bestätigung eines schon im Voraus getroffenen Schlusses hin argumentiere: Der Koran sei ein christlicher Text. Dies sehe aus wie ein neuer Schritt in einer Jahrhunderte alten apologetischen und anti-islamischen Tradition.

„Nicht alles, was Luxenberg schreibt, ist Unsinn oder zu weit hergeholt, aber eine ganze Anzahl seiner Theorien sind zweifelhaft und zu sehr motiviert von einer christlich apologetischen Tradition. Sogar seine größten Kritiker geben zu, dass er ein Feld berührt, welches schon andere lange vor ihm berührt haben und das mehr Aufmerksamkeit verlangt. Dies jedoch muss mit streng wissenschaftlicher Einstellung geschehen. Seine Untersuchungen sollten noch mal durchgeführt werden unter Berücksichtigung jener wissenschaftlichen Arbeiten, die Luxenberg nicht zu kennen scheint.“ [Kroes; Übersetzung ZAM]

3. Felsendom

Der Felsendom wurde mit Hilfe byzantinischer Baumeister von den Umayyaden erbaut, welche vermutlich Goten [Ignaz Olagüe laut Topper, 472 ff.] und einst persische Statthalter [Zeller] waren. Dass Jesus als Prophet in den Inschriften namentlich als „Sohn der Maria“ genannt wird, erklärt sich daraus, dass die Umayyaden anti-trinitarische Judenchristen und insofern *Muslimen* waren (*die sich losgesagt, abgewandt* hatten vom ‚beigesellenden‘ syrischen Christentum [vgl. Lüling 1981, 241 ff.]).

Die islamische Historiographie schildert das Haus Umayya' seit Mu'awija I. als Konkurrenten im Kampf um das Kalifat mit den 'direkten Nachkommen des Propheten' (dem „Haus Alis“) von dem die Schiiten ihre Imamkette herleiten. Insofern ist der Begriff *muhammad(un)* in der Inschrift eines Umayyaden-Bauwerks durchaus klärungsbedürftig. Gerade deshalb sollte aber die Suche nach einer Lösung nicht in Philologie stecken bleiben, sondern umfassender vorgehen, u.a. baugeschichtlich, theologie- und quellenkritisch.

Denkbar ist, dass *muhammad* bei den Umayyaden etwas anderes bedeutete, als sich im späteren orthodoxen Islam daraus entwickelte. Selbst im Falle einer grammatisch möglichen gerundivischen Übersetzung in den Felsendom-Inschriften bliebe dennoch zweifelhaft, ob damit Jesus gemeint ist. Zum einen ergibt eine solche Übersetzung inhaltlich in einigen der älteren Inschriften am Felsendom m. E. keinen Sinn [vgl. Müller 16.4.08; Birstiel]. Zum anderen möchte ich – ohne meine eigenen Vorstellungen hier auszubreiten – in polemischer Kürze fragen, seit wann im Christentum eigentlich „Christus“ und „Jesus“ gleichgesetzt werden? Christus = Messias „der Gesalbte“ erscheint im helle-

nistisch-byzantinischen Christentum als Christus-Logos, als „Licht der Welt“, als das „gesegnete Licht“, im Arabischen nur *muhammadiya*. Es gälte also zu allererst einmal die christliche Geschichte, insbesondere die Gleichsetzung von Christus und Jesus – so wie des Letzteren Entstehung – aufzuklären.

Die oktagonale Form selbst ist ein Hinweis auf römisch-byzantinisches, alttestamentlich-messianisches Christentum: Sie ist die Steigerung der *Roma quadrata* (das einfache ‘Abbild’ der Welt), nun als ‘doppelt gesicherte Welt’ irdisches und himmlisches Jerusalem, der „salomonische Tempel“ und zugleich der ‘Raum’ der Auferstehung [vgl. Illig 1996, 251]. In dieser ‘oktogonalen Tradition’ stehen viele Baptisterien, die Templerkirchen, ebenso der älteste Teil des ‘Kaiserdoms’ in Aachen, dessen Auftraggeber noch gesucht wird.

Da die oktagonalen Bauten des Orients eindeutig spätantike Bauten sind [vgl. Zeller], und die europäischen Oktogone erst um 950 beginnen [Illig 1996, 252 ff.], muss die Spätantike einen direkten Übergang ins Mittelalter haben, also chronologisch näher zu uns heranrücken. Ob es sich bei der derzeit falschen Chronologie um eine dreihundertjährige Phantomzeit oder etwas ganz anderes handelt, lasse ich offen, aber die Verbindung der Ereignisse des 6. mit dem frühen 10. Jh. erweist sich hier wieder einmal als sinnvoll.

Die Pracht der byzantinisch geprägten Mosaik im Felsendom steht denen der Normannen in Sizilien in nichts nach, ist aber im Unterschied zu diesen anikonisch. Wollten die Umayyaden in Jerusalem vielleicht das Zentrum eines muslimischen, judenchristlichen Glaubens errichten? Wir haben es hier möglicherweise mit baugeschichtlichen Dokumenten des noch immer inhaltlich wie chronologisch unaufgeklärten christlichen „Bilderstreits“ zu tun.

Es ist also eine entscheidende Frage, wann der oktagonale Felsendom wirklich gebaut wurde. Gehört er in die Zeit großer politischer und religiöser Aufstände und Umwälzungen der Zeit Justinians, die den Übergang von der Spätantike (6. Jh.) ins Mittelalter (frühes 10. Jh.) markiert? Noch im 11./12. Jh. wurde um die alte *Ka'aba* von Jerusalem das gleiche Ritual wie in Mekka (konkurrierend?) vollzogen, einschließlich des kultischen Umlaufs (*tawaf*) um das Oktogon. Verstanden vielleicht die Umayyaden unter *muhammad* stets etwas anderes als die Muslime in Arabien? Dann könnte Muhammad in Arabien der Name einer Person gewesen sein. Galt bei der Erbauung des Felsendoms der Begriff *muhammad* schon als „Knecht und Gesandter“ (Prophet) eines sich zunehmend als eigenständig begreifenden, ‘vereinheitlichten’ muslimischen Glaubens?

Für den Fall, dass die obigen Argumente der Saarbrücker hinfällig werden, haben sie noch eine weitere These vorrätig, bei der *muhammad* doch jemand anderen als Jesus meint. (Dazu unten mehr).

4. Säkularismus

Bemerkenswert ist, dass Islamwissenschaftler des christlich-säkularen Kulturkreises so vehement darauf abheben, die personale Existenz eines Religionsgründers des Islam in Frage zu stellen. Wieso stellt man an den Anfang neuer Forschungen eine „These“, die bereits ein Ergebnis impliziert, welches allenfalls am Ende von Forschungsprozessen als eine *vielleicht* mögliche letzte Konsequenz herauskommen *könnte*? Wieso möchten ausgerechnet einige Christen, säkulare 'Westler' und „Islamwissenschaftler“ diese Konsequenz so gern und so schnell ziehen und wem soll das dienen? Die abendländische Jesus-Forschung brauchte mehrere Jahrzehnte, bis sie zu einem nicht-personalem Ergebnis kam und hat dies bis heute nicht akzeptiert.

Was käme bei einer Re-Personifizierung Jesu in argumentativer Abhängigkeit von der Ent-Personifizierung Muhammads (als „Jesus“) heraus? Nun, zum Beispiel könnte Kardinal Meisner seine ernsthafte Äußerung, „wenn Jesus 80 Jahre alt geworden wäre, hätte er ausgesehen wie Benedikt XVI.“, ergänzen durch den Hinweis, dass dieser aussehe wie Muhammad [Jubel].

Sicher ist einstweilen nur, dass die Quellenlage für den Nachweis irdischer Existenz des islamischen Propheten und Religionsbegründers Muhammad zwar anders, aber weder besser noch schlechter aussieht als die für Jesus, der nie selbst eine neue Religion begründete (anders als z.B. Markion, Paulus und Mani). Insofern kann auch der Position von Angelika Neuwirth nicht zugestimmt werden, wenn sie den betreffenden Autoren vorwirft, Zweifel an der Historizität Mohammeds „hätten sich durch gründliche Lektüre zur Forschungslage leicht zerstreuen lassen“ [Nelißen].

2007 wurde ein neues „Jesus-Projekt“ ins Leben gerufen vom *Center for Inquiry Transnational* (CIT) der Forschungsabteilung des 1983 gegründeten *Committee for the Scientific Examination* (CSER) mit Hauptquartier in Amherst, New York, wo es eng mit dem dortigen Prometheus-Verlag zusammenarbeitet (der großen Einfluss im Bereich des angelsächsischen Fundamentalismus und Atheismus hat).

Ziel des Projekts ist weder die Widerlegung des historischen Jesus, noch dessen Neuerschaffung als historisch plausible Figur aus den wenigen verfügbaren Zeugnissen, sondern eher, die Natur und das Gewicht der Zeugnisse selbst einzuschätzen. Versuche des 19. und 20. Jh., alle Elemente der Evangelienberichte zu diskreditieren, seien ausgesprochene Fehlschläge gewesen, obwohl größtenteils mit theologischen Untersuchungsmethoden betrieben (sollte hier die protestantisch-liberale Textkritik gemeint sein?). Ziel sei nicht der 'Beweis' der Nichtexistenz des historischen Jesus, sondern die Prüfung der Frage, ob es sich dabei um eine zuverlässige Arbeitshypothese handele, sowie die Suche nach Methoden, um auf diesem Gebiet zu wahrscheinlichen Ergebnissen zu gelangen [nach Hoffmann].

Man darf gespannt sein, was bei solchen verbalen Klimmzügen am Ende herauskommt und zu welchen Methoden (die noch nicht angewendet wurden?) man findet.

Das fundamentale Anliegen des CSER ist „Säkularer Humanismus“, eine spezifisch US-amerikanische Antwort auf seine ausgeprägten christlichen Fundamentalismen und seine zionistischen, evangelikalen und technokratischen Deformationen sowie die Unfähigkeit, damit anders fertig zu werden als durch Ausschütten des Kindes mit dem Bade: Kontrolle durch ‘Säkularisierung’ der Religionen und Missionierung zu einer neuen globalen Heilslehre.

Doch genau genommen stellt bereits jedwede Personifizierung und ‘historische’ Genealogisierung spiritueller Begrifflichkeiten einen Schritt in Richtung *Säkularisierung* dar (i. S. einer Verwandlung kosmologischer Geschehnisse und transzendenter Vorstellungen in irdische Gestalten und Ereignisse). Deren kaum überschaubare Folgen bereiten u.a. den Geschichts- und Chronologieforschern argen Verdross: z.B. wenn Himmelskörper und kosmologische Vorgänge zu Göttern, Engelwesen und mythologischen Figuren werden und (diese) zu Propheten, Heiligen, fleischgewordenem Gottessohn und irdischen Herrschern... oder umgekehrt.

Insofern haben wir hier das Paradox, dass die *Aufklärung* über Personifizierungen von ursprünglich spirituellen Begrifflichkeiten *gegen* die Säkularisierung arbeitet – Säkularisierung also durchaus aufklärungsfeindlich sein kann.

Im Januar 2007 veranstaltete das CSER eine Konferenz über den „Gebrauch des Zweifels in Bibel- und Koran-Studien“ [ebd. unter *Scripture & Scepticism*], auf der u.a. Puin als Ehrenmitglied und Popp unter den additional presenters vertreten waren. Neben dem Jesus-Projekt führt das CSER zugleich ein „Islamisches Studien-Projekt“ in enger Zusammenarbeit mit den Saarbrückern durch.

5. Münzen

Die Saarbrücker Islamwissenschaft beruht in erheblichem Maße auf der von Volker Popp [EUI] vorgenommenen Inschriftendeutung auf Münzen. Pops kreativen Einfällen täte die Einbeziehung von Kirchen- und Chronologiekritik wirklich gut. Da die theologischen Texte des spanischen 8./9. Jh. noch keinen „Islam“ kennen und die frühesten westgotischen (umayyadischen?) Münzen Spaniens in Latein (!) und Arabisch nur den ersten Teil des islamischen Glaubensbekenntnisses tragen (*La illaha ill Allah wahdahu la sharika lahu* / Es gibt nichts, was nicht die Gottheit ist und nichts ist ihr gleich [Übersetz. ZAM]), hätte die Islamwissenschaft gemeinsam mit der Theologie zu erklären, wie

und wann dies älteste Glaubensbekenntnis (der erste Teil der *Shahada*) aus der christlichen Kirche verschwand und wieso der zweite Teil *Muhammad Rasul ullah* („und Mohammad ist sein Gesandter/Prophet“) so spät kommt.

Auch die syrischen Münzen Abd al-Maliks sind lateinisch und nennen ebenfalls noch keinen *Muhammad*; dennoch soll der Felsendom al-Maliks „Muhammad-Kult“ belegen [Popp 2006].

Laut Heidemann [2007] tauchen die ersten Münzen mit der Nennung Muhammads nicht in Syrien auf (wie Popp meint), sondern „im zoroastri-schen Iran“ unter Abdallah ibn az-Zubair. Persische Münzen zeigen Feuer-altar und Muhammad zusammen, syrische den siebenarmigen Leuchter (*menorah*) und Muhammad; ob das ein Zeichen für „Konservatismus in der Gestaltung von Geld“ [Heidemann] ist, oder eher von unterschiedlichen muslimischen Glaubensrichtungen, die noch gar keinen einheitlichen „Islam“ kanna-ten, sei hier dahingestellt. Bestärkt sehe ich hier vorerst meine frühere Annah-me, ein einheitlicher Islam habe sich erst spät (abschließend unter Ghazzali) in seiner heutigen Form konstituiert.

Gelegentlich geben Pops Formulierungen Anlass zu der Vermutung, dass ihn ein ähnlich ideologischer Geist wie Ohlig umtreibt:

„Das äthiopische Christentum [...] ist ein Leitfossil in dem Sinne, dass die Kirche Äthiopiens nicht von der islamischen Flut verschlungen wurde, der das Christentum Arabiens zum Opfer fiel.“ [Popp 2005]

Da „syrische Missionare“ Äthiopien christianisierten und sowohl in Aksum wie Palästina das Wort „Zion“ auf Münzen erscheint, möchte Popp die Zion-Vorstellungen Äthiopiens auf das syrische Christentum zurückführen, welches er wiederum für das arabische hält. Tatsächlich bestätigen die Münzen aber nur das äthiopische Christentum als ein zionistisches in bester ‚judenchristlicher‘ Kaisertradition: Aksum nannte sich „Neues Zion“ und „Wahres Israel“ (wobei ich hier offen lasse, seit wann das so ist). Für die indirekte Unterstel-lung, dies sei auch in Arabien in vorislamischer Zeit so gewesen, bleibt Popp Beweise schuldig.

Er stellt die Fakten auf den Kopf, denn nicht das Christentum Arabiens fiel dem Islam zum Opfer, sondern der Islam war jene religiöse Bewegung, die das vortrinitarische Christentum Arabiens, welches der Kirche zum Opfer fiel, am besten bewahrte.

Ganz von Pops flutenden Einfällen weggespült wird dabei die Einbezie-hung und der Einfluss der anikonischen, abrahamitisch-urchristlichen zen-tralarabischen Höhenkulte im Islam [vgl. Lüling 1985], deren Existenz sich durch syrische Zions- bzw. byzantinische Kaiservorstellungen nicht erklären lässt.

6. Verdopplung

Auf Pops münzkundliche Überlegungen gehen jene folgenschweren Deutungen des Begriffs *muhammad* zurück, die Luxenberg zu einer philologischen Erkenntnis ausweitet und Ohlig verbreitet. Es gibt aber überraschenderweise neben verschiedenen Aufsätzen Pops eine weitere Quelle zu dieser These: Unter dem Pseudonym Mavro di Mezzomorto (ital.: halbtot) veröffentlichte Popp 2002 ein 187 Seiten starkes Bändchen, eine Art Entwicklungsroman: *Mohammed auf Abwegen*. In der Verlagsankündigung heißt es:

„Wurde ein unbekannter Verkündiger später mit dem Ehrennamen Mohammed – ein schon vor dem Islam erwarteter ‚Messias‘ oder gar Jesus Christus – benannt? [...] Alte Mohammed-Münzen] sind noch recht einfach zu interpretieren, wenn sie z.B. auf der Vorderseite ein Kreuz und Symbole des byzantinischen Kaisers, auf der Rückseite aber – in arabischer Schrift – den Namen Mohammed oder auch ‚Allah ist ein einziger, und Mohammed sein Gesandter‘ tragen. Dann wäre ‚Mohammed‘ wörtlich zu übersetzen: ‚Gepriesen sei sein Gesandter‘, und es handelt sich dann um Jesus (oder einen sonstigen Mohammed).“

Ohlig [2004] schreibt dazu in einer Besprechung des Buches:

„Schwieriger wird es, wenn Münzen aus vorislamischer – und unmittelbar nachmohammedanischer – Zeit den Namen Mohammed tragen. Wer ist oder war dieser Mohammed? Der Autor legt hierfür eine interessante Deutung vor. In den Abschiedsreden des Johannesevangeliums verheißt Jesus den Geist der Wahrheit, einen anderen Parakleten (so Joh 14,16,26; 15,26; 16,7). In der syrischen Bibelübersetzung, der Peschittha, heißt das Wort ‚PROKLYTA‘, das aus der griechischen Bibel – unübersetzt – übernommen wurde.

„Ins Aramäische übersetzt müsste Periklitos *Mhamda* heißen. Die arabische Form des aramäischen Mhamda ist Mohammed [...] Mohammed bedeutet der Gepriesene“.

Von daher ergibt sich die Folgerung, dass ‚es an der Zeit (wäre), über die Existenz eines messianischen Mohammed-Kults bei den Arabern in der Zeit vor dem Islam nachzudenken‘. Die Tatsache einer solchen messianischen Mohammed-Erwartung belegt Popp dann mit weiteren Münzfunden, bei denen er ‚erkennen musste, dass keine Verbindung zu dem mekkanischen Prediger Mohammed bestand‘ (S. 123). Die Schlussfolgerung lautet: ‚Die Mohammed-Münzen waren im Namen des Erwarteten geprägt worden.‘ Erst später sei versucht worden, die Heilserwartungen mit dem mekkanischen Prediger zu verbinden (S. 152).“

Wieder kommt Luxenbergs Aramäisch-These ins Spiel; dennoch ist dies etwas anderes, als wir zuvor bei Ohlig und Luxenberg fanden: Zunächst sind

wir hier nicht in Afghanistan, sondern in Arabien, und es gibt zwei Muhammads: einen „mekkanischen Prediger“, der später gleichgesetzt werde mit Mhamda – und einen vorislamisch erwarteten Messias, welcher von Jesus verheißen sei und folglich *keinesfalls* mit Jesus identisch war und *kein* Titel für ihn ist.

Wenn schon auf das Problem der Bibelstelle *Parakletos* „Tröster“ oder *Paraklytos* „der Gepriesene“ abgehoben wird, wäre hier chronologiekritische biblische Textexegese nötig. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, heißt der Parakletos in der syrischen Übersetzung nicht Mhamda, sondern M^cnahmanā.

7. Stellvertreter

Popp [2006] stellt Vermutungen an angesichts einer Münze mit der Darstellung des so genannten „Stehenden Kalifen“ und der Münzlegende MHMD, welche bisher auf den Propheten Muhammad bezogen wurde, von Popp nun aber als „Bezeichnung für Jesus“ gedeutet wird.

In einem ersten Schritt bezweifelt er [ebd.], dass die Münzaufschrift „Khalifat Allah“, die „bis jetzt in der Islamwissenschaft als Beweis für die Existenz eines frühen, islamischen Kalifats angeführt wird“, als ‚Stellvertreter Allahs‘ zu deuten ist.

„Bereits George C. Miles, der amerikanische Altmeister der islamischen Numismatik, hat darauf hingewiesen, dass die arabischen Münzen mit der Darstellung des ‚Stehenden Kalifen‘ auf die Auseinandersetzung mit einem byzantinischen Vorbild zurückgehen, den neuen Solidustypen Justinians II. vom Jahr 692 an. Diese zeigen auf der Vorderseite Jesus in seiner Rolle als ‚Pantokrator‘, auf der Rückseite den stehenden Kaiser mit Kreuz und einer Inschrift, die den Herrscher als ‚Servus Christi‘ bezeichnet.“

Auch hier also die für religionsgeschichtliche Aufklärung fatale Verwechslung von Christus mit Jesus: Letzterer war niemals „Pantokrator“. Doch weiter bei Popp:

„Folgt man der Ansicht von George C. Miles, dass es eine aus einem Konkurrenzverhalten geborene Abhängigkeit zwischen der byzantinischen und arabischen Münzprägung dieser Epoche gegeben hat, dann kann man auch den Titel ‚Khalifat Allah‘ als ein Zeichen der Selbsterniedrigung deuten. Diesen Sachverhalt habe ich mit Christoph Luxenberg erörtert. Er schlug vor, den Titel ‚Khalifat Allah‘ als: ‚Von Gott beauftragter Vertreter/ Sprecher‘ im Sinne einer Herrschaft ‚Dei Gratia‘ („von Gottes Gnaden“) zu deuten und ihn nicht länger im Sinne von ‚Sprecher für Gott‘ zu verstehen. Damit ergibt sich aber auch eine Herleitung der Herrschaft unmittelbar von Gott, ohne Zwischeninstanzen.“ [ebd.]

Diese merkwürdige Art der „Erörterung“ von Sachverhalten lässt viel Ungeklärtes außen vor. Wie eng der aus den Münzen ‚erkannte‘ Inhalt mit ihrer Datierung zusammen hängt, die noch längst nicht geklärt ist, zeigt Heidemanns Einwand, die fragliche Gestalt zeige weder Kalif noch Prophet, sondern den „schon lange nicht mehr regierenden Großkönig“ [Heidemann].

Nicht erwähnt wird der Aspekt, dass die „Person Muhammad“ als „stehender Khalif“ spätestens mit Etablierung des eigenständigen Islam einer Auseinandersetzung mit Byzanz programmatische Klarheit gegeben hätte. Chronologisch taucht dabei die Frage auf, ob man diesen Khalifen-Titel in zeitliche und inhaltliche Beziehung bringen darf mit einem vergleichbaren christlichen Kaiser- und „Stellvertreter“-Titel, für den sich folgende anbieten:

Otto nennt sich (laut Schriftquellen) um 1000 „Diener Jesu Christi“ (*Servus Jesu Christi*), also von Justinians Titel nur unterschieden um „Jesus“, der dem östlichen Kaiser keine Nennung wert ist; schon zum Januar 1001 gibt sich Otto den gleichen Titel, den Papst Gregor I. im 6. Jh. trug: *Servus Apostolorum* und zusätzlich oder falsch übersetzt (?) „Stellvertreter Petri“. Die wohl jüngere westliche Kaiserkrone birgt den judenchristlichen Titel *Jesus Nazarenus Rex Judeorum*. Der Papst ist erst „Stellvertreter unseres Erlösers Jesu Christi“ seit Innozenz (1198–1216) zum Auftakt des dritten Kreuzzugs. [vgl. Illig 1999, 192 ff.]

Diese Nennungen bedürfen noch religionsgeschichtlicher Erhellung. Wer also die islamische Geschichte mit byzantinischer Kaisergeschichte klären will, muss parallel diese selbst chronologiekritisch klären; das wird nicht allein an Hand von Münzen und Philologie möglich sein.

„Wenn man es also, wie im vorliegenden Fall, ständig mit einer Koppe- lung der Münzlegende MHMD + Zusätzen im Zusammenhang mit der Dar- stellung des ‚Stehenden Kalifen‘ zu tun hat, der herrschende Kalif aber nur gelegentlich in den Münzinschriften erwähnt wird, *so ist es nahe lie- gend*, dass es sich bei der Abbildung um eine Darstellung Jesu nach einer arabischen Auffassung handelt. *Geht man davon aus*, dass man es hier mit einer Darstellung Jesu zu tun hat, *dann* besteht ein Zusammenhang zwi- schen der Darstellung und zu der immer mit ihr auftretenden Münzin- schrift: MHMD.“ [Popp 2006; Kursiv: ZAM]

Eben wurde noch Mhamda „der Gepriesene“ von Jesus verheißen, jetzt ist er dieser selbst – solche Ungereimtheiten und Zirkelschlüsse scheinen Popp und die Saarbrücker Islamwissenschaftler nicht zu stören. Insgesamt also werden verschiedene nicht deckungsgleiche Szenarien angeboten mit vielen Behauptungen und zahlreichen ungeklärten Fragen.

Z.A.Müller, www.symbolforschung.de

Literatur

- Ammann, Ludwig (o.J.): *Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Über die jüngeren Versuche, den Koran textkritisch auszuhebeln*;
www.meine-islam-reform.de/attachments/130_Luxenbergs%20Visionen.pdf
- ARR = Aneignung, Relektüre, Redaktion (2007): *Interdisziplinäre Perspektiven auf Psalter und Koran*. Arbeitsgespräch am Wissenschaftskolleg Berlin 26.2.08; Einladungstext vom 18.12.
- BBAW = Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften → Forschung → Corpus Coranicum
- Bergsträsser, Gotthelf (1930): Plan eines Apparatus Criticus zum Koran; in *Sitzungsberichte d. Bayer. Akademie d. Wissenschaften, Phil.-hist. Abtlg., H.7* (Nachdruck in *Paret* 1975, 389-397)
- Birnstiel, Daniel (2007): *Kein Prophet namens Muhammad?* in Qantara.de
- Bothmer, Hans-Caspar Graf von / Ohlig, Karl-Heinz / Puin, Gerd-Rüdiger (1999): Neue Wege der Koranforschung; in *Magazin Forschung* 1, 33-46
- Brettar, Claudia (1999): UdS - Neues Zentrum für Koranforschung? Teil 1; in *campus* (3), Juli
www.uni-saarland.de/verwalt/presse/campus/1999/3/20-UdS_neues_zentrum.html
- Brockelmann, Carl (1956): *Arabische Grammatik*; Leipzig
- CSEER: Committee for the Scientific Examination of Religion → Islamic Studies Project (13.9.2007); www.centerforinquiry.net/cseer/news/islamic_studies_project/
- Detering, Hermann (2007): *Nach dem historischen Jesus fragen - oder historisch nach Jesus fragen?*; Berlin; www.radikalkritik.de → Aktuelles
- DR = Cantzen, Rolf (Moderator, 2006): Der Koran – historisch-kritische Auseinandersetzungen; in *Deutschlandradio Kultur*, Sendung vom 9.8.
www.dradio.de/dkultur/sendungen/zeitreisen/529359/
- EUI = Europa-Institut. Verein zur Förderung des Europäischen Gemeinwohls;
<http://www.europainstitut.at/home/reynold.php> (Enthält mehrere Beiträge von Popp: Research Area → Glauben → Islam)
- FP = Forum Politik (2008): Forum Dr. Müller - „Islam“-Reformation: *Verloren geglaubte Dokumente entdeckt*; 19.1.
<http://forum.politik.de/forum/showthread.php?t=194366#result>
- FU = Freie Universität Berlin (2008): Professor Angelika Neuwirth zum neuen Mitglied der Leopoldina gewählt; *Kommunikations- und Informationsstelle Nr. 391*, 17.12.
- Heidemann, Stephan (2007): Münzen sind konservativ. Der frühe Islam im Spiegel des numismatischen Befundes; in *F.A.Z.-Net*, 2.3.
- Higgins, Andrew (2008): The Lost Archive. Missing for a half century, a cache of photos spurs sensitive research on Islam's holy text; in *Wall Street Journal*, 12. 1.
- Hoffmann, Joseph (2007): The Jesus Project;
www.pointofinquiry.org/r_joseph_hoffmann_the_jesus_project/
- (2008): Introducing The Jesus Project; www.jesus-project.com/intro.htm
- Illig, Heribert (1994): Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; in *VFG* 6 (2) 20-39
- (1996): *Hat Karl der Große je gelebt? Bauten, Funde und Schriften im Wider-*

- streit; Grärfelting
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie dreihundert Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
 - Jeffery, Arthur (1935): Progress in the study of the Qur'an Text; in *The Moslem World*, 25, 4-16 (Nachdruck in *Paret*, 1975, 398- 410)
 - Jubel (2007) = Jubel-Arien. Kardinal Meisner vergleicht Benedikt mit Jesus; in *Spiegel-online*, 15.4.
 - Kroes, Richard A.C. (2004): Missionary, dilettante or visionary? A review of Ch. Luxemburg; in *Dialog* (4 = Juni) www.livius.org/opinion/Luxenberg.htm
 - Kunitzsch, Paul (2003): [Nachruf auf Anton Spitaler] *Kommission für Semitische Philologie*; http://www.semphil.badw.de/34_Nachruf_Spitaler.html
 - Lau, Jörg (2003): Keine Huris im Paradies; in *Die Zeit*, 15.5., Nr. 21 (*Zeit-Online*)
 - Leber, Manfred (1999): Saarbrücker Islamwissenschaftler: „Etwa ein Fünftel des Korans muss neu gelesen werden!“; in *campus* (4) November <http://idw-online.de/pages/de/news16522>
 - Lüdemann, Gerd (2007): „Eine peinliche Entgleisung“; in *Spiegel-online* 26.4.
 - (2007): *Das Jesusbild des Papstes. Über Joseph Ratzingers kühnen Umgang mit den Quellen*; Kampen
 - Lüling, Günter (1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am christlichen Abendland*; Erlangen
 - (1985): *Islam und Geschichte Israels*; Erlangen; in <http://www.ilya.it/chrono/pages/islamisraeldt.htm>
 - (1993): *Über den Ur-Qur'ân. Ansätze zur Rekonstruktion der vorislamisch-christlichen Stropheneder im Qur'ân*; Erlangen
 - (2004): *Die Passahfeier Jesu*. Erlangen; in www.ilya.it/chrono/pages/passahdt.htm
 - Marx, Michael / Neuwirth, Angelika / Sinai, Nicolai (2007): „Corpus Coranicum“: Koran, aber im Kontext - Eine Replik; in *FAZ*, 6.11., Nr. 258, S. 37 (*FAZ.NET*)
 - Mavro di Mezzomorto (d.i. Volker Popp) (2002): *Mohammad auf Abwegen*; Mainz
 - Mittelstraß, Bettina (2007): Der Urtext des Koran; in *Tagesspiegel*, 8.11.
 - Müller, Zainab A. (2008): [Kommentar zu INÂRAH] in www.fantomzeit.de → Regionen / Bereiche → der frühe Islam: 16.4., 10.9. (auch → Materialien)
 - (2008a): Zustände in den Islamwissenschaften; in *Zeitensprünge* 20 (3) 670-691
 - Musharbash, Yassin (2007): Die Klimaforscher des Korans; in *Spiegel Online*, 1. 11.
 - Nelißen, Klaus (2008): „Ich halte nichts von Textkriegen.“ *Die Islamwissenschaftlerin Angelika Neuwirth nennt Zweifel an der Historizität Mohammeds Provokation*; (KNA) 20.10.; www.islamische-zeitung.de
 - Neuwirth, Angelika (1987): Koran; in Helmut Gätje (Hrsg.): *Grundriß der arabischen Philologie*, Bd. II., Wiesbaden, 96-135
 - (2007): *Studien zur Komposition der mekkanischen Suren: Die literarische Form des Koran - ein Zeugnis seiner Historizität?*; Berlin · New York
 - Ohlig, Karl-Heinz (2004): Mohammed auf Abwegen? Wurde ein unbekannter Verkündiger später mit dem Ehrennamen Mohammed - ein schon vor dem Islam erwarteter "Messias" oder gar Jesus Christus - benannt?; in *Imprimatur*, Januar <http://www.phil.uni-sb.de/projekte/imprimatur/2003/imp030714.html>
 - Papassalouros, Jorge (2006): *Hat es Mohammed überhaupt gegeben?* 30.11.; in

kreuz.net/article.4294.html

- Paret, Rudi (Hg., 1975): *Der Koran; Wege der Forschung* Bd. 326; Darmstadt
- Popp, Volker (s. a. Mavro di Mezzomorto, 2002)
- (2005): Christen im frühen Islam (III); in *Imprimatur*, September
http://www.europainstitut.at/upload/publikationen/publikation_34.pdf
 - (2006): Omayyadisches Christentum; in *Imprimatur*, März
http://www.europainstitut.at/upload/publikationen/publikation_37.pdf
 - (2006 a): Ergebnisse der neueren Forschung zum Frühen Islam und ihre Folgen für unser Geschichtsbild; in *Imprimatur*, April
http://www.europainstitut.at/upload/publikationen/publikation_36.pdf
 - (2006 b): Hatra, die geheimnisvoll „runde Stadt“; in *Imprimatur*, April
http://www.europainstitut.at/upload/publikationen/publikation_35.pdf
- Pretzl, Otto (1940): Aufgaben und Ziele der Koranforschung; in *Actes du XXe Congrès International des Orientalistes*, Bruxelles 5-10 Sept. 1938, Löwen, 328-329, (Nachdruck in Paret, 1975, 411-412)
- Puin, Gerd-Rüdiger (1999): Über die Bedeutung der ältesten Koranfragmente aus Sanaa (Jemen) für die Orthographiegeschichte des Koran; in *Magazin Forschung* 37-40
- (2001): Kein Kampf der Kulturen? Oder doch? in *campus*, Ausg. 4, Dezember
<http://www.uni-saarland.de/verwalt/presse/campus/2001/4/14-11-September.html>
 - (2002): Observations on Early Qur'an Manuscripts in San'a; in Ibn Warraq: *What the Koran Really Says: Language, Text, and Commentary*; Amherst, New York
- Reckendorf, Hermann (1921): *Arabische Syntax*. 2.Bde.; Heidelberg
- Scharf, Kurt (2007): „Der Koran – ein Buch in vielen Sprachen“, Interview mit Angelika Neuwirth; www.qantara.de
- Schirmmacher, Frank (2007): Bücher können Berge versetzen; in *FAZ-NET*, 10.10.
- Spitaler, Anton (1938): Die nichtkanonischen Koranlesarten und ihre Bedeutung für die arabische Sprachwissenschaft; in *Actes du XXe Congrès International des Orientalistes*, Bruxelles 5-10 Sept. 1938, Löwen, 314-315, (Nachdruck in Paret 1975, 413 f.)
- Spiwak, Martin (2008): Wie ein Glaube entsteht – Angelika Neuwirth; in *Zeit Online* 29, S. 34 <http://www.zeit.de/2008/29/P-Neuwirth>
- Topper, Uwe (1998): Ein neues Bild des mittelalterlichen Spanien. Über das Werk von Ignaz Olagüe; in *Zeitungssprünge* 10 (3) 466-491
- Ullmann, Manfred (2002): Das arabische Wörterbuch; in *Tübinger Bibliotheksinformationen*, 24 (1) 2 Seiten
- (2003): Die Universitätsbibliothek Tübingen und die Anfänge des arabischen Wörterbuchs; in „Fest-Platte“: *Beiträge aus der Universitätsbibliothek Tübingen für Bernd von Egidy anlässlich seines Ausscheidens aus dem aktiven Bibliotheksdienst im Juli 2003* (Hg. Fiand/ Hilberer/ Lagler/ Schapka), Tübingen, 144-147
- Wehr, Hans (1952): *Arabisches Wörterbuch für die Schriftsprache der Gegenwart*; Leipzig
- Widmann, Arno (2005): *Mohammad I und Mohammad II*. (Die dunklen Anfänge – Rezension) 22.11; in www.perlentaucher.de
- Wikipedia: Corpus Coranicum
- Wright, William (1874): *Grammar for the arabic language*; Cambridge

Berichtigung

Angesichts der Tatsache, dass bereits vor einigen Jahren in Saarbrücken eine elektronische Weitererfassung der Koranfragmente aus dem Jemen angedacht war, nahm ich im ersten Text der *Zustände in den Islamwissenschaften* [3/2008, 684] optimistisch an, INÂRAH hätte für seinen Vorstand den Elektro- und Informatikingenieur Prof. Dr. Markus Groß gewonnen. Er schien mir damals der wahrscheinlichste Kandidat unter den verschiedenen Gleichnamigen im Internet (die deutsche Rechtschreibregelung *Groß/Gross* trug ihren Teil dazu bei). Dies stellte sich inzwischen als Irrtum heraus und muss hier klargestellt werden:

Es handelt sich stattdessen um Prof. Dr. Markus Gross von der Fachhochschule Kaiserslautern/Uni Zweibrücken mit dem Lehrgebiet *Europäische Studien und Sprachen*, mit Lehraufträgen an der Universität des Saarlandes im Fach *Phonetik*.

Zweifel kamen mir wegen eines Vortrags von Markus Gross bei der ersten Tagung von INÂRAH im März 2008 zur Frage, ob es buddhistische Einflüsse im frühen Islam gibt, und angesichts eines zusammen mit Karl-Heinz Ohlig 2008 herausgegebenen Buches: *Schlaglichter - die beiden ersten islamischen Jahrhunderte*, Berlin (Inârah: Schriften zur frühen Islamgeschichte und zum Koran; 3). Dass es sich definitiv um den Phonetiker handelt, klärte im Internet schließlich die Nennung der Vorträge anlässlich des 65. Geburtstags von Gerd-Rüdiger Puin am 18.11.05: Prof. Dr. Markus GROSS (Zweibrücken): *Odyssee, Rigveda, Koran – mündliche oder schriftliche Tradition, was ist primär?*

Z.A. Müller

Runeninschrift und Weinfassrätzel

Renate Laszlo

Abstract: Was der zeitgenössische Historiker Beda in seiner Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum für das 7./8. Jh. alter Inkarnationszeit bezeugt, dokumentieren die westsächsischen Chronisten aus späterer Sicht rückblickend für das 10./11. Jh. der Nachphantomzeit. Dadurch gibt es für viele Ereignisse und Personen in England zwischen dem 7. und 10. Jh. eine zeitliche Lücke oder Parallelen, die eine doppelte Geschichtsschreibung bedingen und sich nur durch den Einschub einer Phantomzeit erklären lassen. So erhält Winfried Bonifatius beispielsweise Ende des 7. Jh. unter Abt Wulfhard seine erste Ausbildung im Benediktinerkloster in Exeter, danach gibt es aber weder Äbte in Exeter noch eine Botschaft über das Kloster bis zu Bischof Leofric, 1046. Als ein weiteres gravierendes Beispiel dient das altenglisch-muttersprachliche Schrifttum in England. Einige Gedichte, Rätsel und Gebete werden nachweislich erstmals im 7. Jh. in Nordhumbrien aufgeschrieben. Aus den nächsten dreihundert Jahren existiert keine Nachricht über angelsächsische Literatur bis zur Erstellung der vier großen Codices in einer konzertierten Aktion Ende des 10. Jh. in Wessex, in denen bis auf ganz wenig Ausnahmen nur Unikate der nicht unerheblichen altenglischen Dichtung überliefert werden, für die aber keine Vorlagen bekannt sind.

Das Sandsteinkreuz zu Ruthwell/Südschottland

Beda berichtet, dass die römischen Missionare, als sie 597 unter Leitung von Augustinus in Kent landen, nicht nur ein Bildnis des Heilands und Erlösers, sondern auch ein silbernes Kreuz als Standarte vor sich her tragen. Damit erhält das Kreuz in der angelsächsischen Kirche eine besondere Stellung; es wird zum Gegenstand andächtiger Verehrung und zum generellen Sinnbild des Christentums. Der Kult des Kreuzes findet seinen Ausdruck in bildlichen Kreuzdarstellungen aus Edelmetall, Holz oder Stein.

Wie im überlieferten altenglischen Schrifttum an mehreren Stellen erwähnt, dienen die in den Anfangsjahren der Missionierung von Meisterhand errichteten Steinkreuze in Nordhumbrien in Ermangelung von Kirchen dem jungen Christentum als Orte der Gottesverehrung, an denen sich die Gläubigen zur Predigt oder zur Feier der heiligen Messe versammeln. Von Cuthbert, der 651 als Mönch in das Kloster Melrose eintritt, 664 als Prior nach Lindisfarne geht und dort 687 als Bischof stirbt, ist überliefert, dass er als junger Priester auch ein Kreuz aufstellt und darunter das Evangelium verkündet. Im

Umfeld der Monumente entstehen später die Gotteshäuser. Die Predigtkreuze erfreuen sich noch im 8. Jh. alter Inkarnationszeit großer Beliebtheit. 744 wird von Bonifatius beklagt, dass der Gottesdienst an diesen Kreuzen die Gläubigen oft vom regelmäßigen Gang zur Kirche abhält.

Unter den erhaltenen Bildhauerwerken aus altenglischer Zeit gilt das in der Pfarrkirche zu Ruthwell in Dumfriesshire stehende, über fünf Meter hohe Sandsteinkreuz als das bedeutendste, nicht nur wegen seiner beeindruckenden Größe und der kunstvoll ausgeführten christlichen Skulpturen, sondern mehr noch wegen der auf dem Kreuz eingemeißelten, in Form und Inhalt in der literarischen Überlieferung aus angelsächsischer Zeit einmaligen Runeninschrift in altenglisch-nordhumbrischer Sprache.

Das Material des *Ruthwellkreuzes* besteht aus dem einheimischen New Red Sandstone, der in dem in der Nähe gelegenen *Nithsdale district* vorkommt. Es ist die gleiche Gesteinsart, aus der auch das als monumentale Grabsäule konzipierte *Bewcastlekreuz* hergestellt ist, das eine große Ähnlichkeit mit dem *Ruthwellkreuz* aufweist und heute noch auf dem gleichen Friedhof in Cumberland steht, auf dem es vor mehr als 1.000 Jahren errichtet wurde. Das *Bewcastlekreuz* ist ebenfalls mit einer Runeninschrift versehen, die sich auf König Alhfrith und seine Gemahlin bezieht. König Alhfrith von Deira teilt sich mit seinem Vater Oswiu, der Bernicia regiert, die Herrschaft in Nordhumbrien. Obwohl die geteilte Regentschaft der beiden nicht ganz unproblematisch ist, nehmen Vater und Sohn 664 gemeinsam in Streanesheal an der Synode von Whitby teil, bei der auch Alhfriths Freund, der spätere Bischof Wilfried, anwesend ist. Danach gibt es keine Nachricht mehr von Alhfrith, außer auf dem *Bewcastlekreuz*. Wegen der Ähnlichkeit der Kreuze sind sich die Wissenschaftler darüber einig, dass beide Kreuze damals etwa gleichzeitig geschaffen werden, das eine als Begegnungsstätte für die Lebenden, das andere als Gedenkstätte für die Toten.

Mit authentischen Berichten kann die Geschichte des *Ruthwellkreuzes* mehr als vier Jahrhunderte zurückverfolgt werden. Reginald Bainbrigg von Appleby, der um 1600 Material für eine Neuauflage von Camdons *Britannia* sammelt, beschreibt das zu jener Zeit schon in Ruthwell befindliche Monument und transkribiert einen Teil der Runen. Seine Aufzeichnungen, die heute noch erhalten sind, werden damals nicht in die Enzyklopädie aufgenommen.

Wie aber kommt das Sandsteinkreuz in die Kirche von Ruthwell?

Baldwin G. Brown berichtet von einer Tagebucheintragung des Bischofs William Nicolson von Carlisle vom 5. Juli 1704, in der jener mit Referenz auf „Revel“ (Ruthwell) mitteilt, dass nach allgemeiner Tradition das Kreuz über einen langen Zeitraum unversehrt in einem Steinbruch namens *Rough Scarr*



The Ruthwell Cross: Figürliche Darstellung (Fußwaschung Christi, Verkündigung) mit lateinischer Umschrift, Flechtwerk mit Runenumschrift [Wilson, 73]



The Bewcastle Cross: Front (mit Bildwerken und Runen) und Rückseite (mit Flechtwerk) [Wilson, 74]

in der Nähe der Küste liegt. Ein Arbeiter aus der Umgebung wird in einem Traum aufgefordert, vier junge Kühe einer bestimmten Witwe vor einen Wagen zu spannen, das Kreuz aufzuladen und abzutransportieren. An der Stelle, an der das Gespann anhält, soll das Kreuz aufgerichtet und eine Kirche darüber gebaut werden. John Craig, Geistlicher in Ruthwell von 1783 bis 1798, ergänzt den Bericht dahingehend, dass nach der mündlichen Überlieferung das Kreuz in grauer Vorzeit an einem Ort in der Nähe des Meeres namens „Priestwoodside“ errichtet wurde, um der Bevölkerung mit seinen einfühlsamen Skulpturen die Religion näher zu bringen. Ähnlich wie William Nicolson teilt John Craig mit, dass das Kreuz mit dem Ochsesgespann einer Witwe von der Küste geholt und im Kirchhof in Ruthwell aufgestellt wird, wo es bis zur Reformation bleibt.

In einem Dokument der Generalversammlung der schottischen Kirche, die am 29. Juli 1640 in Aberdeen zusammentritt, ist die Rede von den *Idoltrous Monuments*, den „Götzenmonumenten“ von Ruthwell. In einer weiteren Zusammenkunft der gleichen Institution am 27. Juli 1642 in St. Andrews erhält Rev. Gavin Young den Auftrag, das *Ruthwellkreuz* zu zerstören. Offenbar wird das ursprünglich aus zwei Monolithen gefertigte Kreuz danach von Bilderstürmern mutwillig zerschlagen und auf dem Kirchhof von Ruthwell der Verwitterung preisgegeben.

Bei seinem Amtsantritt 1799 oder zu Beginn des 19. Jh. findet Pfarrer Dr. Henry Duncan die Bruchstücke des Monuments und setzt sich zwei Jahrzehnte lang für die Renovierung und Wiederaufrichtung des Kreuzes ein. Er bestätigt, dass die Überlieferung über den Transport des Kreuzes von der Küste mit einem Rinderfuhrwerk noch 1852 in seiner Pfarrei lebendig ist.

Seit 1887 ist das in 1882 unter Denkmalschutz gestellte Monument in der Pfarrkirche zu Ruthwell in einer an der Nordseite angebauten, etwa einen Meter tiefer angelegten Apsis, zu der einige Stufen hinab führen, untergebracht. Dort lässt sich das Denkmal von allen Seiten betrachten.

Trotz vieler Versuche seitens der Wissenschaft, Ursprung und frühmittelalterliche Geschichte des Kreuzes aufzuklären, hat das *Ruthwellkreuz* den Kern seines Geheimnisses bis heute bewahrt. Die qualitativ hochwertig ausgeführten christlichen Skulpturen in den abgeteilten, vertieften Fächern der vier Seiten sowie die von Weinreben umschlungenen Fabelwesen und Vögel, die nach den Reben und Trauben greifen und picken, geben der kunsthistorischen Forschung immer noch Rätsel auf.

Ruthwellkreuz und Rupertuskreuz

2006 nähert sich Heribert Illig dem Forschungsgegenstand unter kunstgeschichtlichem Aspekt. Ausgehend von der künstlerischen Ausführung, dem

Design und der Ornamentik des *Rupertuskreuzes* in Salzburg, das im Internet Datierungen vom 6. bis zum 12. Jh. aufweist, kommt der Autor durch Stilvergleiche bei dem nach der Überlieferung als Stiftung des heiligen Rupertus geltenden Kreuz zu den *Silberarbeiten der Bernwardinischen Kunst in Hildesheim, die ab 993 beginnen* (Bernward, † 1022) und setzt das *Rupertuskreuz* aus dem 8. Jh. in die Zeit nach der Jahrtausendwende oder in das erste Drittel des 11. Jh. Als Abschluss ihres Artikels schreibt Illig [154]:

„Wird diese Verjüngung akzeptiert, wandern einige wesentliche Steinarbeiten Großbritanniens aus dem 8. oder 9. ins 11. Jh., so ein skulptierter Stein aus Jarrow, mit dem *Ruthwell Cross* das berühmteste anglo-sächsische Kreuz [...]. Umzudatieren ist auch das *Bewcastle Cross*, Cumberland.“

Berücksichtigt man den Einschub der Phantomzeit, so erweisen sich diese Ausführungen als plausibel, da das 7. Jh. alter Inkarnationszeit dem 10. Jh. der neuen Inkarnationszeit entspricht.

Die Runeninschrift auf dem Ruthwellkreuz

Mehr als die Kunsthistoriker interessieren sich allerdings die Sprach- und Literaturwissenschaftler für das universelle, steinerne Kunstwerk in Ruthwell, enthält es doch ein in Runenschrift eingemeißeltes Gebet in der ältesten Form der altenglischen oder angelsächsischen Sprache, das eine Huldigung an das Kreuz Christi und die Kreuzigung darstellt und in seinem literarischen Wert gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Die Verwendung von germanischen Runen für das eingravierte Gebet in nordhumbrischer Sprache ist ein Indikator für die Entstehung der Inschrift nach der Christianisierung zu Beginn der zweiten Hälfte des 7. Jh. Die Runen erweisen sich als Bindeglied zwischen der heidnisch-germanischen und der christlichen Epoche und dokumentieren den Übergang vom Heidentum zum Christentum.

Zu jener Zeit sind das lateinische Alphabet und die lateinische Sprache den Menschen in Nordhumbrien noch nicht bekannt; die germanischen Runen hingegen sind ihnen noch vertraut. Die Verherrlichung des christlichen Gedankengutes in Runen bringt die neue Lehre den Gläubigen näher, wird aber in späteren Zeiten mitunter auch falsch eingeschätzt und als heidnisches Götzentum verdammt, zumal die Stabreimformeln in dem Kreuzgedicht noch germanische Anschauungen widerspiegeln.

Die älteste Darstellung der Runeninschrift erfolgt 1703 durch George Hickes in *Grammatica Islandica* und beruht auf den von William Nicolson, dem Bischof von Carlisle, 1697 an Ort und Stelle vorgenommenen Aufzeichnungen. 1726 nimmt Alexander Gordon das Monument in Augenschein und

veröffentlicht die eingravierten Runen in Teil II von *Itinerarium Septentrionale*; eine weitere Publikation erscheint 1789 von De Cardonnel in *Monumenta Vetusta*. Die von den Forschern des 18. Jh. sorgfältig ausgeführten Kopien der Runeninschrift sind für die Entschlüsselung und das Verständnis des Gedichts eine große Hilfe, da die Verwitterung im Laufe der Zeit fortschreitet und immer mehr Teile herausbrechen, wodurch die Lesbarkeit der Runen zunehmend erschwert wird.

Das Runengebet auf dem *Ruthwellkreuz* gehört zu den ältesten Belegen der altenglischen Literatur und hat zudem den Vorteil, dass es als Original überliefert ist. Der sprachgeschichtlich interessante Text wird wiederholt bearbeitet und analysiert, so in dem Aufsatz *Beiträge zur Textkritik der nordhumbrischen Runensteine* von Wilhelm Viëtor [1894], ferner von M. D. Forbes und Bruce Dickins 1915 und vielen anderen.

Nachdem in der sprachhistorischen Lehrmeinung Übereinstimmung über die Transkription der Runen besteht und nach dem Stand der Wissenschaft die Möglichkeiten für Emendationen erschöpft sind, wenden sich die Forscher diffizilen Einzelproblemen zu, zum Beispiel dem Design des Kreuzes oder den grammatischen Phänomenen des verwendeten Dialekts. Besonders auffällig sind die archaischen Endungen *-i* in *on rodi* „am Kreuz“ und *-ae* in *mid blodae* „mit Blut“, zu denen es nur wenige Analogien in literarischen Denkmälern gibt. Diese frühen Deklinationsformen aus den ältesten, noch erhaltenen Aufzeichnungen in nordhumbrischem Dialekt sind nicht in die westsächsischen Sammelhandschriften der altenglischen Literatur übergegangen.

Durch das Herausbrechen einiger Runen ist ein Teil der Inschrift nicht mehr oder nur noch bedingt lesbar. Soweit eine Substituierung der beschädigten Wörter und Buchstabengruppen möglich ist, werden diese in Klammern gesetzt. Im ersten Abschnitt schildert das Kreuz, wie sich Jesus Christus, der allmächtige Gott, anschickt, nach der Manier eines germanischen Kriegers in den Kampf zu ziehen:

„Es gürtete sich der allmächtige Gott, da er den Balken besteigen wollte, mutig v(or seinen) Mannen, (um die Menschheit zu erlösen).“

Der Auftakt erinnert an das althochdeutsche *Hildebrandslied*, das bruchstückhaft erhalten ist. Meister Hildebrand kehrt nach dreißig Jahren von einem Waffengang mit seinem Gefolgsherrn Dietrich von Bern in die Heimat zurück. Sein Sohn Hadubrand kennt ihn nicht, hält ihn für einen Hunnen und will mit ihm kämpfen. Die beiden Kämpen treffen sich *untar heriun tuem*, „zwischen den zwei Heeren“ und bereiten sich auf den Kampf vor. In dem Lied heißt es in Zeile 4b und 5: *...iro saro rihtun, garutun se iro guthhamun, gurtun sih iro suert ana...* „sie richteten ihre Rüstung, legten ihre Kampfgewänder an und gürteten ihre Schwerter“.

In der Inschrift auf dem Ruthwellkreuz gürtet sich der allmächtige Gott, bevor er, wie die Recken im *Hildebrandslied*, mutig, allein und freiwillig in den Kampf geht. Seine Mannen stehen hinter ihm. Sie decken ihm den Rücken, aber sie greifen nicht ein.

Das Kreuz ist nicht der Feind des allmächtigen Gottes, sondern der Verbündete, der Helfer, der es ihm ermöglichen wird, das Ziel des Kampfes, die Erlösung der Menschheit, zu erreichen. In dem Runengedicht erzählt das Kreuz, wie es den schweren Kampf des Heilands miterlebt, wie es dem Himmelskönig beisteht, ihn hoch hebt. Es darf sich nicht unter der Last beugen, nicht den Schimpf, der seinem Meister angetan wird, rächen, obwohl es zusammen mit dem Herrn des Himmels beleidigt und letztendlich von seinem Blut befleckt wird. Das Kreuz verkündet das Mysterium der Erlösung und den Vollzug der Kreuzigung wie folgt:

„(Ich hob) den reichen König, den Herrn des Himmels,
ich wagte es nicht, mich zu neigen.
Sie beleidigten uns beide zusammen, ich war mit Blut befleckt,
(vergossen aus der Seite des Gekreuzigten). Christus war am Kreuz!
Doch da kamen von fern eifrige Edelinge zu dem einen.
Ich sah das alles. (Schmerzlich war ich von Sorgen betrübt,
doch ...) ...mit Nägeln verwundet legten sie den Gliedmüden nieder,
standen zu seines (Leibes Haupt), (schauten da den Herrn des Himmels).“

Damit endet das Runengedicht. Die ursprünglich am Ende der Inschrift stehenden etwa 20 Runen sind vollständig herausgebrochen.

Die Verse beschreiben Christus in der Terminologie des traditionellen germanischen Gefolgschaftswesens als einen siegreichen Helden, wie ihn sich die Angelsachsen vorstellen und schildern die Kreuzigung, wie sie sich den Gläubigen im frühen nordhumbrischen Christentum vermitteln lässt. Die Verwendung der seit alters her vertrauten Runen ist ein probates Mittel, die Bevölkerung mit der christlichen Lehre bekannt zu machen. Die Runeninschrift auf dem Ruthwellkreuz ist nicht nur ein einmaliges literarisches Denkmal, sondern auch ein wertvolles kulturgeschichtliches Zeugnis.

Laut Bede (*Historia Ecclesia...*) ist Caedmon der einzige muttersprachliche Dichter Englands im 7. Jh. [vgl. Laszlo 2006a, 436 f.]. Seit Beginn der altenglischen Literaturforschung vor mehr als 300 Jahren sind die Kritiker und Interpreten überzeugt, dass Caedmon auch der Verfasser der Runenverse ist. Konkrete Hinweise dafür sehen sie in der räumlichen und zeitlichen Übereinstimmung zwischen der Entstehung des *Ruthwellkreuzes* und dem Leben und Wirken des nordhumbrischen Dichters sowie in der Entdeckung des Herausgebers des Standardwerkes für englische Runendenkmäler George Stephens, der 1868 die Runenzeile auf dem oberen Teil des *Ruthwellkreuzes* als *Caedmon maefauoetho* entziffert, was er mit „Caedmon machte mich“ übersetzt.

Das altenglische Manuskript *Codex Vercellensis*

Als der Bibliothekar Humphrey Wanley 1705 seinen Katalog mit den in englischen Bibliotheken erhaltenen mittelalterlichen Handschriften zusammenstellt, ahnt er noch nicht, dass außer den umfangreichen drei Sammelmanuskripten mit Literatur aus angelsächsischer Zeit, die in England aufbewahrt werden, noch ein vierter Pergamentband mit altenglischem Schrifttum in Italien existiert, der 1822 durch einen Zufall von dem deutschen Literaturfreund Friedrich Blume in der Bibliothek der Kathedrale zu Vercelli entdeckt wird und als Vercellibuch oder *Codex Vercellensis* bekannt ist.

Das Vercellibuch enthält neben Heiligenlegenden und Homilien auf den Seiten 104v bis 106r auch ein hervorragend konzipiertes, lyrisches Gedicht ohne Überschrift, das aus 157 Stabreimzeilen besteht und nach der Entdeckung und Veröffentlichung der Sammelhandschrift im 19. Jh. wegen seiner harmonischen Verbindung von ästhetischer Schönheit und religiösem Inhalt schnell die Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaftler weckt und zu einer der bekanntesten Dichtungen der altenglischen Literatur wird. Die Kritiker entdecken, dass die Runeninschrift auf dem *Ruthwellkreuz*, bis auf geringfügige Abweichungen, inhaltlich, teilweise sogar textgenau, mit den Zeilen 39 bis 64 des Vercelligedichts übereinstimmt, was dazu beiträgt, die lückenhaften Zeilen und Wörter im Runengebet zu komplettieren.

Aber die wesentlich längere Dichtung im Vercellibuch ist auch für sich allein gesehen für die Interpreten äußerst interessant. Benjamin Thorpe veröffentlicht sie 1836 in Charles Coopers *Appendix B to a Report on Rymer's Faedera* für die Mitglieder der Record-Commission in der limitierten Auflage von 250 Exemplaren mit einigen Bemerkungen und überflüssigen Verbesserungsvorschlägen unter dem Titel *The Holy Rood, A Dream*.

Bouterwek überträgt 1854 als erster das altenglische Gedicht des *Vercellibuchs* in die deutsche Sprache und übernimmt unreflektiert den Thorpe'schen Titel *Das heilige Kreuz*. Grein erweitert 1859 im zweiten Band seiner *Dichtungen der Angelsachsen stabreimend übersetzt* den Titel der wie ein Traum anmutenden Dichtung in *Traumgesicht vom heiligen Kreuz*. Die nachfolgenden Übersetzer und Interpreten übernehmen diesen Titel, der, genau wie die englische Entsprechung *The Dream of the Rood* in die literaturgeschichtlichen Werke eingeht und bis zur Veröffentlichung meiner Studie *Das mystische Weinfass*, 1996, keine Korrektur erfährt [in den *Zeitensprüngen* erstmals 2006b, 684]. Keiner der zahlreichen Linguisten des 19. und 20. Jh., die sich mit dem ohne Überschrift überlieferten Gedicht beschäftigen, hat den Titel der ersten Herausgeber je hinterfragt oder in Frage gestellt, und keiner hat sich ernsthaft bemüht, den Inhalt des Gedichts kritisch zu analysieren, um festzustellen, was der altenglische Dichter überhaupt mitteilt.

Obwohl die Interpreten die Ähnlichkeit des Gedichts mit den im Exeterbuch überlieferten altenglischen Rätseln bemerken, gehen alle davon aus, dass der Vercellitext, entsprechend der Runeninschrift auf dem Ruthwellkreuz, eine Schilderung der Kreuzigung Christi darstellt. Es stört sie nicht, dass dabei vieles unerklärlich bleibt, sich widerspricht und ein vernünftiger Sinnzusammenhang fehlt.

Relevante Gegebenheiten werden einfach übersehen, wie der wichtige Umstand, dass die üblicherweise im altenglischen Schrifttum verwendeten ehrfürchtigen Namen für das heilige Kreuz in dem Text gar nicht vorkommen, zum Beispiel die attributiven Adjektive „heilig, hehr, lieblich“, auch nicht die mit dem Himmelskönig oder Gott kombinierten positiven Komposita. Ausnahmslos fehlen in dem Vercelligedicht auch die Termini, die in den Homilien für den am Kreuz hängenden Christus verwendet werden. Anstelle der für das Kreuz Christi typischen Bezeichnungen werden unverbindliche Ausdrücke wie Baum, Balken oder Stamm gebraucht, aus dem auch andere hölzerne Gegenstände hergestellt werden, was aber von den Interpreten überhaupt nicht in Erwägung gezogen wird.

In der Tat ist das schönste Gedicht, das die angelsächsisch-christliche Dichtung nach germanischem Vorbild hervorgebracht hat, keine dubiose Schilderung der Kreuzigung, sondern es verrät in der Terminologie der Kreuzigung und des Kreuzes Christi eine Weinernte und das mit Rebensaft gefüllte Weinfass, das zur Zeit des frühen Christentums für die nordhumbri-sche Bevölkerung noch eine Seltenheit darstellt und nicht so aktuell und populär ist wie das Kreuz.

Das altenglische Weinfassrätsel

Wie die Hälfte der hundert altenglischen Rätsel des Exeterbuches, ist auch das im *Codex Vercellensis* überlieferte Gedicht als Prosopopöie konzipiert. In den ersten drei Zeilen kündigt der personifizierte Sprecher an, dass er den köstlichsten Traum erzählen will, den er um Mitternacht träumte, zu der Zeit, die in der christlichen Liturgie zur Wachsamkeit mahnt und die Ankunft des Herrn symbolisiert, und er betont ausdrücklich, dass sich zu dieser Zeit die „Redetragenden“ der Ruhe hingeben. Mit der Metapher „Redetragenden“ grenzt er sich selbst von den mit der Fähigkeit zum Sprechen begabten Lebewesen ab und erweist sich als der unbelebten Natur zugehörig.

Aus den Formulierungen der Einleitung geht nicht hervor, wer oder was der Träumer ist und an welches Auditorium er sich wendet. Wie in den altenglischen Rätseln üblich, werden nur Assoziationen geknüpft, aber keine Fakten vermittelt.

In der vierten Zeile beginnt der personifizierte Sprecher ohne Umschweife oder nähere Erläuterungen mit der Beschreibung dessen, was er in seinem

Traum zu sehen vermeint. Er bewegt sich in irrealen Dimensionen, die weder eine Übereinstimmung mit der Chronologie erfordern, noch den Gesetzen der Logik unterworfen sein müssen. Der Kunstgriff der Vision erlaubt ihm den Gebrauch einer traumhaft verschlüsselten Sprache mit mehrdeutigen Wörtern und Formeln.

Der Träumer beschreibt ein besonders bewundernswürdiges, seltsames, von Licht umgebenes hölzernes Gebilde, das schwebend in die Luft ragt, mit glänzenden Bändern umhüllt und mit Gold gefüllt ist, bei dem Edelsteine schön an der Oberfläche des Grundes funkeln. Die Bänder sind die Metallreifen, die die Dauben des Weinfasses zusammenhalten, das Gold ist der Wein, der wie Edelsteine funkelt. Das Weinfass liegt in einer kreuzförmigen Halterung, als „Achselgespann“ bezeichnet. Dieses *Hapax legomenon* kommt in der altenglischen Literatur sonst nicht vor, besteht aber aus zwei durchaus gebräuchlichen und verständlichen Einzelwörtern. Derartige Neuschöpfungen sind in der altenglischen Literatur üblich und werden vorzugsweise in den Rätseln zur Verschleierung des wirklichen Sachverhalts verwendet.

Im Gegensatz zu dem schönen Anblick des wunderbaren Siegesbaumes, beschreibt sich der Sprecher selbst als furchtbar aussehend, zu Unrecht verfolgt, aus Bosheit verwundet und völlig verwirrt durch das Aufrichten und erweist sich damit als das durch das von ihm als ungerechtfertigt erachtete Brechen und Behauen des Steinblocks ramponierte und durch die Eingravierungen verletzte *Ruthwellkreuz*, das von seiner Aufrichtung noch ganz aufgeregt ist.

Nach dieser von dem Steinkreuz gesprochenen Einleitung lässt der altenglische Dichter den verrästelten Gegenstand selbst in einer verschlüsselten Sprache und in der Terminologie des Kreuzes seine Geschichte erzählen, die beim Rätselrater den Eindruck erwecken soll, es handle sich bei dem Rätselobjekt um das Kreuz des Erlösers.

Er erzählt, dass ihn vor langer Zeit starke Feinde von seinem Stamm im Wald trennen und aus ihm mit geschickten Händen einen Gegenstand herstellen, den er als *waefer syne* „Sündengeflecht“ (ebenfalls ein Kompositum, das in der altenglischen Literatur nur an dieser Stelle vorkommt) bezeichnet. Die Arbeiter tragen dieses hölzerne Gebilde geschultert auf den Berg und befestigen es dort. Dass es sich dabei *nicht* um das Kreuz Christi handelt, geht schon daraus hervor, dass Christus sein Kreuz selbst auf den Berg Golgatha trägt.

Danach werden die in das *Ruthwellkreuz* mit Runenschrift eingravierten Zeilen in ausführlicherer Form in den Vercellitext eingearbeitet, wobei der als „junger Held und allmächtiger Gott“ bezeichnete, durch die Transsubstantiation in Christi Blut verwandelte Rebensaft, in das mit Spund und Zapfenlöchern versehene Weinfass fließt. Nach der Weinernte wird das gefüllte Fass aus der kreuzförmigen Halterung gehoben, nach der Gärung bis zur Reife im

Keller gelagert und danach als Messwein im Gottesdienst verwendet. Die entsprechenden Zeilen im Vercellirätsel lauten:

„Der junge Held, es war der allmächtige Gott, bereitete sich mit entschlossenem Sinn darauf vor, in den hohen Galgen hinein zu steigen, mutig im Anblick vieler, da er die Menschheit erlösen wollte. Ich zitterte und bebte, doch ich durfte mich nicht zur Erde beugen, nicht auf den Boden fallen, sondern ich sollte fest stehen. Als Baum war ich aufgerichtet, ich hob den reichen König, den Herrn des Himmels, ich wagte nicht, mich zu neigen.

Sie durchbohrten mich mit dunklen Nägeln, an mir sind die Wunden sichtbar, die offenen Bosheitsschläge. Ich wagte es nicht, ihrer einen zu schädigen; sie beleidigten uns beide zusammen, ich war ganz mit Blut befleckt, vergossen aus des Mannes Seite, nachdem er seinen Geist ausgesendet hatte.

Viel Außergewöhnliches habe ich auf dem Berge erfahren. Ich sah den Gott der Menge sich kräftig strecken. Dunkelheiten hatten den glänzenden Körper des Waltenden mit Wolken bedeckt. Schatten kamen dunkel unter den Wolken hervor. Die Gefolgschaft klagte und besprach des Königs Fall. Christus war in dem Stamm; doch da kamen Eifrige von fern zu dem Edeling, das sah ich alles.

Schmerzlich war ich in Verwirrung gebracht, doch ich neigte mich den Männern mit Demut und großem Eifer zu Händen. Sie nahmen da den allmächtigen Gott, hoben ihn von der schweren Marter. Die kriegerischen Recken ließen mich mit Dampf umhüllt stehen, überall war ich mit Pfeilen verwundet.

Sie legten den Gliedmüden nieder, standen zu seines Leibes Haupt; sie schauten da den Herrn des Himmels und er ruhte sich eine Weile aus, müde nach dem großen Kampf. Dann begannen sie, ihm ein Erdhaus zu bauen, die Männer im Angesicht des Schlägers; sie schürften es aus dem glänzenden Stein, setzten sich dann zu dem Siegwaltenden, begannen ihm da ein Sorglied zu singen, einsam in der Abendzeit, da sie müde wieder gehen wollten von dem edlen Herrn, der dort mit einer kleinen Schar ras-tete.“

Ohne das Kind beim Namen zu nennen oder eine falsche Aussage zu machen, beschreibt der altenglische Dichter eine Weinernte mit den Worten der Kreuzigung Christi und führt damit sogar noch die Kritiker unserer Tage an der Nase herum.

Es ist bekannt, dass die Römer in den ersten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends die Weinreben nach Britannien bringen und dort die Weinkultur pflegen. Vielfach wird Kaiser Probus (276–282) die Begründung des Weinanbaus in der Provinz Britannien zugeschrieben. Im überlieferten alt-

englischen Schrifttum ist mehrfach vom Wein die Rede. Er wird als das Getränk der Älteren und Besonnenen bezeichnet oder in Verbindung mit dem Klerus und der Feier der heiligen Messe genannt [vgl. Laszlo 2006b, 685].

Ort und Zeitpunkt der beschriebenen Weinernte

Außer der Verbindung zwischen dem altenglischen Weinfassrätsel und den Runen auf dem nordhumbrischen *Ruthwellkreuz* gibt es im Vercellirätsel selbst Hinweise, aus denen hervorgeht, wo, wann und von wem das Weinfassrätsel komponiert wird. Die Formulierung ist geschickt in den Text eingebaut und wird einige Zeilen später erneut wiederholt, obwohl die Verdoppelung einer Aussage in der altenglischen Dichtung nicht üblich ist und die Variation als literarisches Stilmittel bevorzugt wird.

Nur in den Fällen, in denen eine Aussage unbedingt vom Leser oder Hörer wahrgenommen werden und nicht verloren gehen soll, wird ein Wort oder Satz mehrfach in den Text eingearbeitet. Dies geschieht regelmäßig in den altenglischen Rätseln, aber stets unauffällig und an einer unverfänglichen Stelle, die wenig oder gar keine eigene Aussagekraft besitzt, so dass sie dem Leser nicht sofort ins Auge fällt, sondern regelrecht gesucht werden muss. Die Aussage ist niemals eindeutig, sondern hat neben der für das Rätsel relevanten, ausgefallenen Bedeutung noch eine banale und allgemein bekannte Konnotation, die den Rätselrater ablenken und in die Irre führen soll. Mit diesem Kunstgriff wird der Schlüssel versteckt, der zur Lösung des Rätsels führt.

Der Sprecher erzählt weiter, dass sich nach Einfüllung des gekelterten Rebensaftes in das Fass der Abend auf den Weinberg herabsenkt und der Keller für die Aufnahme des Fasses vorbereitet wird. Aus Freude über die Beendigung der schweren Tagesarbeit stimmen die Weinbergerarbeiter in Feierabendläute ein Sorglied an, ehe sie sich anschicken, nach Hause zu gehen; bis auf die Wächter, die zum Schutz und zur Bewachung des geernteten Traubensaftes die Nacht im Weinberg verbringen.

In dem Rätsel werden die Arbeiter *hilde rincas* genannt. Das Wort *hild*, *hilde* hat die altenglische Bedeutung „Kampf, Schlacht“ und kommt häufig in Zusammensetzungen vor, die den Krieg betreffen. Durch das Substantiv *rinc*, das ausschließlich in literarischen Texten verwendet wird, und soviel wie „Mann, Held, Krieger, Recke“ bedeutet, wird *hilde* in der kriegerischen Ausdruckskraft verstärkt.

Der erste Hinweis auf die *hilde rincas* findet sich in Zeile 61b/62a, in der das Fass sagt: „Die kriegerischen Recken ließen mich da mit Dampf umhüllt stehen“. An dieser Stelle des Rätsels, an der gerade mit dem Singen des Sorglieds eine friedliche, idyllische Atmosphäre geschaffen wurde, ist die eigens für das Weinfassrätsel erfundene Neuschöpfung *hilde rinc* in der

Bedeutung „kriegerische Recken“ absolut unangebracht. Es ist geradezu abwegig, dass in einer unbedeutenden Halbzeile, die nicht viel aussagt und gewissermaßen als Füllformel dient, ohne ersichtlichen Grund ein so kampfbetonter Ausdruck wie das kompossible Hendiadyoin *hilde rinc* gebraucht wird, das in den Halbzeilen 71b/72a, die ebenfalls keine wichtige Aussage enthalten, wiederholt wird.

Aus der *Historia Ecclesia...* von Beda wissen wir, **dass Hild der Name der Vorsteherin ist**, die von 657 bis zu ihrem Tod in 680 alter Inkarnationszeit das Kloster Streatneshealh leitet, in dessen Umgebung in Nordhumbrien zu dieser Zeit das *Ruthwellkreuz* mit dem eingravierten Runengebet entsteht, das als Vorlage für die Verrätselung des Weinfassrätsels dient [zu Streatneshealh vgl. Laszlo 2006, 687-690]. Mit dem aus den zwei gebräuchlichen und verständlichen Einzelwörtern *hilde* und *rinc* zusammengesetzten Kompositum *hilde rincas* „Recken der Hild“ werden auf enigmatische Art und Weise die Weinbergarbeiter des Klosters umschrieben.

Das Kompositum *hilde rinc* erhält damit nicht nur die ihm gebührende friedliche und sinnvolle Konnotation, sondern es ist auch der Code, der Entstehungszeit und -ort des angelsächsischen Weinfassrätsels enthüllt und zudem die Identität des altenglischen Autors preisgibt, der mit kreativem Geschick und viel Phantasie das ursprünglich für das *Ruthwellkreuz* komponierte Runengebet mit dem aus heidnischer Vorzeit stammenden germanischen Fassrätsel zu einem christlich-literarischen Rätsel zusammensetzt.

Demzufolge findet die Weinernte in dem Weinberg des Klosters Streatneshealh statt, und Caedmon, der in diesem Kloster lebt und wirkt, ist der Dichter, der mit hilde rinc seiner Äbtissin ein literarisches Denkmal setzt.

So greift ein Rad ins andere: Im Zuge der Christianisierung Nordhumbriens wird in der Nähe des neu gegründeten Klosters Streatneshealh zwischen 657 und 680 alter Inkarnationszeit anstelle der noch nicht vorhandenen Kirche zur Abhaltung des Gottesdienstes ein mit christlichen Skulpturen geschmücktes Steinkreuz errichtet, das nach seinem heutigen Standort als *Ruthwellkreuz* bezeichnet wird. Das in dieses Kreuz eingravierte Gebet in nordhumbrischer Landessprache gehört zu den ältesten Literaturdenkmälern der Angelsachsen. Es ist noch in germanischen Runen ausgeführt, ein Hinweis auf seine Entstehung in der Zeit des Übergangs vom Heidentum zum Christentum. Der Inhalt dieses Runengedichtes ist in die Zeilen 39 bis 64 des im *Codex Vercellensis* überlieferten Weinfassrätsels eingebaut und liefert so die Vorlage für die Verrätselung in der Terminologie des Kreuzes.

Zudem legt der altenglische Autor dem *Ruthwellkreuz* die Einleitung zu dem Weinfassrätsel in den Mund. Hier erzählt das Kreuz, dass es von seiner Aufrichtung noch erregt ist. Daraus ergibt sich explizit die gleichzeitige Entstehung des Runengedichtes und des Weinfassrätsels.

Seit der Auffindung des *Codex Vercellensis* hat das darin überlieferte angelsächsische Gedicht viele Veröffentlichungen und Übersetzungen erfahren. Alle Interpreten lassen sich von der genialen Idee und der enigmatischen Verschlüsselung des altenglischen Dichters täuschen. Durch die Einarbeitung des Kreuzgedichtes in den Text erkennen sie nicht den wahren Rätselgegenstand, sondern sind ausnahmslos davon überzeugt, dass es sich bei der Dichtung um eine ungewöhnliche, obskure Beschreibung der Kreuzigung handelt, das heißt, alle Kritiker sind dem Trick des altenglischen Rätselauteurs auf den Leim gegangen.

Dass es sich bei dem Vercellitext tatsächlich nicht um eine dunkle, unklare Huldigung an das Kreuz, sondern um ein Rätsel über ein Weinfass und eine Weinernte handelt, ist keineswegs theoretisch erschlossen, sondern beweisbar.

Das deutsche Weinfassrätsel

Von dem Weinfassrätsel gibt es eine deutsche Version, der zwar die in dem Vercellirätsel aus altenglischer Zeit zum Ausdruck gebrachte ursprüngliche Kraft und gläubige Frömmigkeit des frühen Christentums fehlt, der aber im Gegensatz zu dem angelsächsischen Rätsel, das ohne jegliche Sinndeutung oder wegweisenden Titel überliefert wird, eine ausführliche Lösung beigelegt ist, die in allen wesentlichen Punkten auch für das altenglische Rätsel Gültigkeit hat.

Das deutsche Weinfassrätsel wird erstmals um das Jahr 1505 in dem *Strassburger Rätselbuch* in Strassburg gedruckt und um die Mitte des 16. Jh. in dem *Rathbüchlein mit allerhand welt- und geistlichen Fragen samt deren Beantwortungen* gleichzeitig in Nürnberg und Köln herausgegeben.

Der Anlass für die im 16. Jh. einsetzende Flut von Rätselpublikationen liegt unter anderem in der Erfindung des Buchdrucks, der die von alters her mündlich tradierten Rätsel einem großen Leserkreis zugänglich macht. Seit dem Auftauchen des deutschen Rätsels in den ersten Almanachen fehlt es in keiner Rätselsammlung, allerdings nur im deutschsprachigen Raum. Ansonsten existiert das Rätsel nur noch in der altenglischen Fassung im Vercellibuch in Italien. In allen anderen Ländern und Sprachen ist es unbekannt.

Das von den Galliern erfundene Weinfass tritt in vorchristlicher Zeit im Gefolge der Weinrebe seinen Siegeszug in das zu jener Zeit noch heidnische Germanien an. Davon zeugen die in Burgweinting ausgegrabenen Reste eines hölzernen Weinfasses aus dem 3. Jh. sowie das ursprünglich als Grabstein für einen Weinhändler geschaffene *Weinschiff von Neumagen*, das von den Archäologen auf das Jahr +220 datiert wird und um 310 in Noviomagus (Neumagen) mit anderen aus heidnischer Zeit stammenden Grabdenkmälern

in ein römisches Kastell mit vierzehn Türmen und zwei Toren verbaut wird. Erst 1877–1885 kommt bei der Ausgrabung der Festungsanlage das Kunstwerk zum Vorschein und befindet sich jetzt im Steinsaal des Landesmuseums in Trier.

Während das nach germanischem Muster im 7. Jh. in England neu komponierte christlich-altenglische Weinfassrätsel in der Kathedrale zu Vercelli im Dornröschenschlaf liegt, wird das auf die gleiche germanische Quelle zurückgehende deutsche Weinfassrätsel in mündlicher Tradition den jeweiligen Zeitumständen angepasst und schließlich in die christliche Literatur integriert.

In den naturwissenschaftlich-technischen Rätseln der Germanen werden seit alter Zeit stets die neuesten Erfindungen verrätselt, von denen der germanische Sänger auf seinen Fahrten Kenntnis erhält. Aufgrund der kunstfertigen Herstellung und nützlichen Verwendung ist das Weinfass als Rätselgegenstand bestens geeignet, wird aber beim Vortrag wegen seines geringen Bekanntheitsgrades selten oder überhaupt nicht erraten. Dadurch kann der germanische Sänger seinen Wissensvorsprung gegenüber seinem Auditorium demonstrieren. Die christlichen Bezüge und die Verrätselung in der Terminologie des Kreuzes erhält das deutsche Rätsel erst nach der Christianisierung, als dem Kreuz und dem Weinfass Symbolcharakter zugeschrieben wird.

Das urchristliche Thema *Christus in der Kelter* ist zusammen mit *Christus im Weinfass* in der heiligen Schrift bezeugt. In der Bibelauslegung ist Christus entweder der glorreiche Keltertreter, der den Wein auspresst, oder er ist der Schmerzensmann, der wie die Rebenfrucht selbst ausgepresst wird.

Der im 2. Jh. lebende heilige Justin nennt das Blut Christi „Blut der Traube“, weil der Gottessohn die Kreuzigung als Mensch erleidet und sein Blut von Gott erschaffen ist, wie der Rebensaft, der jeden erfreut, der ihn trinkt. Seit Tertullian gelten die Verse aus Jesaja [63, 1-6] und Genesis [49, 11] als alttestamentliche Weissagung des Leidens und Sterbens Jesu und als Vorauschau der Einsetzung des heiligen Altarsakraments, in dem Christus sein Blut im Wein heiligt und opfert. Dieser Exegese schließen sich auch die Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Beda Venerabilis, Hrabanus Maurus und andere an.

Es sind noch zahlreiche Kunstwerke zu diesen Themen in Kirchen und Museen erhalten, die weitaus meisten davon in Deutschlands Weinanbaugebieten, vereinzelt auch in Italien, Polen und der Schweiz. In England ist das Motiv in der bildenden Kunst völlig unbekannt, und auch in der englischen Literatur gibt es, mit Ausnahme der Kopie des altenglischen Rätsels in dem in Italien aufbewahrten Vercelibuch, keine Belege mehr für ein Weinfassrätsel.

Die älteste Darstellung, in der Christus in der Kelter ausgepresst wird, ist eine vor neunhundert Jahren geschaffene und Ende des 19. Jh. bei Renovierungsarbeiten in der im Jahre 1108 erbauten ehemaligen Klosterkirche St.

Ägidien (St. Gilgen, St. Ilgen) in Kleinkomburg bei Schwäbisch Hall in Württemberg freigelegte Deckenmalerei.

Eine Miniaturzeichnung im Erbauungsbuch *Hortus Deliciarum* der Äbtissin Herrad von Landsberg aus der zweiten Hälfte des 12. Jh. zeigt in einem von Engeln bewachten, das Gottesreich symbolisierenden Weinberg den glorreichen Christus als Keltertreter, dem die Apostel Petrus, Paulus und Gläubige aus allen Ständen bei der Weinernte helfen.

Darüber hinaus gibt es noch Dutzende von Skulpturen, Gemälden, Buchillustrationen, Altar-, Kanon- und Votivbildern, von denen die Mehrzahl aus dem Mittelalter stammt. Dazu gehören, um nur einige zu nennen, der Holzschnitt von 1493 im *Psalterium BMV* in Zinna und das weltweit bekannte, mehr als fünfhundert Jahre alte Relief zu Ediger an der Mosel, das die gleiche alttestamentliche Umschrift trägt wie das Tafelbild in der Dreifaltigkeitskirche in Finsterwalde.

Fünf Darstellungen zu „Christus in der Kelter“ aus verschiedenen Epochen gibt es im Weinmuseum in Speyer (eine Holzplastik aus dem Jahr 1480 ist seit 1945 verschollen). Das Motiv findet sich auch auf einem Grabstein, dem Einband einer Bibel, einer tönernen Hohlform, der seidengestickten Fahne eines Winzervereins, sowie auf Medaillen und Emblemen. Die Vielzahl der Gegenstände und die Vielgestaltigkeit der für die Darstellungen angewandten Techniken und verwendeten Materialien beweisen die Popularität des Themas noch bis in die Neuzeit.

Der nachfolgende Text des deutschen Weinfassrätsels ist dem von Johannes Baptista Friedreich 1860 in Dresden als *Geschichte des Räthsels* herausgegebenen, im 16. Jh. gleichzeitig in Köln und in Nürnberg ohne Angabe einer Jahreszahl gedruckten *Rathbüchlein mit allerhand welt- und geistlichen Fragen samt deren Beantwortungen* entnommen:

„Radt.

Es ist von oben herab kommen, hat vil leydens an sich genommen.
von hitz kelt und beschneyden. noch vil mehr müßt es leyden.
hat nit lang do heim gesogen. in die frembt ward es gezogen.
mit fich vnd leuten so es het. sein leger warn nit linde bet.
lust noch freud es nie begert. XXX pfennig was es wert.
verkauft gefangen gebunden, ward
es hart geschlagen gezogen gefurt manch fart.
ein kreutz gemacht daran gespert. nyemant wart funden der do wert.
Sein seydt verwundt vnd ander glider. nindert geschondt hoch oder nider.
daraus floßen heilsam brunnen. in der finster gantz on sunnen.
ein yeden menschen zu gut. der sich dar zu schicken thut.“

Zwischen der altenglischen und der deutschen Rätselversion gibt es Unterschiede in Stil, Sprache und Anzahl der Zeilen. Im Gegensatz zum altenglischen

schen ist in dem deutschen Rätsel der ursprünglich germanische Stabreim, der ab dem 9. Jh. in der deutschen Literatur als veraltet gilt, schon durch Endreimverse ersetzt, und die exklusive Unterteilung der Dichtung in Rahmen- und Kernelemente ist verloren gegangen. Aber ungeachtet der Unterschiede in Konzeption und Länge sind die im ersten Jahrtausend erstellte angelsächsische und die im 16. Jh. erstmals niedergeschriebene deutsche Variation des Weinfassrätsels in ihrem Kern identisch; der Ursprung des deutschen wie auch des altenglischen Rätsels von einem gemeinsamen altgermanischen Vorbild ist nicht zu übersehen und kann nicht bestritten werden. Die dem spätmittelhochdeutschen Weinfassrätsel beigefügte Lösung erläutert eingehend die Vorgehensweise und den Gedankengang des Rätselautors. Die Lösungshinweise, mit der das deutsche Rätsel ausgestattet ist, gelten in Inhalt und Reihenfolge ihrer Darbietung uneingeschränkt auch für die altenglische Version. Die dem deutschen Weinfassrätsel beigefügte Lösung lautet:

„Antwort:

Ein weinfaß das kompt vom baum herab, leytt hitz so es gebrutt wird in heibem waßer, vnd auch kelt zu seiner zeyt. vnd von dem pinder geschniten. (Fassbinder) Es saugt oder facht den wein nit lang an eim ort. sunder wirt gefurt vnd gezogen in die frembdt von pferden und fureuten. sein leger ist hart. ein klein faß gilt XXX pfenning. wirt gefangen so es die raiff hat. gepunden geschlagen gezogen gefurt hin vnd her. das kreutz auff dem legner mit schließen gespert. die wunden ist der spunt vnd die zapffen löcher. darauß fleußt der wein. eim yeden zu nutz der in praucht. in der finster gantz on sunnen. das ist in dem keller.“

Zur Integration in die christliche Literatur erhält das über Jahrhunderte mündlich tradierte deutsche Weinfassrätsel kleinere Umgestaltungen und Zusätze, zum Beispiel den Hinweis, dass es von oben herab kommt, womit bereits in der ersten Zeile die irreführende Assoziation an den Himmel und an Jesus Christus geweckt werden soll. Ähnlich verhält es sich mit dem Preis von dreißig Pfennigen, der an die dreißig Silberlinge erinnert, für die Judas den Heiland verrät.

In dem überlieferten deutschen Rätsel ist das Weinfass schon ein Gebrauchsgegenstand und genießt nicht mehr das einzigartige Flair der Rarität, das in der unmittelbar nach der Christianisierung erstellten, kunstvoll ausgeklügelten, aufwändigeren, angelsächsischen Neukomposition zum Ausdruck kommt, bei der es sich um ein durch und durch christliches Rätsel von hoher literarischer Qualität handelt, das noch den Atem des urwüchsigen Christentums in England trägt und der banalen Wertangabe von dreißig Pfennigen und des Winks mit dem Zaunpfahl, dass es von oben herab gekommen ist, nicht bedarf, um Aufnahme in die christliche Literatur zu finden.

In beiden Rätseln werden die Gemeinsamkeiten von Fass und Kreuz herausgearbeitet. Sie werden aus einem Baum gefertigt, auf einem Berg aufgestellt und befestigt. Das Weinfass wird, wie der Körper Christi am Kreuz, auf einer kreuzförmigen Halterung fixiert. In dem altenglischen Rätsel wird für das Fass die Bezeichnung *waefer syne* verwendet, was wörtlich „zusammengefügte Sünde“, im übertragenen Sinn auch soviel wie „Schaustück“ bedeutet und für beide hölzerne Gebilde angewendet werden kann.

Die Verrätselung wird so fachgerecht verschlüsselt und überzeugend auf das Kreuz und die Kreuzigung übertragen, dass dem Rater, trotz der Ungeheimheiten und der befremdlichen Darstellung keine Chance bleibt, an etwas anderes als an das Kreuz zu denken, obwohl zu erkennen ist, dass es das nicht sein kann, da Christus sein Kreuz selbst zur Richtstätte trägt, in den Rätseln dagegen der Gegenstand auf eine andere Art und Weise befördert wird. In dem deutschen Rätsel wird er auf einem von Rindern gezogenen Wagen transportiert, im altenglischen von den als Übeltäter charakterisierten Handwerkern auf der Schulter getragen. In beiden Rätseln werden die Malträtierung des Holzes bei der Anfertigung der Dauben und das Anlegen der Reifen um das Fass als verbrecherischer Frevel ausgelegt.

Die Einheit von Christus und Kreuz wird auf Fass und Wein übertragen. Die Verknüpfung von Weinfass und -ernte mit Kreuz und Kreuzigung wird verstärkt durch die Verwundung an der Seite, die Christus am Kreuz erleidet und die dem Fass durch das Einschlagen des Spundes und der Zapfenlöcher zugefügt wird. Wie aus der Seite und den Wunden des Gekreuzigten Blut und Wasser fließen, so strömt aus dem Fass der durch die Transsubstantiation in das Blut Christi verwandelte rote und weiße Wein, der heilsam ist, für jeden, der ihn braucht, und der, wie es im Psalm heißt, das Herz des Menschen erfreut. Die Lagerung des Fasses im Keller entspricht der Grablegung, die Verwendung des Weines in der Eucharistie der Auferstehung.

Alle bisherigen Interpreten halten das altenglische Weinfassrätsel für eine ungewöhnliche Verherrlichung des Kreuzes Christi, so dass der Rätselcharakter bis zu meiner Publikation (1996) von niemand erkannt wird. Von dem erst aus dem 16. Jh. in schriftlicher Form vorliegenden deutschen Weinfassrätsel, das auf die gleiche Quelle wie das altenglische zurückgeht, wird keine Notiz genommen, auch nicht von der für beide Versionen des Weinfassrätsels zutreffenden Lösung.

Verbreitung von Caedmons Dichtungen

Als 664, sieben Jahre nach der Gründung des Klosters Streaneshealh (der Name bedeutet „Bucht des Leuchtturms“) die Synode von Whitby stattfindet, ist zum ersten Mal von einer Ansammlung von hochrangigen Kirchenleuten

und zwei Königen in Streaneshealh die Rede. Zu den Teilnehmern an der Synode gehören der westsächsische Bischof Agilbert, der zu jener Zeit mit seinen Begleitern Agatho, Jacobus und Romanus in Nordhumbrien missioniert, sowie Wilfried, der 30-jährige Abt des 661 gegründeten Klosters Ripon, die alle am Zustandekommen der Synode in Streaneshealh maßgeblich beteiligt und selbstverständlich auch an den kulturellen Errungenschaften Nordhumbriens interessiert sind.

Agilbert überträgt seinem Schüler Wilfried die Verhandlungsführung auf der Synode, die dank der Eloquenz und Sprachkenntnisse des jungen Priesters und Abtes zum Triumph der römischen über die irische Kirche führt. Nach der Synode begibt sich Bischof Agilbert mit seinem Gefolge wieder nach Wessex, kehrt aber nach einiger Zeit in seine Heimat Gallien zurück. Ab 666 ist er Bischof von Paris und stirbt als 'hoch betagter Greis' um 680.

Beda berichtet in seiner 731 fertig gestellten *Historia Ecclesiae...* eine wundersame Geschichte über die Erleuchtung des Dichters Caedmon und die Entstehung seines Erstlingswerkes, nennt aber keine Lebensdaten für den altenglischen Dichter, der zur gleichen Zeit wie die Äbtissin Hild in Streaneshealh lebt, also in der Zeit von 657 bis 680 [Laszlo 1997, IV/24, 398]. Beda erzählt:

„Anlässlich eines Banketts im Kloster Streaneshealh trägt jeder der Teilnehmer reihum ein Lied mit musikalischer Begleitung vor. Als das Saiteninstrument zu Caedmon weitergereicht werden soll, verlässt dieser vorzeitig die Gesellschaft, obwohl das Gastmahl noch nicht zu Ende ist und begibt sich aus der Festhalle zu den Viehställen, deren Bewachung ihm für jene Nacht übertragen worden ist. Als er zu passender Stunde die Glieder dem Schlaf hingibt, steht jemand im Traum bei ihm, grüßt ihn, ruft ihn bei seinem Namen und sagt: ‚Caedmon, singe mir etwas.‘ Auch als Caedmon beteuert, dass er nicht singen kann und deshalb das Festmahl verlassen und sich in den Stall zurückgezogen hat, besteht sein Gesprächspartner darauf, dass er trotzdem singen soll, und zwar etwas über den Ursprung der Geschöpfe. Caedmon macht sich sofort daran, zum Lobe Gottes, des Schöpfers, Verse zu singen. Als er am Morgen aus dem Traum erwacht, hat er noch alles behalten, fügt sogleich mehr Worte des Gott würdigen Liedes in gleicher Weise hinzu und erzählt dem Verwalter, seinem Vorgesetzten, welche Gabe er empfangen hat. Caedmon wird zur Äbtissin gebracht und angewiesen, in Anwesenheit vieler gelehrter Männer den Traum zu erzählen und das Lied aufzusagen, damit nach dem Urteil aller bewiesen werde, dass ihm die himmlische Gnade zu singen vom Herrn gewährt worden ist.“

Es liegt nahe, dass es sich bei den von Beda erwähnten gelehrten Männern, die Caedmons Werk begutachten und für gut befinden, um die Teilnehmer an der Synode von 664 handelt.

Die *Historia Ecclesia...* ist die einzige Quelle, die Caedmon und die Entstehung seines Schöpfungshymnus bekannt macht. Beda betont ausdrücklich, dass er den Hymnus nicht in einer wörtlichen Übersetzung, sondern in einer sinngemäßen lateinischen Nachdichtung überliefert, gibt aber keine Gründe dafür an. Vielleicht liegt ihm die Dichtung nicht vor, vielleicht ist er der Landessprache nicht mächtig, nachdem er seit seinem siebten Lebensjahr im Kloster von Wearmouth and Jarrow lebt, wo nur Latein gesprochen wird.

Bereits der ältesten erhaltenen Kopie von Bedas Kirchengeschichte, dem in der ersten Hälfte des 8. Jh. erstellten *Moore Manuskript*, ist eine nordhumbrische Version des Schöpfungshymnus angefügt, bei der es sich aber nicht um Caedmons Originalhymnus, sondern um eine **Rückübersetzung aus Bedas lateinischer Nachdichtung** handelt. Vier nordhumbrische und 13 westsächsische Rückübersetzungen des Schöpfungshymnus sind noch als Anhang verschiedenen Kopien der lateinischen *Historia Ecclesia...* beigefügt.

Caedmons originalen Schöpfungshymnus habe ich im Jahre 2000 in dem in westsächsischer Sprache überlieferten Exeterbuch als Einleitung zu dem altenglischen Sonnenrätsel entdeckt, und in der Studie Ewig ist der Schöpfer veröffentlicht.

Da das altenglische Sonnenrätsel mit dem Schöpfungshymnus vor 695 von Aldhelm [vgl. zu ihm Laszlo 2006b, 683 f.] in die lateinische Sprache übersetzt und als letztes Rätsel seiner hundertteiligen Sammlung einverleibt wird, muss die Dichtung im 7. Jh. nach Wessex gelangt sein.

Aldhelm hat den dem Sonnenrätsel als Einleitung vorangestellten Schöpfungshymnus nicht als enigmatische Verschlüsselung zur Irreführung des Raters erkannt, sondern als einen festen Bestandteil des angelsächsischen Rätsels angesehen und angenommen, es handele sich um ein Rätsel über die Schöpfung. Den nordhumbrischen Dichter Caedmon und dessen Schöpfungshymnus kennt Aldhelm noch nicht, da beide erst Jahrzehnte später von Beda bekannt gemacht werden.

Die bisherige Annahme der Interpreten, Aldhelm sei der Urheber des Sonnenrätsels und die altenglische Version die Übersetzung, lässt sich nicht länger aufrechterhalten. Aldhelm kennt die richtige Lösung des Rätsels nicht und lässt sich von dem altenglischen Dichter durch den einleitenden Schöpfungshymnus täuschen. Er versteht das Rätsel mit dem Titel *De Creatura* „Über die Schöpfung“, obwohl es sich eindeutig um ein Rätsel über die Sonne handelt [Laszlo 1998]. Auch die modernen Interpreten fallen unisono auf den genialen Trick des altenglischen Poeten und auf Aldhelms Vorgabe herein und halten das Sonnenrätsel für ein Rätsel über die Schöpfung.

Von dem nordhumbrischen Weinfassrätsel gibt es in England keine Spur mehr. Das ist kein Wunder! Aus Bedas Bericht über den nordhumbrischen Dichter Caedmon geht hervor, dass es sich bei dem altenglischen Poeten um

einen des Lesens und Schreibens unkundigen Analphabeten handelt. Dass Caedmon die Runen gekannt hat, teilt Beda schon aus Prinzip nicht mit. Diese aus heidnischer Vorzeit stammenden ominösen Schriftzeichen würdigt der christliche Historiker in keinem seiner Werke auch nur eines Wortes.

Die Übernahme des nordhumbrischen Runengebets in die Zeilen 39 bis 64 des im Vercellibuch überlieferten Weinfassrätsels zum Zweck der Verschleierung des tatsächlichen Rätselgegenstandes, ferner die von dem unmittelbar zuvor aufgerichteten *Ruthwellkreuz* gesprochene Einleitung des Rätsels, nicht zuletzt die Widmung an die Äbtissin Hild von Streaneshealh, belegen die Entstehung des *Ruthwellkreuzes*, des Runengedichts und des Weinfassrätsels in Nordhumbrien in der zweiten Hälfte des 7. Jhs. alter Inkarnationszeit.

Wem der Autor das Rätsel in die Feder diktiert, wird sich kaum noch feststellen lassen, auch nicht, wo und wie lange das einzige Manuskript, in dem es überliefert ist, in England verbleibt; auf jeden Fall aber nicht lange genug, um dort Spuren zu hinterlassen. Die Existenz des Weinfassrätsels im Vercellibuch beweist aber, dass es nach seiner Komposition in England in westsächsischer Sprache aufgeschrieben wird und in dem Sammelmanuskript nach Vercelli gelangt, wo es in der Bibliothek der Kathedrale über Jahrhunderte erhalten geblieben ist und 1822 zufällig entdeckt wird [Laszlo 1996].

Wann und von wem das Manuskript nach Italien transferiert wird, ist nicht bekannt. Die nach der Auffindung des Sammelmanuskripts im 19. Jh. aufgestellten Theorien reichen von Johannes Scotus Erigena, der um 875 gestorben sein soll, über unbekannte fromme Pilger, die auf ihrer Reise nach Rom in Vercelli Station gemacht haben sollen, bis zu dem italienischen Kardinal Guala Bicchiere, der, nach einem längeren Aufenthalt in England als Prior von St. Andreas in Chester, die Handschrift bei seiner Rückkehr in 1218 in seine Heimatstadt Vercelli mitgebracht haben soll, weil Guala ein gelehrter Mann war und ein Faible für den heiligen Andreas hatte, dessen Vita ebenfalls im Vercellibuch überliefert ist [Laszlo 1996, 19 ff.].

Konzertierte Aktion in Wessex

Die *Codices Exoniensis* und *Vercellensis* sind zwei der vier großen Sammelhandschriften, in denen der überwiegende Teil der nicht unerheblichen angelsächsischen Literatur aus dem ersten Millennium überliefert ist. Diese Codices sind einheitlich in dem ersten und einzigen aus Wessex bekannten Dialekt der Angelsachsen verfasst.

Der Umstand, dass die darin überlieferten Dichtungen, bis auf ganz wenige Ausnahmen, nur als Unikate überliefert sind, lässt auf eine konzertierte Aktion schließen, auf ein abgestimmtes Verhalten, bei dem die altenglische Literatur sorgfältig aus einem bestimmten Grund und zu einem bestimmten

Zweck und Ziel ausgewählt und für die Überlieferung in westsächsischer Sprache zusammen gestellt und aufgeschrieben wird, um danach alle Vorlagen, insbesondere die aus anderen altenglischen Dialekten, zu vernichten.

Ausnahmen bestätigen die Regel. Dies scheint durch die doppelte Überlieferung des 14-zeiligen altenglischen Rätsels über eine gänzlich aus Eisen bestehende Rüstung bestätigt zu werden. Es ist eins der zwei privilegierten altenglischen Rätsel, die Aldhelm ins Lateinische übersetzt und in seine Rätselsammlung eingliedert. Das Rätsel spricht von einem volleisernen Körperschutz, wird aber von Aldhelm mit *de Lorica* benannt, als ginge es nicht um die römischen Rüstungen des 4. Jh., sondern um die erst später eingeführte eisenbestückte Lederrüstung [vgl. Laszlo 2006b, 681 f.].

Auch das in England in Verbindung mit dem auf dem *Ruthwellkreuz* eingravierten Runengebet entstandene angelsächsische Weinfassrätsel kann als Bestätigung der konzertierten Aktion in der altenglischen Literatur gelten. Von dem Rätsel gibt es in England keine Analogien mehr, weil das einzige Sammelmanuskript mit dem Rätsel nach seiner Niederschrift in westsächsischer Sprache und der Vernichtung aller Vorlagen nach Italien entführt wird, dort aber glücklicherweise bis in unsere Zeit erhalten bleibt.

Aus der einheitlichen Verwendung der als westsächsischer Dialekt bezeichneten Schriftsprache ist zu erschließen, dass die Niederschrift und Zusammenstellung der Sammelmanuskripte mit angelsächsischer Literatur in Wessex erfolgt. Wo und wann dies geschieht, ist nicht dokumentiert. Es gibt keine Anhaltspunkte über die Skriptorien, die Skriptoren, die Initiatoren oder Auftraggeber. Auch eventuelle frühe Besitzverhältnisse oder Aufbewahrungsorte der Handschriften sind weitgehend unbekannt.

Der Codex Exoniensis macht da eine Ausnahme. Aus einer dem Exeterbuch beigehefteten Liste geht hervor, dass das Manuskript zu den Büchern und Wertsachen gehört, die Bischof Leofric nach seinem Tod, 1072, der Kathedrale in Exeter hinterlässt. Die Nachlassliste enthält keine Einzelheiten über den mit poetischen Dichtungen gefüllten Pergamentband, so dass wir nicht wissen, wie Leofric in den Besitz des Sammelmanuskripts kommt, geschweige denn, wo und wann es angefertigt wird.

Nach der Überlieferung gilt Leofric als erster Bischof von Exeter. Aus diesem kärglichen Beleg schließt die wissenschaftliche Lehrmeinung, dass nicht nur das Exeterbuch, sondern auch die übrigen Sammelmanuskripte mit altenglischer Literatur, einschließlich des Vercellibuchs, Ende des 10. oder Anfang des 11. Jh. erstellt werden.

Tatsächlich besteht die Abtei in Exeter aber schon im 7. Jh. alter Inkarnationszeit und der in der Nähe von Exeter um 672/5 geborene Winfried Bonifatius erlernt hier ab etwa 680 als *puer oblatus* unter Abt Wulfhard die elementaren Kulturtechniken [*Theologische Realenzyklopädie*, VII, 69]. Um das Jahr

700 wechselt der Mönch Winfried in das Kloster zu Nursling in der Nähe von Southampton und wird dort zu Beginn des 8. Jh. im kanonischen Alter von 30 Jahren zum Priester geweiht [Padberg 2001]. Der junge Priester nimmt am 15. 10. 705 an einem Treffen der angelsächsischen politischen Institution *Witenagemot* teil, der sich anlässlich seiner Zusammenkunft zu Brentford mit dem von „Bischof Aldhelm voran getriebenen propagandistischen Einsatz für romorientierte Kirchengewohnheiten“ befasst. Auf dieser Beratung der Weisen wird der für „kirchenorganisatorische Bemühungen auf Bistumsebene bezeugte“ Winfried als Sprecher einer Gesandtschaft vorgeschlagen, die die Ergebnisse bei dem Metropoliten Beorhtwald von Canterbury vertreten soll. Es stellt sich die Frage: Was versteht der *Witenagemot* unter „romorientierten Kirchengewohnheiten“?

Die Geschichte des Klosters in Exeter wird nach 700 für mehr als drei Jahrhunderte unterbrochen und erst wieder aktuell, als Leofric 1046 von König Eduard dem Bekenner und Königin Edith als erster Bischof von Exeter in sein Amt eingeführt wird und nach 26-jähriger Amtszeit dem Kloster das kostbare altenglische Manuskript hinterlässt.

Damit erweist sich, wie die Phantomzeit in England gehandhabt wird. Winfried Bonifatius wird noch in die alte Inkarnationszeit hinein geboren und bleibt darin bis zu seiner Beisetzung in 754 im Benediktinerkloster in Fulda. Für Personen und Ereignisse, die nicht bei Beda oder sonst wo schon im 7./8. Jh. dokumentiert sind, erfolgt in Wessex die Geschichtsschreibung nach der Phantomzeit rückwirkend ab dem 10. Jh. Aus der *Continuatio Bedae* ist zu ersehen, dass der Einschub in England auf drei Jahrhunderte aufgerundet wird.

Die Zeit verändert sich nicht, nur die Benennung. Aus dem 7. wird das 10. Jh. Damit erhält auch die schon -50 von den Römern als *Isca Dumnoniorum* gegründete Stadt Exeter in einer angemessenen Zeit nach der ersten Nennung des Klosters, in dem Winfried erzogen wird, ihren ersten Bischof. Unter Berücksichtigung der Phantomzeit stirbt Bonifatius 754||1054 und Leofric 772||1072.

Dreihundert Jahre hört man nichts vom Benediktinerkloster zu Exeter oder vom Verbleib der altenglischen Literatur. Während dieser Zeit gibt es keine Äbte oder Mönche in Exeter und keine Dichter, keine neuen Dichtungen und keine Manuskripte in England, sieht man von den nachträglichen Einschüben und Erfindungen für diesen Zeitraum ab, wie dem hypothetischen Dichter Cynewulf, dem verdoppelten Historiker Nennius oder dem phantomzeitlichen Übersetzer König Alfred [Laszlo 2006a; 2007; 2008].

Literaturverzeichnis

- Archaeologia Britannica* (1844): *Additional Observations on the Runic Obelisk at Ruthwell, The Poem of the Dream of the Holy Rood*, XXX, S. 531-546; London
- Bouterwek, Karl Wilhelm (1854): *Caedmon, des Angelsachsen, biblische Dichtungen mit deutsche Übersetzung*; Gütersloh
- Brown, Gerard Baldwin, (1921): *The Arts in Early England*, Bd. V, with philological Chapters by A. Blyth Webster; London
- Butsch, Albert Fidelis (Hg., 1876): *Strassburger Rätselbuch, Die erste zu Strassburg ums Jahr 1505 gedruckte deutsche Rätselsammlung*; Strassburg
- Collingwood, William Gershom (1927): *Northumbrian Crosses of the pre-Norman Age*; London
- Cook, Albert S. (1902): Notes on the Ruthwell Cross, in *Publications of the Modern Language Association of America*, XVII, 367-391
- Forbes, M. D./ Dickins, Bruce (1914): The Inscriptions of the Ruthwell and Bewcastle Crosses, in *The Burlington Magazine*, XXI/133
- / - (1915): The Ruthwell and the Bewcastle Crosses, in *The Modern Language Review*, X, 28-36
- Friedreich, Johannes B. (Hg., 1860): *Geschichte des Räthsels*; Dresden
- Grein, Christian Michael, (1857-1959): *Dichtungen der Angelsachsen stabreimend übersetzt*, 2 Bände; Göttingen
- Haigh, Daniel H. (1856): *Archaeologia Aeliana*, I/14, 97-99
- Hickes, Georg (1703): *Grammatica Islandica*, in *Linguarum Veterum Septentrionalum Thesaurus*; London
- Holder, Alfred (Hg., 1890): *Baedae, Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*; Freiburg
- Illig, Heribert / Strauwitz, Jürgen von (2006): Karlsevolutionen und Karlskuriosa. Rupertuskreuz, vier Jubiläen u. a.; in *Zeitensprünge* 18 (1) 154-163
- Kemble, John Mitchell (1838): On Anglo-Saxon Runes, in *Archaeologia Britannica*, 362 f.; London
- Krapp, George Philip / Kirk Dobbie, Elliott van (Hg. 1932): *The Vercelli Book*; New York
- Laszlo, Renate (1996): *Das Mystische Weinfass. Ein altenglisches Rätsel des Vercelli-buches*; Marburg
- (2000): *Ewig ist der Schöpfer. Caedmons Schöpfungshymnus im Codes Exoniensis*; Marburg
- (2006a): Der hypothetische Dichter Cynewulf, in *Zeitensprünge* 18 (2) 435-448
- (2006b): Rätselhafte Zeitsprünge in England, in *Zeitensprünge* 18 (3) 677-691
- (2007): Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum*, in *Zeitenspr.* 19 (1) 94-104
- (2008): In England gehen die Uhren anders (2), in *Zeitensprünge* 20 (1) 163-192
- Padberg, Lutz E. von (2001): *Mission und Kirchenreform des Bonifatius*, zur debatte in Katholische Akademie in Bayern
- Rathbüchlein mit allerhand welt- und geistlichen Fragen samt deren Beantwortungen, (o. J.); Köln · Nürnberg, s. Friedreich
- Saxl, Fritz (1943): „The Ruthwell Cross“, in *Warburg and Courtauld Institute Journal*, VI

- Stephens, George (Hg., 1867-1884): *Old Northern Runic Monuments*, 3 Bände; London · Copenhagen
- Theologische Realenzyklopädie*, ↔ Bonifatius, Band VII, 69
- Thomas, Alois (1936): *Die Darstellung Christi in der Kelter, eine theologische und kulturhistorische Studie, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Volkskunde des Weinbaus*; Düsseldorf
- Thorpe, Benjamin (Hg., 1836): „The Holy Rood, A Dream“, E. Cod Vercell. in *Appendix B to a Report on Rymer's Faedera by Charles Purton Cooper*; London
- Viëtor, Wilhelm (1894): Beiträge zur Textkritik der nordhumbrischen Runensteine, in *Festschrift zur feierlichen Einführung des neuen Rectors der Universität am 14. October 1894*; Marburg
- (1895): *Die Nordhumbrischen Runensteine*; Marburg
- Wilson, David M. (1984): *Anglo-Saxon Art from the seventh century to the norman conquest*; London
- Wülker, Richard Paul (Hg., 1894): *Codex Vercellensis, die angelsächsische Handschrift in getreuer Nachbildung*; Leipzig

Renate Laszlo, 56460 Höhn, Postfach 1

Fehlende Kreuzgänge und Benediktiner

Entwicklung von Bautyp und Orden

Heribert Illig

Kreuzgänge können der Kontemplation und Meditation dienen. Sie können aber auch Schauplatz werden für einen Gelehrtenstreit, bei dem in drei Stufen das Entstehen des Kreuzgangs als architektonisches Grundelement vom 6. übers frühe 9. bis in späte 10. Jh. verjüngt wird. Gleichzeitig und in gleicher Weise rückt der Beginn des Benediktinerordens ins 10. Jh. Als Basis für zwei der drei Stationen dienen die Bücher von Rolf Legler [= L. 1984; 1989; 1995; 2007], der im Rahmen herrschender Lehre die fruchtbarste Kritik an ihr geübt hat.

Während dem ruhesuchenden Europäer seit langem die Kreuzgänge von Klöstern und Kapiteln vertraut sind, hat sich die Forschung diesem 'Knotenpunkt' monastischer Kultur lange Zeit nur unzureichend angenommen. Es war Legler, der hier wohl erstmals tragfähigen Boden bereitet hat und zu Einsichten vorgestoßen ist, die aus Sicht der These vom erfundenen Mittelalter nur noch konsequent zu Ende gedacht werden müssen. Die Basis legte der Vielgereiste 1984 mit seiner Dissertation, die 1989 in aktualisierter Form publiziert worden ist. 1995 verband er seine grundlegenden Gedanken mit einem Fototeil, um 2007 eine knappe, aber fundierte Übersicht über Architektur, Symbolik und Gebrauch des Kreuzgangs vorzulegen. Seine Teilnahme am Internationalen Symposium 1999 in Tübingen wie die dortigen Vorträge [bei Klein 2004] belegen, dass sich die übrigen Spezialisten mit seinen Thesen auseinandersetzen und seiner „Fundamentalkritik der bisherigen Forschung durchaus beipflichten“ [Jacobsen, 39].

Legler belegte, „daß die kunsthistorische Forschung zum Kreuzgang als eigenem Bautypus kaum über eine Handvoll von Aufsätzen hinaus gediehen ist“ [L. 1989, 19; bestätigt von Klein 2004, 9].

„Dabei ergab sich ein erstaunliches und zählebiges Potential von falschen Prämissen und Konjekturen, das bei kritischer Sicht nicht mehr länger aufrecht zu halten ist. Sowohl die mit Lenoir und Viollet-le-Duc einsetzende, von v. Schlosser, Hager, Leclercq über Fendel, Dehlinger, Rey bis hinauf in die jüngere Generation von Bousquet, Horn und Braunfels fortgesetzte Frühdatierung der klosterräumlichen Anlage auch als deren Herleitung aus provinzial-römischer Hofarchitektur erwiesen sich als wenig stichhaltig und müssen wohl nach den vorliegenden Ergebnissen aufgegeben werden“ [L. 1989, 177].

Ist der Grund für die Malaise einmal gefunden, lässt sich unschwer nachvollziehen, wie verheerend sich die Freude an hohem Alter und die so eng wie möglich angesetzte Verbindung von Benediktinerorden und Kreuzgangarchitektur auswirken musste: Julius von Schlosser hat 1889 in seinem „verhängnisvollen Aufsatz“ den ersten Kreuzgang im ersten Kloster von Monte Cassino ‘aufgespürt’ [L. 2007, 11] und sogar im Klostergrundriss eingezeichnet. Wie kam v. Schlosser dazu? Indem er das lateinische Wort *claustrum* (Plural *claustra*) nach Belieben mit geschlossenem Klosterbezirk oder mit Kreuzgang übersetzte. Legler bewies, dass erst ab dem 10. Jh. *claustrum* für Kreuzgang verwendet wurde und es bis ins 11. Jh. kein eigenständiges Wort für Kreuzgang gegeben hat, fehlt es doch sogar um 1040 bei den *Consuetudines* des Klosters Farfa, das einen Kreuzgang hatte, der auch genannt worden sein müsste [L. 1989, 61, 11 f.]. Statt dessen wurden Kreuzgänge mit *porticus*, *ambitus*, *ambulastrum* etc. umschrieben, wobei der Leser von heute prüfen muss, ob es sich nur um einfache Laufgänge oder um einen Kreuzgang im Sinne des Wortes handelt [ebd., 12]. Das deutsche Wort *kreuzgang* ist überhaupt erst fürs 16. Jh. nachgewiesen [L. 2007, 8] und muss eigentlich verwundern, da der Gang im Karree und nicht über Kreuz führt.

Insofern definierte Legler erstmals die Merkmale eines echten Kreuzgangs, der als „eigenständiger Bautypus“ [L. 1989, 19] zu gelten hat:

„Der Kreuzgang wird gebildet aus vier Galerien, die sich mit jeweils einer Seite an die Hoffront der umgebenden Konventsgebäude lehnen und an der entgegengesetzten Seite zum Hof hin von einem fortlaufenden System von Öffnungen durchbrochen sind. Diese vier Galerien sind durchgängig an den Ecken miteinander verbunden und bilden so zusammen ein kontinuierliches Gangsystem. Galerie und Hof sind durch eine verschieden hoch ausfallende Sockelbank getrennt. Der Zugang zum Hof ist lediglich durch einzelne, regelmäßig oder unregelmäßig verteilte Unterbrechungen dieser ansonsten durchgängigen Bank gewährleistet. Diese Gangarchitektur ist eine selbständige, autonome, den Konventsgebäuden vorgelegte Architektur mit eigener Hoffassade und eigenem Dach [...]

Auf keinen Fall darf der Kreuzgang verwechselt oder gar gleich gesetzt werden mit dem Hof der Klausur, dem er einbeschrieben ist“ [L. 2007, 13 f.].

Damit sind alle Schwierigkeiten beseitigt, die vor allem in anderen Sprachen durch dieselben Worte für Kloster, Klausur und Kreuzgang dazu führen, dass etwa im Französischen höchst umständlich von einem „cloître véritable“ oder einem „cloître au sens architectural précis“ gesprochen werden muss [L. 1989, 55]. Die Sockelbank bedingt im Übrigen die Miniaturstützen der Kreuzgänge, da deren arkadentragenden Pfeiler und Säulen auf die Bank gestellt werden [ebd., 246].

Die Forscher der ersten Generation (Lenoir, Viollet-Le-Duc) waren bis 1860 noch an den Bauwerken selbst, nicht wie die späteren Forscher vorrangig an den schriftlichen Quellen interessiert [L. 1989, 51]. Die zweite, schriftorientierte Generation folgte zunächst dem von Legler [2007, 11] als Mogelei oder – höflicherweise – auch Konjektur bezeichneten ‘Übersetzungsfreiraum’ v. Schlossers, musste aber dann peu à peu immer weiteren Abstand vom fiktiven Ursprungskreuzgang auf dem Monte Cassino nehmen. Zunächst ließ sie eine Zeitlang den Kreuzgang allgemein ab Mitte des 7. Jh. existieren, etwa in Jumièges oder Rom, Tre Fontane (SS. Vincenzo ed Anastasio) [L. 1989, 37, 41]. Dann rückte der Beginn immer weiter hin zur Gegenwart. So wurde der letztgenannte Kreuzgang von Hübsch 1862 ins 7. Jh., von Fendel 1927 ins 8. Jh. verlegt, während er von dem baubezogenen Lenoir 1852/56 dem 11. Jh. und von der heutigen Forschung der zweiten Hälfte des 12. Jh. zugeschrieben wird [L. 1989, 32, 35, 65]. Fendel kam zu dem Schluss: „Bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts läßt sich weder in Italien, noch in Gallien ein ‘regelrechter’ Kreuzgang nachweisen“ [L. 1989, 54].

Aber vor 800 musste der Typus doch entstanden sein, sprach doch Wolfgang Braunfels noch 1969 davon, dass der Kreuzgang „für die Benediktinerklöster um 800 eine Selbstverständlichkeit geworden“ war [ebd., 93], was Legler [ebd., 85] mit einem harschen Urteil quittierte:

„Die Kreuzgangsforschung, sofern man überhaupt von einer solchen sprechen kann, hat in nunmehr ca. 120 Jahren nichts wesentlich über Lenoir [1852/56] und Viollet-le-Duc [1858] Hinausgehendes, von falschen Theorien abgesehen, zuwegegebracht. Rühmliche Ausnahmen sind in Ansätzen Rey, Horn und Bousquet.“

Erst Legler führte den Nachweis, dass auch die 150 Jahre vor 800 ohne Kreuzgang auskommen mussten. Trotz aller Forschung

„bleibt aber summarisch gesehen der Tatbestand unübersehbar, daß die älteste, durch archäologische Grabungen bestätigte und an einem historisch bedeutsamen Ort entstandene benediktinische Klausuralanlage in Stein nicht vor dem 9. Jahrhundert anzusetzen ist“ [L. 1989, 111].

Angesichts von Reichenau-Mitterzell stellt Legler außerdem klar, dass

„in der vorliegenden Form [...] aus methodischen Gründen kein Beweis für die Existenz einer kompletten Vierflügelanlage aus Holz im 8. Jh. erkannt werden [kann]. Eher bietet sich der Verdacht auf einen klassischen Zirkelschluß an: Weil wiederum von der unbewiesenen und ungeprüften Annahme der Existenz solcher klausuralen Anlagen als Norm für das 7. und 8. Jh. ausgegangen wurde, mußten unklare oder unvollständige Grabungsbefunde so verkettet und ‘sinnvoll’ ergänzt werden, daß auch eine geschlossene klausurale Vierflügelanlage zumindest möglich wurde“ [ebd., 408].

Um die Zeit bis 800 von imaginierten Kreuzgängen zu bereinigen, brauchte es nicht viel Mühe. So scheidet der angebliche Kreuzgang von Centula/St-Riquier sofort aus. Erstens kennen wir die im 11. Jh. verloren gegangene Anlage nur von zwei Stichen aus dem 17. Jh., und diese zeigen einen Arkadengang von rund 720 m Länge zwischen drei Kirchen, aber keinem einzigen Klostergebäude; außerdem gestattete die vorauszusetzende Holzbauweise keine Arkaden [L. 1989, 89].

„Centula war der utopische Entwurf und ambitiöse Wurf eines einflussreichen Mitgliedes der Kaiserfamilie, verständlich nur vor dem Hintergrund des einzigartigen kulturellen Höhenfluges der sog. karolingischen Renaissance“ [ebd.].

Gleichwohl hatten Jumièges (Gemeticum) wie Centula/St-Riquier

„wohl bis zum Beginn des 9. Jh's noch keinen Kreuzgang [...] Für die Zeit vor 800 kann kein einziges Beispiel [eines Kreuzgangs] mit Sicherheit genannt werden“ [ebd., 93].

Das Urteil über ein kreuzgangsloses 7. und 8. Jh. gilt vor dem Hintergrund, dass in den Jahren 768–855 gemäß den schriftlichen Quellen insgesamt 417 Klöster, davon allein 232 während der Regierungszeit Karls d.Gr. (bis 814), im Karolingerreich gegründet worden sein sollen [ebd., 89] und folglich wieder spurlos verschwunden wären (s. u. „Ausklang“!).

Die Zeit zwischen 800 und 840

Für die Zeit von 800 bis 840 spricht Legler nach dem vorangehenden ‘Nichts’ von einem „Quantensprung“ in der Klosterbaukunst mit reichem Baubestand:

„Der Fortgang der Entwicklung zeigt nach aktuellem Forschungsstand zur Klosterbaukunst das, was man in der Physik einen Quantensprung nennt. Ebenso aufschlussreich wie archäologische Funde können objektive Befundstatistiken sein. Der bis zum Ende des 8. Jhs. zu konstatierende totale Negativkatalog in Bezug auf komplett geschlossene Vierflügelbauten endet abrupt. Dagegen, für den extrem kurzen Zeitraum von unmittelbar nach 800 bis zur Mitte des 9. Jhs., ergibt sich für den konkreten Nachweis einer geschlossenen Klausuranlage mit einbeschriebenem Kreuzgang eine beeindruckende Liste:

– Fünf komplett ergrabene Vierflügelanlagen mit Kreuzgang (**Müstair**, vor 805; **Lorsch**, ab 805 Ergänzung zur Klausur unter Abt Adeling; **Kornelimünster** [= Inden], nach 814; **St. Gallen** unter Abt Gozbert, Befund der Ausgrabungen von Sennhauser; **Hamage** bei Douai, Zeit Ludwigs d. Fr.)

Zwei ergrabene Klöster, die wahrscheinlich bereits einen Kreuzgang besessen haben (**Hersfeld**, **Freckenhorst**).

- Zwei literarische Quellen (der Regelkommentar des **Hildemar**, um 840, [der für den Kreuzgang eine Ausdehnung von mindestens 100 Fuß verlangt; L. 2007, 27, 152] und die Beschreibung des Klosters **Fontanella**, Mitte des 9. Jhs.)
- Ein gezeichneter **Idealplan** (Klosterplan von St. Gallen, Original von 819, Kopie von 829/830, herkömml. Datierung).

Gegenüber eines Null-Befundes [vor 800; HI] ist diese Zahl der Belege für eine gebaute Kernklausur in rechteckiger oder quadratischer Form doch überwältigend, sie erscheint wie ein Urknall“ [L. 2007, 24 f.; Hvhg. HI].

Den Autor beschäftigt die Unwahrscheinlichkeit von ‘Quantensprung’, ‘Urknall’ oder auch „Explosion“ [ebd., 23], weiß er doch um die nötigen evolutionären Wachstumsprozesse im Ablauf historischer Entwicklungen oder Genealogien bei sich entwickelnden Kunstformen [ebd.], die auch seine Kollegen zögern lassen [Klein, 12]. Aber betrachten wir die Befunde im Einzelnen.

Lorsch

Dieses Kloster wird wegen seines Kreuzgangs an die Stelle gesetzt, die einst von Jumièges und St-Riquier eingenommen worden ist [L. 1989, 97], aber Legler selbst blieb lange zwiespältig: Auf der einen Seite gestand er Lorsch II mit Sicherheit zu,

„den ersten archäologischen Beweis für die Existenz einer kompletten vierflügeligen Klausuranlage mit innerem Umgang im 1. Viertel des 9. Jh.’s, aller Wahrscheinlichkeit noch kurz vor dem St. Galler Riß entstanden, erbracht zu haben. Da für Aniane die klosterräumliche Anlage archäologisch nicht erwiesen ist, bleibt Lorsch der Ruhm, die älteste erhaltene, bis heute nachweisbare Anlage zu sein, die das später für Benediktinerklöster verbindliche Schema der klosterräumlichen Anlage bereits voll ausgebildet verwirklicht hat“ [L. 1989, 98].

Andererseits bezweifelt er den aus dem ergrabenen Grundriss gewonnenen echten Kreuzgang [ebd., 107]. Er bestätigt die Vierflügelanlage, aber keinen echten Kreuzgang, zumindest nicht am Ost- und Südflügel [ebd., 109]. Warum 2007 seine Zweifel verfloren sind, ist nicht zu erkennen. Anzuführen ist, dass Lorsch I aus Holz in einer Form gebaut war, über die „wir nicht einmal im Grundriß unterrichtet“ sind [ebd., 105]. Zu beachten ist, dass die Datierung der weltberühmten Torhalle extrem schwankt: Für die einen ein Ruhmesbau für den großen Karl von 774 [wiki], für andere ein spätkarolingischer Bau aus der Zeit um 875 [weltschätze], dagegen meine Spätdatierung nach 1050 [Illig 1997, 249], während französische Bauhistoriker sie aufgrund ihrer antikisierenden Tendenzen analog zur Kathedrale von Autun (Baubeginn 1120) sogar in die Zeit nach dem großen Klosterbrand von 1090 verweisen.

Fontanella und andere

Was Fontanella (St-Wandrille) angeht, so gilt es – auf dem Pergament – als „das älteste Beispiel einer reformierten Abtei, die den Kreuzgang als neue Bauform verwirklicht hat“ [L. 1989, 182]. „Ungeklärt bleibt trotz der Detailtreue des Textes der Chronik das konkrete Aussehen dieser beschriebenen Kreuzgangsarchitektur“ [ebd., 182]. Es handelt sich tatsächlich um eine reine Literaturquelle.

Die übrigen Fundstätten, also Müstair, Kornelimumünster, St. Gallen, Hama-ge, Hersfeld – Grabungsreste „als Anhaltspunkt“ [L. 1989, 185] – und Freckenhorst werden bei Legler nicht weiter behandelt, so dass sich nur auf Tamerls Überlegungen zu Müstair [2003] verweisen lässt und zu bedenken ist, dass immer dort, wo Karolinger oder Merowinger zu gewärtigen sind, Bodenfunde sehr schnell denselben zugeschlagen werden. Umgekehrt wird ein Fälscher ‘karolingischer’ Schriften sich nicht auf ein Kloster kaprizieren, dessen junge Anfänge gut erinnert werden, sondern auf ältere seiner Art.

Der St. Galler Klosterplan

Ausschlaggebend für den ‘Quantensprung’ war lange Zeit fast ausschließlich der St. Galler Klosterplan, der in seiner ursprünglichen Fassung auf 819, in der erhaltenen Kopie auf 829/30 datiert wird. Weil in ihm gleich drei Kreuzgänge – für Mönche, Novizen und Kranke – enthalten sind, gibt es für die Forschung keinen Zweifel, dass damals der Kreuzgangsgedanke in voller Blüte stand. Allerdings: Während der Mainstream davon ausgeht, dass die Ausgestaltung dieser Idee eine viele Jahrzehnte währende Entwicklungszeit benötigte, die der Plan als Zufallszeuge bestätigt, sieht Legler die Möglichkeit, dass es sich um einen regelrechten Schöpfungsakt gehandelt hat [L. 1989, 178]. Sein Vorschlag, ihn unmittelbar auf Benedikt von Aniane und seine Reform zurückzuführen, ist allerdings von ihm selbst zurückgezogen worden [ebd., 154; jedoch 406]. Statt dessen wird Abt Haito (Heito) von der Reichenau als Urheber gesehen.

Die Paläographen berichten, dass es sich um ein auf der Reichenau entstandenes Werk zweier Verfasser handele, die in alamannischen und karolingischen Minuskeln geschrieben haben. Von der Reichenau sei der Plan nach St. Gallen geschickt worden, wobei der Widmungsbrief nur von einem Gozbert ohne Abtstitel spricht: „Bei dem Plan kann man folglich wohl eher von einer ‚Übung‘ im weitesten Sinne sprechen. Denn auch als Bauplan diene er nicht“ [Berschin].

Legler hat darauf aufmerksam gemacht, dass für alle drei Kreuzgänge auch die Arkadenstellung eingezeichnet (Titelbild), also der reine Grundriss durch ein Aufrissdetail ergänzt worden ist (dasselbe gilt – von ihm unbemerkt

– auch für die Abtspfalz). Hieran knüpft eine längere Überlegung, ob auf der Kirchenseite des Mönchskreuzgangs eine hölzerne Bank eingezeichnet ist, ob also das Kriterium einer ersten, noch provisorischen Sockelbank erfüllt ist.

Auf die Probleme mit diesem Pergament habe ich bereits vor Jahren hingewiesen, weitere sind hinzugetreten:

- Als erste Architekturzeichnung ca. 400 Jahre vor der nächsten [Illig 1996a, 262]. „Er ist die einzige große architektonische Zeichnung in Europa zwischen dem Ende des Weströmischen Reiches und dem 13. Jahrhundert“ [Plan1].
- Die Türme sind nicht vor Ende des 10. Jh. zu erwarten [Illig 1996a, 262].
- Details des Plans wirken als „Muster der Absurditäten“ und könnten den ersten fingierten Bauplan belegen [so Hoffmann 1995; vgl. Illig 1996a, 262].
- Das Kloster St. Gallen ist nicht nach diesem Plan erbaut worden.
- Das Alter des Pergaments ist nicht geprüft worden; die auf der Rückseite geschriebene Vita des hl. Martin stammt paläographisch gesehen aus dem „späten 12. Jh.“ [uni], ihre Formulierung aus der Zeit um 400 [Plan2], verrät nichts über das Alter der Zeichnung.
- Die Zeichnung des Christ-Church-Monastery, Canterbury (1150; Abb. S. 216), vermischt ebenfalls Grund- und Aufriss [L. 2007, 118].
- Der Kreuzgang von Maulbronn entspricht den Abmessungen vom St. Galler Plan sehr gut, stammt aber frühestens aus dem 12. Jh. [L. 1989, 222].

Indem Legler keinen Kreuzgang vor 800 annimmt, muss er diese Architekturzeichnung als Beleg für den ersten Kreuzgang überhaupt sehen, bei dem nur noch die Restmauer zwischen den Arkaden entfallen und die steinerne Bank eingeführt werden muss, um dem späteren Grundtypus zu entsprechen [L. 1989, 179]. Aber diese Annahme ist heikel, weil sie die zwingend zu erwartenden Vor- und Zwischenstufen für einen derartigen Idealplan einfach entfallen lässt.

Vor einem Lösungsvorschlag ist erst die weitere Kreuzgangsentwicklung und vor allem die Entwicklung des Benediktinerordens zu betrachten. Aber es darf bereits hier angemerkt werden, dass stärker als alle hier vorzubringenden Argumente zählen wird, dass sich der Kreuzgangsbau noch einmal für mehr als 150 Jahre aus Europa, bis fast zur Jahrtausendwende verabschiedet wird – ein für Legler und seine Gewichtung von Benedikt von Aniane unerklärlicher Umstand. Das erledigt außerdem einen alles Weitere erzeugenden ‘Urknall’ von 819 und reduzierte ihn, so es ihn gegeben hätte, zu einem Strohfeder.

Hier ist Werner Jacobsen [37] entgegengetreten, indem er seinen Vortrag 1999 mit den Worten einleitete: „Auch nach einem Jahrhundert intensiver kunsthistorischer Forschung liegen die Anfänge des Kreuzganges noch immer im dunkeln“, was sich auch gegen Leglers Thesen richtet. Er sieht respektive hört nicht Leglers ‘Urknall’, sondern sucht Vorläufer im 8. Jh., außerdem

Übergänge von den spätantiken oder irischen Laurenanlagen, bei denen sich einzelne Mönchsbehausungen um einen Hof gruppieren, die in Gallien bis ins 9. Jh. genutzt worden sein dürften, und von einer Klausurart, die er als „Wohnhaustyp“ bezeichnet, die neben dem St. Galler Plan noch Bestand hatte [Jacobsen, 42]. Dazu verweist er auf Lorsch vor 805, das schon Legler akzeptiert hat, auf Müstair, auf St. Alban in Mainz, auf Schwarzach, Reichenau-Mitterzell, insbesondere auf Herrenchiemsee „mitsamt einer subtilen zeitlichen Entwicklung“ [ebd., 47-52, Zitat 49]. Freilich sind alle diese Befunde über Urkundennennungen datiert.

Daneben sieht Jacobsen auch Klosteranfänge in römischen villae, wie in Pfalzel oder Schuttern, oder in römischen Thermen, wo es überall auch verbindende Laubgänge gab. Er sieht also – ohne „die alte Peristyl- und Atriumstheorie wiederzubeleben“ [Jacobsen, 55] – verschiedene Entwicklungsstränge, aus denen der St. Galler Idealplan erwächst, ohne gleich verbindlich zu werden. Aus diesen Übernahmen und Anempfindungen heraus verliert der St. Galler Plan seinen ‘Urknall’-Charakter, der dem Wesen von Architekturentwicklung nicht gut entspricht. Gleichwohl bestreitet Legler [2004, 69] mit guten Gründen und gestützt auf Viollet-Le-Duc und Meyvaert jegliches Bindeglied zur antiken Architektur, zumal ihm in Architektur und inhaltlicher Betrachtung des entstehenden Mönchtums „die Identität von ‚ordo und Ordnung‘, von Form und Funktion“ begegnet ist [ebd., 79].

Die weitere Entwicklung bis 1020 respektive 1150

Legler hat dankenswerterweise versucht, die vielen Tausende von erhaltenen und/oder berichteten Kreuzgänge über viele Jahrhunderte aufzulisten und statistisch auszuwerten, immer in dem Bewusstsein, dass die spätere Fülle kaum zu ermessen ist. Zunächst wirkt alles perfekt:

„Die Benediktiner hatten endlich ihr optimales Gehäuse, die bestmögliche ‚Werkstatt aber, in der wir das alles gewissenhaft üben sollen‘ (c. 4,78 [RB]), gefunden. Diese Werkstatt war so perfekt geraten, dass sie für weitere ca. 800 Jahre die ausschließliche Architektur ihrer ursprünglichen Schöpfer, ja sogar darüber hinaus zur obligat symbolischen Architektur für jede Form von Mönchtum im Abendland wurde und dies bis zum 16. Jh.“ [L. 2007, 36].

Da war also das Gehäuse so optimal, dass es zunächst einmal 160 Jahre niemand für nachbauenswert hält. Denn nach 840 bleibt die Zahl der ‘französischen’ Kreuzgänge bis ins 12. Jh. durchaus überschaubar. Obwohl der Spezialist den Zeitraum von 800 bis 1050 als „formative Epoche“ benennt [so bereits L. 1989, 15], geschieht nach 840 sehr wenig, im Gegenteil: Er muss von c. 840 bis 1000 von der „Dunkelzone“ sprechen, endete doch das „erste Fanal [...] so

schnell, wie es aufgetaucht war“ [L. 2007, 36]. Im Klartext: Es wird kein weiterer Kreuzgang bis 1000 genannt, weil der einzige mögliche Vertreter aus Köln von Legler selbst ausgeschlossen worden ist.

Diesen angeblich ältesten Kreuzgangsrest in **St. Pantaleon, Köln** [vgl. Illig 2007, 341 f.] führte Legler zwar 1989 [20] als ottonische Bogengalerie auf, bemerkte aber, dass die Fundamentbreite von fast 1 m keiner Arkadenstellung entspricht, so wenig wie der zugehörige, massive Stützpfeiler [L. 1989, 239]. 1995 [12] benennt er die in St. Pantaleon wiederaufgerichtete Rekonstruktion als Öffnungen des Kapitelsaals, vor denen erst ein noch nicht nachgewiesener Kreuzgang zu gewärtigen wäre. 2007 fehlt dieser Stolz Kölns bei ihm.

Bis 1020 kann der Kenner dann lediglich zwei Kreuzgänge vorstellen, die ganz allein „die formative Epoche“ vertreten müssen:

– Zum einen den „sog. Kreuzgang“ des **Priorats Charlieu**, St-Fortunat, erbaut von Abt Odilo von Cluny (994–1049) zu unbekannter Zeit. Legler gibt einen Hinweis:

„Die Kapitelle der Arkaden des frühromanischen sog. Kreuzgangs von Charlieu zeigen deutliche Verwandtschaft mit der Kapitellstruktur der spätkarolingischen Tradition. Sie könnten noch gegen Ende des 10. Jh. spätestens aber in den ersten zwei Jahrzehnten des 11. Jh. entstanden sein“ [L. 1989, 187].

Aus chronologiekritischer Sicht ist dies ein weiterer Hinweis darauf, dass die „spätkarolingische Tradition“ nichts anderes ist als vorromanische Kunst.

Hier stellt sich natürlich die Frage nach dem größten Kloster des Abendlands, nach **Cluny**, das 910 gegründet worden sein soll und in drei Bauphasen zu unüberbotener Größe angewachsen ist, wie auch seine geradezu umwerfende Kirche der dritten Bauphase erst vom 1506 begonnenen Petersdom überboten wurde (und 1789 den Revolutionären ein solches Ärgernis war, dass sie gesprengt worden ist). Doch das Zentrum des Benediktinertums kann mitsamt seiner Reformbewegung vor 1000 keinen Kreuzgang bieten: Cluny I ist uns kaum bekannt, Cluny II war aus Holz gebaut, auch der gar nicht belegte Kreuzgang, weshalb dort keine Arkadenbögen zu erwarten sind [L. 1989, 202].

Erst Odilo lässt Klausurbauten aus Stein errichten [L. 1989, 235], aber nach denen von Charlieu und damit nach 1000 [ebd., 187], für Peter Klein erst in den letzten Jahren Odilos, also vor 1049 [Klein 2004, 105]. Bei ihrer Beschreibung im späteren 11. Jh. wird übrigens kein Kreuzgang erwähnt [L. 2007, 85]. (Das unvergleichliche Cluny III wurde erst ab 1089 errichtet und steht außerhalb dieser Betrachtung.)

– Als zweiter Kreuzgang gilt **St-Martin-du-Canigou** um 1010 als bereits vollständig eingewölbt [L. 1989, 188]. Es wird gleich zu zeigen sein, dass dieser Pyrenäen-Bau womöglich zu früh datiert wird.

Zur Klarstellung: Holzgedeckt bezieht sich auf die von unten sichtbare Überdachung mit Balken, ob flach oder schräg, werden doch auch Steingewölbe mit einem hölzernen Pultdach geschützt (abgesehen von wirklich südlichen Ausnahmen wie dem portugiesischen Tomar).

Damit ist bereits die „formative Epoche“ ausgeschritten. Von 1020 bis 1150 schließt sich die „*Erste Blüte*“ an, die zum größten Teil aus Holzgedeckten, also noch nicht gewölbten Kreuzgängen bestimmt wird. Als markanter derartiger Bau mag Moissac genannt sein. Im Jahr 1100 innerhalb der kluniazensischen Abtei vollendet, gilt er als „der älteste erhaltene Kreuzgang mit figürlichem Schmuck und gleichzeitig der größte seiner Art in Frankreich“ [Klein, 15].

Lediglich drei weitere Bauten waren in diesem Zeitraum gewölbt: St-Guilhem-le-Désert, Nieul-sur-l’Autise und LePuy. Dieser letztgenannte Kathedralkreuzgang war übrigens von Viollet-Le-Duc noch für den ältesten erhaltenen Kreuzgang in Frankreich gehalten und dem 10. Jh. zugerechnet worden [L. 1989, 31]; heute rangiert er in der ersten Hälfte des 12. Jh. [ebd., 250]. Nachdem auch Nieul dem 12. Jh. angehört [ebd., 250] und in St-Guilhem der Kreuzgang wohl nach dem Chorhaupt der Kirche gebaut worden ist, „um 1100“ [Toman 1996, 164], müsste es sehr überraschen, wenn St-Martin-du-Canigou bereits um 1010 „vollständig mit Bruchsteinmauerwerk eingewölbt“ gewesen wäre [L. 1989, 188], zudem auf steilem Gelände, das nicht einmal einen rechteckigen Kreuzgang zuließ und Subkonstruktionen erforderte. Nachdem das arg verfallene Bergkloster erst Anfang des 20. Jh. „mehr vom Übereifer als vom Sachverstand geleitet“ restauriert worden ist, darf angenommen werden, dass dieses Kloster zwar weiterhin „den ältesten erhaltenen gewölbten Kreuzgang“ besitzen kann [L. 1989, 188], der aber einige Jahrzehnte jünger ist!

Wenn man bedenkt, wie spät die Wölbung im eigentlichen Kirchenbau Einzug hält – nur in den sog. Vorkirchen von Romainmôtier bald nach 1000 und von Tournus nach 1020 [vgl. Illig 2008, 95], dann lässt sich um 1000 oder vor 1030 [L. 1989, 232] noch kein gewölbter Kreuzgang mit seinen so ungleichen Widerlagern – hier massive Hochschiffswand, dort freie Arkadenstellung – erwarten. Es ist also Legler zu widersprechen, der bereits in dieser Zeit sowohl den Holzbedeckten wie den Steingewölbten Kreuzgang „in die Klosterarchitektur eingeführt und ausgebildet sieht“ [L. 1989, 188].

Damit wäre wohl Tournus, das wir von seinen frühen Gewölbten in der Vorkirche her kennen [Illig 1996a, 33], mit seinem jochweise eingewölbten Kreuzgang von 1046 der früheste Aspirant – sofern seine Datierung korrekt ist. St-Guilhem entsteht erst am Ende des 11. Jh. [L. 1989, 232], frühestes Beispiel für den Versuch, die große Arkadenöffnungen des Kreuzgangs durch Kleinarkaden zu gliedern [L. 2007, 69], bezeichnenderweise mit Biforen wie in

der Torhalle von Frauenchiemsee: Deren Entstehen wird neuerdings für ca. 780 postuliert (s. S. 217), obwohl Biforen ansonsten erst ab 1020 auftreten [vgl. Illig 2008, 106, 97].

Das ändert freilich nichts daran, dass „die ideale Ausformung des Kreuzganges“ ihren „Höhepunkt im späten 11. und 12. Jh.“ erfährt [L. 1989, 241]; erst in „der zweiten Hälfte des 12. Jh. läßt sich eine verstärkte Hinwendung zum echten steingewölbten Kreuzgang verzeichnen“ [ebd., 263]. Dieses Ergebnis mag durch die Internet-Werbung der Kleinstadt Tournus illustriert werden:

„Die Klosterkirche, der Kreuzgang, der Kapitelsaal, das Refektorium und der Vorratskeller bilden das einzige Klosterensemble, das sich aus dem 12. Jahrhundert in Europa erhalten hat“ [tournus; Übers. HI].

Da selbst Tournus für diese Gesamtheit Ergänzungen aus dem 12. Jh. benötigt, kann dies als Wink gelten, dass es keine ältere vollständige Klosteranlage gibt – trotz zahlreicher Nennungen von Merowinger- und Karolingeranlagen in den Urkunden.

Italien

Lässt sich diese Fundarmut in Italien bestätigen? Legler hat sich hier der Mühe unterzogen, den schier uferlosen Bestand aufzusuchen, zu prüfen und zu Tabellen zu verdichten. Daraus kann leicht das überraschende Ergebnis erschlossen werden. Im vermeintlichen Mutterland der Benediktiner gibt es bis 1150 nur zwölf echte Kreuzgänge:

- 6 einstöckige, holzgedeckte: *Volterre*; *Bologna*, S. Stefano; *Valpolicella*, S. Giorgio; *Verona*, S. Zeno; *S. Antimo*; *Brindisi*, S. Benedetto;
- 2 echte einstöckige, steingedeckte: *S. Venero del Tino*; *S. Fruttuoso*;
- 4 zweistöckige, holzgedeckte: *Bergamo*, S. Fermo I; *Pomposa*, Gerichtsgebäude; *Verona*, Duomo; *Siena*, S. Cristoforo [L. 1989, 302 und passim].

In den nächsten 150 Jahren bis 1300 findet Legler dagegen 73 echte Kreuzgänge, darunter 44 holzgedeckte und 22 steingewölbte (die sog. „falschen“, in Gebäude hineinverlegten Gänge sind hier weggelassen) [ebd., 302]. So zeigt sich, dass auch hier der Kreuzgang eine überraschend späte ‘Erfindung’ darstellt und dass die Entwicklung keineswegs zwangsläufig zu steingewölbten Kreuzgängen hinstrebt, sondern vor allem im Mittelmeerraum die holzgedeckten gleichberechtigt bleiben [ebd., 248]. Um so mehr würde das Pyrenäenklster St-Martin-du-Canigou mit einer vorzeitigen Wölbung überraschen.

Wenn man die wenigen Kreuzgänge des 11. Jh. und die Leere des 10. Jh. zur Kenntnis nimmt, dann werden alle Bemühungen äußerst fraglich, die Anfänge dieses Bautypus viel weiter in die Vergangenheit zu rücken. Das 6. bis 8. Jh. ist von Legler völlig zu Recht ‘ausgeräumt’ worden, aber selbst sein Beharren auf einem ‘Urknall’ oder ‘Quantensprung’ kurz nach 800 erledigt sich quasi automatisch!

Vielmehr treffen wir auf dieselbe Situation wie im Falle Karls des Großen, die Ferdinand Gregorovius beschrieben hat:

„Die Erscheinung des großen Karl konnte jetzt mit einem Blitzstrahl verglichen werden, der aus der Nacht gekommen, die Erde eine Weile erleuchtet hatte, um dann wiederum die Nacht hinter sich zurückzulassen“
[vgl. Illig 1996a, 14].

So wie der fiktive „pater Europae“ allein das Dunkel der Zeit zwischen 600 und 900 zu durchdringen scheint, so bleibt das „Fanal“ der karolingischen Kreuzgänge zunächst folgenlos. Vielmehr muss der Kreuzgang ein zweites Mal erfunden worden sein, anders wäre die anschließende Leere samt nachfolgendem Rückschritt gegenüber dem Idealplan von St. Gallen nicht zu erklären.

Nun wird in der Literatur immer wieder betont, dass der Kreuzgang untrennbar mit dem benediktinischen Klostergedanken verbunden ist. Insofern ist hier ein weiteres Mal dem Entstehen des ältesten Mönchsorden des Abendlands nachzugehen.

Die Ausbreitung der Regula Benedicti

Wer den wikipedia-Eintrag über den hl. Benedikt von Nursia aufsucht, erfährt in der englischen Fassung nicht die Spur eines Zweifels an seiner Existenz, obwohl mit Francis Clark der härteste Kritiker an einem einst leibhaftigen Benedikt aus dem angelsächsischen Raum kommt. Die deutsche Version ist etwas offener:

„Die Hauptquelle für sein Leben ist die Heiligenvita, die Gregor der Große um das Jahr 600 verfasste. In der modernen historischen Forschung wird die Historizität dieser Angaben allerdings teilweise bezweifelt, und einige Forscher gehen aufgrund des Fehlens zeitgenössischer Nachrichten sogar davon aus, dass es Benedikt niemals gegeben habe. Andere (etwa Johannes Fried) dagegen zweifeln zwar nicht an Benedikts Existenz, halten es aber für wahrscheinlich, dass Gregor, der in seinen übrigen Schriften nie auf Benedikt verweist, gar nicht der Autor der Benediktsvita sei.“

Andernorts habe ich bereits dargestellt [1993; 1994], dass seit 1945 die deutschsprachigen Benediktiner sehr kritisch mit ihrem Ordensgründer umgegangen sind und die Figur unter der Kutte gefährlich ausgehöhlt haben. Darüber hinaus verwies ich auf Clark und sein Werk von 1987: *The Pseudo-Gregorian dialogues*. In zwei Bänden hat er den Nachweis geführt, dass nicht Gregor d. Gr. die *Dialoge* um 590 geschrieben haben kann – unsere *einzigste* Quelle zum Leben des hl. Benedikt –, sondern ein Pseudo-Gregor Ende des 7. Jh. (Diese Position Clarks schreibt *Wikipedia* fälschlicherweise Fried zu.) Mich führte sie zu den Schlüssen, dass der hl. Benedikt von Subiaco und

Montecassino eine Fiktion ist und dass diese Fiktion erst im 12. Jh. geschrieben worden ist, weil erst damals die *Dialoge* stilbildend wurden und erst damals jenes dämonenverseuchte Christentum entstanden ist, für das die *Dialoge* die Grundlage bilden, und weil schließlich auch die Ausgestaltung des Fegefeuers erst damals erfolgte, obwohl Gregor als einer der Väter der Fegefeuvorstellung gilt.

Das *Biographisch-Bibliographische Kirchenlexikon* erspart seinen Leser in seinem Benedikt-Artikel von Friedrich Wilhelm Bautz [1990, mit Nachträgen bis 2009] jeden Zweifel, den Clark und die anderen gesehen und mit guten Argumenten belegt haben – erschreckendes Beispiel für die ‘Offenheit’ in zentralen mediävistischen Fragen! Immerhin hat zwei Jahre nach mir Fried in seiner Philippika gegen meine These und gegen mich (als den Urheber der „Karlsruhe“) eingeräumt, dass es Parallelen zu der „in die Irre führende, unzulässige Illusion“ der „Karlsruhe“ gibt:

„Als Beispiele erinnere ich an die unlösbaren Schwierigkeiten mit dem Leben des hl. Benedikt, wobei die Meinungen der Historiker zwischen den Extremen ‚pure Erfindung‘ und ‚sichere Quelle‘ schwanken“ [Fried 1996, 312, Fn. 50].

In *Schleier der Erinnerung* hat Fried die Thematik neuerlich aufgegriffen und sie auf seine spezifische Weise behandelt. Er stellt Clarks Thesen vor, gibt aber dessen Kritikern recht, um sich gleich darauf daran zu erfreuen, wie ungreifbar dieser Benedikt ist, worauf er ein Fazit zieht, das eher paradox wirkt:

„Wie nämlich eine ideale Mönchs- und Abtsgestalt entstand, welche symbolische Bedeutung ihr zu ihrer Zeit in ihrer Umwelt zukam, wie sie dann literarisch von Fremden aufgenommen wurde und dabei historisch zu wirken begann, indem ihre Fiktionalität nicht mehr erkannt und für Wirklichkeit gehalten wurde, und wie diese irrealen Realität endlich an ihren Ursprungsort zurückkehrte, um dort verspätet ins Leben zu treten“ [Fried 2004, 374 f.].

Diese dunkle, auch aus ihrem Zusammenhang heraus kaum verständliche Passage hält immerhin sämtliche Interpretationsmöglichkeiten offen. Deutlicher gesagt: Benedikt ist eine Erfindung des *Dialoge*-Schreibers, der nicht Ende des 7. Jh., sondern nach hier vertretener Meinung im 12. Jh. geschrieben hat. So bleibt die Klostergründung von 529 auf dem Monte Cassino Fiktion. Erhard Kästner hat schon vor Jahrzehnten darauf hingewiesen, dass dieses Gründungsjahr nur eine symbolische Jahreszahl sein kann, die dazu gedient hat, den Untergang antiker, heidnischer Bildung mit dem Erblühen christlicher Denkungsart nahtlos in eins zu setzen. Der *Kulturfahrplan* bestätigt dies für das Jahr 529, ohne es zu bemerken:

„Kaiser *Justinian* läßt Redner- u. Philosophenschulen in Athen schließen. Äußerliches Ende der direkten Tradition d. klass. griech. Philosophie. *Benedikt von Nursia* grdt. d. Kloster Monte Cassino (Mittelitalien), den Ursprung d. europ. Mönchswesens.“ [Stein, 344]

Fiktion ist der Tod Benedikts (547), Fiktion die baldige Klosterzerstörung durch die Langobarden (577), Fiktion das anschließende ‘Stadtexil’ der überlebenden Mönche im Lateran. Ebenso Fiktion ist die neuerliche Blütezeit von 717 bis 883, beendet durch die Brandschatzung der Sarazenen. Über den eigentlichen Beginn des Klosterlebens wagt nicht einmal die offizielle Website der Abtei Montecassino eine klare Aussage, sondern belässt es bei „Mitte des 10. Jh.“ [abtei]. (Die offensichtlich unzuverlässige Abtliste [wiki] springt 948 vom angeblichen Exilkloster in Capua nach Montecassino.)

Gegner des erfundenen Mittelalters müssten hier versuchen, mit Gegenbeweisen für einen blühenden Benediktinerorden ab 529 vorzutreten. Doch Legler, der kritische Benediktiner wie Hallinger zitiert, aber nicht an Benedikt rüttelt, kann dem Orden trotzdem kein gutes Zeugnis ausstellen:

„Die von den zuständigen Forschern dieser Materie formulierte Erkenntnis, daß es in der Zeit von 600 bis zum Jahre 816 kein echtes Benediktinertum und schon gar keinen Benediktinerorden gegeben hat, dürfte wenig ermutigend sein für alle jene, die an die Existenz früher Vorläufer der klosterräumlichen Anlage glauben wollten und eine in der Zeit gewachsene direkte Ableitung dieser bezwingenden monastischen Bauform von spätantiker Architektur postuliert haben“ [L. 1989, 151].

„Ein Blick auf die Geschichte des Benediktinertums führte aber zu der überraschenden Einsicht, daß es abgesehen von der kurzen Zeit auf dem Monte Cassino vor dem Jahre 816 überhaupt kein reines Benediktinertum, also kein zur Entwicklung der klosterräumlichen Anlage befähigtes Mönchtum, gegeben hatte. Also hat man, verleitet durch die voreilige Frühdatierung, vor den ersten Jahrzehnten des 9. Jh. etwas gesucht, was es nicht gegeben hat und vermutlich nicht geben konnte“ [ebd., 178].

Alle Annahmen beruhen „auf der stillschweigenden Voraussetzung, in den Jahrhunderten zwischen Benedikt von Nursia und Benedikt von Aniane habe es ein Mönchtum gegeben, das ganz in der Tradition des abendländischen Mönchsvaters stand, so dachte und so lebte wie Benedikt von Nursia und sein Konvent in Monte Cassino im 6. Jh. Aber eben diese Prämisse entbehrt jeder Grundlage“ [ebd., 145].

Hier wird ein Junktim sichtbar, die

„von niemandem ernsthaft in Zweifel gezogene, stillschweigend akzeptierte Einsicht, daß der Kreuzgang als Bautypus ausschließlich im Bereich des benediktinischen Mönchtums entstanden war“ [ebd., 212].

Weil dieser Orden aufs engste mit dem um einen Kreuzgang als zentralem Gliederungselement des Klosters verbunden ist, gilt:

„Die Verflechtung von Lebens- und Kunstform ist solchermaßen Eins, daß uns dies erlaubte, von der realhistorischen Situation des Benediktinertums aus auf die Nichtexistenz der klosterräumlichen Anlage vor dem 9. Jh. zu schließen. Der Vorgang ist aber reziprok“ [L. 1989, 195].

So ist festzuhalten, dass es bis ca. 800 weder eine ordenstypische Klosteranlage rings um einen Kreuzgang gibt, noch einen Orden, der solch eine Anlage hätte entwickeln können. So fehlt nur noch ein Blick auf die *Regula Benedicti* (RB), auf das Jahrtausendwerk eines vermeintlichen Benedikts aus Nursia. Ist hier etwas über die Architektur, gar über den Kreuzgang enthalten?

„Daß die RB keinerlei Angaben über die Klosterarchitektur macht und bestenfalls ein loses Bauprogramm beinhaltet, ist spätestens seit Dehlinger [1936] eine viel bemerkte Tatsache“ [L. 1989, 151].

Der 'Erfinder' Benedikts, der bislang namenlose Schreiber der *Dialoge*, befasst sich wenig mit Architektur, benennt er doch an Gebäuden nur Oratorium, Speisesaal und Gästeunterkunft, als der hl. Benedikt den Bauplan von Kloster Terracina zeichnet [*Dialoge* II,22,1], wie er auch die RB nur in einem einzigen Satz erwähnt: „Er schrieb eine Regel für Mönche“ [ebd., II,36,1]. Für Legler [1989, 141] bleibt unter Rückgriff auf Hallinger OSB die

„Erkenntnis, daß Gregor sich auffällig wenig um die RB kümmert, ..., daß Gregor selbst im zweiten Buch seiner *Dialoge* mit der RB sich weder beschäftigt, noch kaum je ernstlich von ihr Notiz nimmt“.

Erklärt wird das damit, dass die Zeitspanne vom 6. Jh. bis gegen 800 als „Mischregel Epoche“ gilt [ebd.; auch L. 1989, 137], in der niemand in der Kategorie einer einzigen Regel dachte, sondern in der jeweiligen Mönchsregel, deren uns bekannteste die des hl. Columban ist. Doch es bleibt das völlige Auseinanderfallen der klösterlichen Ziele bei Iren und Benediktinern: hier Arbeit und Sesshaftigkeit, dort Askese und vagierende Mission. Insofern lässt sich für diese „reichlich 200 Jahre“ von der „Nichtexistenz des reinen Benediktinertums“ sprechen [L. 1989, 139].

Wann dürfen wir dann die Benediktiner als Orden mit eigener Regel erwarten? Für Legler ist die Antwort klar: Erst das Auftreten des zweiten Benedikts, jenes von Aniane, bringt uns zum eigentlichen Benediktinerorden. Damit diese Neuerung oder Erneuerung überhaupt stattfinden kann, braucht es freilich wenigstens *ein* Kloster:

„Nirgends im christlichen Abendland existierte ein Kloster, in dem die benediktinische Tradition in ihrer ursprünglichen Reinheit wie in den Tagen des hl. Benedikts weitergelebt hätte“ [Semmler 1963, 67, laut L. 1989, 145].

„Die innere Geschichte des Benediktinertums hellt schlaglichtartig auf, daß es bis 816 weder einen im eigentlichen Sinn des Wortes verstandenen Benediktinerorden gab, noch ein im Geiste Benedikt von Nursias gelebtes Benediktinertum, von zugestandenen Einzelfällen, wie z.B. Aniane, abgesehen“ [L. 1989, 138; Hvhg. HI].

So kann der Sohn eines westgotischen Grafen Kriegsdienste unter Pippin d. J. und Karl d. Gr. leisten und später auf Grundbesitz seines Vaters sein eigenes Kloster Aniane gründen, dem er nicht mehr als getaufter Witiza, sondern als Abt Benedikt (von Aniane) vorsteht. Er berät Ludwig den Frommen, damals noch Unterkönig von Aquitanien, und Karl d. Gr. und wird nach dessen Tod unter Ludwig Reichsabt sowie Abt von Inden, dem Kloster im heutigen Aachener Stadtteil Kornelimünster. Bereits 816 verfügt wegen ihm die Aachener Synode, dass nur noch *eine* Regel im Reich gelten solle, die Regula Benedicti. Dieser Durchbruch wird als „anianische Zäsur“, als „die zweite Geburtsstunde des Benediktinerordens“ bezeichnet [L. 1989, 148], ja sogar als erste, verlegen doch „manche Forscher [...] die Geburtsstunde des Benediktinertums auf dieses Jahr 816“ [L. 1995, 9]. Hier muss allerdings daran erinnert werden, dass bereits 802 unterm großen Karl „bereits einmal die Benediktregel zum alleinigen Lebensgesetz des fränkischen Mönchtums erklärt wurde“ [Schieffer, 97; dito Braunfels, 73]. Insofern scheint hier eine schöne Doppelung von Nursia und Aniane zur Bekräftigung des Benediktinertums vorzuliegen.

Das Kloster in Aniane hatte „als eines der größten im Frankenreich bald schon 300 Mönche und eine beispielhafte Ausstrahlung“ [Heiligenlexikon]. Und wir würden den Orden nunmehr wirklich aufblühen sehen – jedoch: „Nach dem Tode (821) des Motors und Mentors der Reform scheint deren Erfolgswelle wieder sehr schnell verebbt zu sein [L. 1989, 199].

„Die Reform blieb nicht ohne Widerstand, der sich nach Benedikts Tod noch verstärkte. Während sich in seiner Heimat in Südfrankreich eine begrenzte Verehrung entwickelte, geriet seine Grabstätte in Aachen in Vergessenheit. Sie wurde bis heute nicht gefunden“ [aniane].

„Der Fortgang der historischen Entwicklung [...] waren [sic] der Stabilisierung der Ergebnisse der anianischen Reform nicht hold. Es dauerte fast ein Jahrhundert, bis sich über ein persönlich von Benedikt von Aniane reformiertes Kloster im Jura [Baume-les-Messieurs] – 910 mit der Gründung von Cluny – das reformierte Benediktinertum endgültig im Abendland durchsetzte“ [L. 1995, 9].

Demnach können die Benediktiner auch in den 90 Jahren zwischen Benedikts Tod und Clunys Gründung ihre Ordensbewegung nicht ausweiten. Wo künden Klosterüberreste aus dieser Zeit von einer Expansion?

Da will ein weiterer Blick auf die *Regula* geworfen sein. Eigentlich war sie nun Reichsrecht und für alle Klöster zwingend. Ursprünglich war sie und

der jeweilige Abt die Instanz für die Mönche. Doch in den großen Klöstern übernahm die *Consuetudo*, besser gesagt übernahmen die *Consuetudines*, also die Gebräuche, die Rolle des Abtes [L. 1989, 152]. Hier wurde auch das Zusammenspiel zwischen RB und der klösterlichen Architektur geregelt. Frühestes Beispiel dafür sind die *Consuetudines Farvenes*, also jene des Klosters Farfa von ca. 1042 [ebd., 152]. Auch daraus ist weder für eine frühe Durchsetzung des St. Galler Idealplans noch für die frühe Einführung des Kreuzgangs etwas zu gewinnen. So wundert Leglers einschlägige Anmerkung nicht:

„Die sofortige Durchsetzung auch der architektonischen Vorstellungen von Benedikt von Aniane war nach dessen Tod schwerer Behinderung ausgesetzt“ [L. 1989, 200].

Legler hat eine Zeitlang die Hypothese vertreten, dass Benedikt von Aniane selbst der Urheber des St. Galler Plans gewesen sei. Aber auch ohne sie gilt: Wenn sein oder der Plan für 90 Jahre ein unbeachteter Entwurf bleibt, muss diese allzu lange Zeitdauer abgeschwächt werden:

„Keine hundert Jahre sind seit dem Tode Benedikts von Aniane und der Gründung des ersten von einer Reihe von Reformzentren vergangen. Zwischen 909 und 940 vollzog sich die erste Welle dieser zweiten großen Reform des Benediktinertums: Cluny 909, Brogne 920, Gorze 933, Fleury und Glastonbury 940“ [ebd.; Hvhg. III].

Es sollte also „die Bedeutung der anianischen Reformation praktisch erst im 10. Jahrhundert voll zum Tragen kommen“ [L. 1989, 53] – und Cluny ist als eigentlicher „regelrechter Nachfolger der anianischen Vorstellungen“ zu verstehen [L. 1989, 200]. Wenn Clunys Abt Odo eine *Occupatio* verfasst, dann dürften seine Vorstellungen nicht allzusehr von denen Benedikts von Aniane abgewichen sein, sind doch „die engen geistigen Beziehungen zwischen Anianischer Reform und Altcluny schon von Albers [1905] aufgezeigt worden“ [ebd., 164]. Hier wird endlich Wollasch [1996] verständlich, der Cluny und seiner Reformbewegung ein ganzes Buch widmet, ohne angeben zu können, worin diese Reform – außer juristischen Regelungen – bestanden hat.

Zusammenfassung und Ausblick

Somit haben wir bei den Benediktinern eine ähnliche Entwicklung wie bei ihrer Architektur: Ausgehend von einem fiktiven Begründer im 6. Jh. kann sich der Orden nicht nur nicht entfalten, sondern blüht allenfalls im Verborgenen. Dieser Zustand hält über 200 Jahre, bis 802 (Karl d. Gr.) respektive 816 an, als Kaiser Ludwig der Fromme einen zweiten Gründer zum Reichsabt erhebt und dessen Bemühungen um eine einzige Klosterregel durchsetzt (Synoden von Aachen). Zwanzig Jahre nach diesem scheinbar zukunftsweisenden „Fanal“ erstirbt dieser Impetus für weitere 90 Jahre, bis er nach 910

plötzlich in praktisch unveränderter Form zu wirken beginnt und nun in Gestalt der kluniazensischen Reformbewegung das Abendland erfasst.

Dieses Geschehen bleibt mit seinem scheinbar jähen Aufflackern, mit seinen Strohfeuern von 529, 802 und 816 unverständlich. Unter der Prämisse einer Phantomzeit im frühen Mittelalter ergibt sich zwanglos, dass die angebliche Gründung durch Benedikt v. N. und die neuerliche Gründung unter Benedikt v. A. Verdopplung und Verdreifachung der kluniazensischen Klosterbewegung sind. Damit verlagert sich das Entstehen des Benediktinerordens von Italien ins Frankreich des 10. Jh.

Fleury bzw. St-Benoît-sur-Loire

Das ist bereits durch den Mythos geleistet worden, der davon spricht, dass die sterblichen Überreste des hl. Benedikts 673 durch den hl. Aigulf aus dem verwüsteten Montecassino in eines der ältesten Benediktinerklöster Galliens, Fleury verbracht worden sein sollen. (Die Reliquien der nur aus den gregorianischen *Dialogen* bekannten Zwillingsschwester von Benedikt, Scholastika, wurden ebenfalls durch Aigulf nach Le Mans und Juvigny überführt.) Freilich lagen auch auf dem Monte Cassino die sterblichen Überreste der beiden heiligen Geschwister, wie das Bombardement im Zweiten Weltkrieg aufdeckte. Einen deutlichen Hinweis gibt obendrein der Name Aigulf des Reliquienüberträgers; denn so heißt auch der Vater Benedikts von Aniane [bautz].

Fleury ist schließlich in St-Benoît-sur-Loire umgetauft worden. 1067 ließ sein Abt Wilhelm dem hl. Benedikt v. N. zuliebe die Krypta für die Reliquien, den romanischen Doppelchor, Querschiff und den Portalturm bauen (geweiht 1108; das Langschiff entstand erst gegen 1150 [Toman, 129; wiki → Fleury]). Der Reliquienschrein des Heiligen ist verschwunden.

Cluny

Cluny sollte die Reform kraftvoll vorantreiben. Herzog Wilhelm von Aquitanien stiftete am 11. 9. 910 das Kloster – eine mit Sicherheit falsche Urkundenangabe, weil Datum und Wochentag nicht zusammenpassen [Wollasch, 19]. Insofern ist das Gründungsjahr 910 durchaus ungesichert. Der Herzog schloss jede weltliche Gewalt (Exemtion) und jede geistliche Gewalt über das Kloster respektive seine inneren Angelegenheiten aus (Immunität), gestattete den Mönchen freie Abtswahl und unterstellte das Kloster direkt dem Papst. Wirtschaftliche Nutzung war nicht vorgesehen. So wurde aus der unbedeutenden, archäologisch kaum nachgewiesenen Ansiedlung Cluny I [arge] ein Kloster mit 400 Mönchen, dem in der höchsten Blüte 20.000 Mönche und 1.200 Klöster unterstanden. Seine im 10. und 11. Jh. überraschend lang regierenden Äbte – wurde die Zeit zwischen Gründung und Maiolus gestreckt? – waren u.a. auch Berater der ottonischen Könige.

- 910– 927 Berno
- 927– 942 Odo
- 942– 964 Aymardus
- 964– 994 Maiolus, Begründer von Kirche II;
- 994–1049 Odilo: gestaltet Kloster II von Holz- in Steinbau um;
- 1049–1109 Hugo I., der ab 1088 die dritte Kirche errichten lässt.

Abt Maiolus soll die Bauphase II von Kloster und Kirche eingeleitet haben [Wollasch, 75]. Klar tradiert ist nur die Weihe der Klosterkirche II im Jahre 981, damals aber noch ohne die Mittelschiffswölbung, die dem Bau gerne von Anfang zugeschrieben wird.

Am bemerkenswertesten aus unserer Sicht ist der heilig gesprochene Odilo. Er erhielt (neuerlich oder als erster?) die päpstliche Freistellung vom Diözesanbischof, vermehrte die Zahl der von Cluny geleiteten Klöster von 35 auf über 70 und ließ den hölzernen Klosterkomplex in Stein neu aufführen. Er beriet Kaiserwitwe Adelheid, deren Vita er schrieb, und Otto III., unterstützte die Kaiser Heinrich II., Konrad II. sowie Heinrich III. und hielt Kontakt mit den Königen von Frankreich, Ungarn, Navarra und León.

Cluny selbst hielt sich nicht an Benedikts „ora et labora“, verzichtete es doch seit seiner Gründung auf wirtschaftliche Nutzung, pflegte exzessiv Gebet und Liturgie und ließ Handarbeit von Laienbrüdern (Konversen) verrichten. Für seine Priorate und Abteien galt die sog. Reform von Aniane.

Cluny hat aber noch einen Vorläufer von kurzer Dauer, das bereits genannte Kloster Baume-les-Messieurs im französischen Jura [wiki]:

„In Baume-les-Messieurs liegt die Benediktinerabtei Saint-Pierre, die 909 gegründet wurde. Sie ersetzte das Kloster Baume-les-Moines, das im 6. Jahrhundert vom irischen Mönch Kolumban von Luxeuil gegründet worden war. Nachdem das Kloster von den Sarazenen und den Normannen verwüstet worden war, wurde es von Abbé Bernon wieder aufgebaut. Er verließ Baume-les-Messieurs 910 und gründete die Abtei von Cluny“.

Hier tritt zusammen, was zusammengehört: Ein Kloster von Kolumban (540–615), der von 590 bis 610 die Franken missioniert und zahlreiche Klöster gemäß seiner irischen Klosterregel gegründet hat, wird von Benedikt von Aniane nach seiner Regel reformiert. Nach den obligaten Zerstörungen durch Sarazenen *und* Normannen muss es 612||909 neu gegründet werden. Sein Gründerabt wechselt ein Jahr später ins neugegründete Cluny, das sich nach Benedikts Regel richtet. Streichen wir die Phantomzeit samt Benedikt von Aniane, dann wird aus einem irischen Kloster nach nur kurzer Dauer im 7.||10. Jh. ein Benediktinerkloster.

„Weder der früheste noch der dem Hl. Petrus geweihte Kirchenbau Bernons, der das Kloster zur ersten Blüte führte, sind bekannt. Das erhaltene 70 m lange Gotteshaus ist aus einer Epoche nach Bernon“ [Aubert, 524].

Archäologische Funde aus den letzten Jahren sind nicht eruierbar. Und das karolingische Kreuz des Klosters [Schulze-Dörrlamm] ist wegen seines tassilonischen Tierstils nicht im 8. Jh., sondern um 1000 anzusiedeln [vgl. Illig/Anwander, 560]. Insofern bleibt für die Ordens- und die Architekturgeschichte ein ursprünglich irisches Kloster, das nach kurzer Zeit als benedikтинisches Kloster weitergeführt wird.

Spätestens ab Odilos Abtszeit werden Cluny und der Benediktinerorden von meinen Überlegungen nicht mehr berührt.

Weiterungen

Die Datierung des St. Galler Klosterplanes

Die traditionelle Entstehungszeit des St. Galler Riesenpergaments (beachtliche 112 x 77,5 cm) kann nicht gelten, da sie die Vorläufer zu weit in die Vergangenheit zurückdrängt und keine direkten Nachfolger zu erkennen sind. Deshalb muss eine Alternativdatierung gesucht werden. Dabei gibt uns mangels Besserem die paläographische Bestimmung des rückseitigen Textes (Martins-Vita) die Datierung auf vor 1200. Doch wie viele Jahre davor?

- Die eingezeichneten Türme verweisen auf eine Zeit nach 980,
- Alle drei eingezeichneten Kreuzgänge sind mit einer Mischung aus Arkadenstellungen und Wandkompartimenten wiedergegeben, also noch nicht mit einer durchgehenden Arkadenabfolge [L. 1989, 235]. Das bringt sie zu den Anfängen der gebauten Kreuzgänge.
- Im Hauptkreuzgang ist auf der Kirchenseite links und rechts eine Linie eingezeichnet, die Legler als Holzbank deutet. Eine mobile Bank auf nur einer Kreuzgangsseite verweist den Plan in die Anfänge des Kreuzgangs.
- Einstimmigkeit herrscht darüber, dass der Westchor des Alten Doms zu Köln sehr starke Ähnlichkeiten mit dem auf dem Plan hat. Freilich ist die Datierung dieses direkten Vorgängerbaus des gotischen Doms höchst umstritten: Sie reicht von 800 über 875 und 960 bis ans Ende des 10. Jh. Die karolingischen Ursprünge sind den Schriftquellen (und dem Sensationismus eines Sven Schüttes) geschuldet [vgl. Illig 2007], während der Architekturhistoriker Binding für Mitte des 10. Jh. plädiert hat. Hugo Simon kann in Kombination von Baubefund und Analyse einer Dom-Abbildung im Hillinus-Codex diesen auf 1007/08 datieren und die Frage aufwerfen, ob nicht der Westchor wie auch die Seitenschiffe unter Erzbischof Heribert (999–1021) gebaut worden sind [Simon]. Das würde das gesuchte Zeitfenster auf die Jahre zwischen 999 und 1007 einengen.
- Als Argument ausgedient hat der sog. Kreuzgangsrest von St. Pantaleon in Köln, der bei 965 gesehen worden ist. Die

„Folge von Kleinarkaden auf typisch mittelalterlichen Miniaturstützen über einer hochgezogene Sockelbank, z.B. St. Pantaleon, erfolgte aber erst relativ spät, wahrscheinlich nicht vor dem 10. Jh.“ [L. 1989, 246].

Da Legler heute in ihm die Reste des Kapitelhauses sieht, darf die skizzierte Entwicklung noch später, erst nach 1000 eingesetzt haben.

- Der Plan greift nichts von dem auf, was in einem – herkömmlich datierten – Aachen gerade erst fertiggestellt worden wäre: herrscherliches Westwerk, Westfassade, Atrium, lange überdachte Prozessionswege [L. 1989, 160], obwohl Benedikt v. A. Reichsreform dank Karl d. Gr. und/oder Ludwig dem Frommen durchgeführt worden sein soll. So ließe sich schließen, dass bei Planerstellung Aachen noch nicht gebaut war.

Bei Würdigung aller Punkte kommt für den Entwurf des Klosterplans nur die Zeit dicht bei 1000 in Frage. Auch in diesem Fall wäre er – aufbauend auf den uns kaum bekannten hölzernen Frühformen – nach wie vor ein genialer Wurf für die Gesamtkonzeption eines Klosters, der leider nie realisiert worden ist. Insofern behielt Legler recht mit seiner Einschätzung eines „Urknalls“ anstelle einer durch v. Schlosser vertretenen „mehrhundertjährigen konstanten Entwicklung dieses klosterräumlichen Schemas“ [L. 1989, 123] – allerdings fast 200 Jahre später als bislang gedacht. Als Auftraggeber käme, wenn es bei der Entstehung auf der Reichenau bleibt, der dortige Abt Witigowo (ab 985) in Frage, der so baufreudig war, dass er wegen seiner Geldausgaben 997 zurücktreten musste (wohl „vom *Bauwurm* befallen“ wie Barockkäfte [Hier-Deronco, 11]). Sein zeitgenössischer Biograph Purchart bezeichnete ihn als „rechte Hand“ Kaiser Ottos III.

Allerdings: Nachdem alle Forscher von einer Kopie ausgehen, ist zu fragen, ob zwischen Entwurf der Planung und der vorliegenden ausgearbeiteten Kopie nicht deutlich mehr als die bislang veranschlagten zehn Jahre liegen. Bei der Kopie geht man davon aus, dass der Kernbereich mit Kirche, Kreuzgang und Klausurgebäuden als erstes entstanden ist und dann erst durch Annäherungen weiterer Pergamente auf die erhaltene Größe gebracht worden ist.

Die Bezeichnung „Benediktiner“

Bislang schien klar, dass der älteste Orden Europas genauso wie Dominikaner oder Franziskaner nach ihrem Ordensgründer benannt wurden, zumal schon Benedikt von Aniane sich auf den ersten von Nursia bezogen zu haben schien. Wenn sich beide als fiktive Gestalten herausstellen, dann fehlt nicht der Ordensgründer als solcher – der ist in Cluny zu suchen und kann Abt Berno oder auch Abt Odo gewesen sein –, sondern der Namensgeber. Allerdings liegt im Falle von Benedictus ein sprechender Name vor, wie Gregors *Dialoge* [III:1; vgl. etal] gleich eingangs hervorheben: „Der Gnade und dem Namen nach war ein Gesegneter.“ Also der Gesegnete, der Gebenedeite, der

Gepriesene (vgl. auch S. 155). Das Wort kommt aber auch mehrfach in der Liturgie vor, etwa am Ende des *Sanctus*: „Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn“ (*Benedictus qui venit in nomine Domini*).

Weiter ist das *Benedictus* ein Lobgesang, der im Stundengebet in den *Laudes* der Benediktiner feierlich gesungen wird. Er leitet sich aus dem Lukasevangelium her [Lk 1,68-79]. „Als Höhepunkt der *Laudes* bildet das *Benedictus* das liturgische ‚Gegenstück‘ zum *Magnificat* der *Vesper*“ und beginnt mit: Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels! [wiki]

Insofern ließen sich gute Gründe dafür finden, warum der Orden eine *Regula Benedicti* erhielt. Im Übrigen bleibt er auch bei seiner Gründung im 10. Jh. der älteste Mönchsorden des Abendlandes. Allerdings widersprechen dem in gewisser Weise die *Dialoge*, benennen sie doch bereits vor Gründung von Montecassino einen Abt Adeodatus [II,1,5] und Benedikts Eintritt ins Kloster Vicovaro, dessen Mönche ihn wegen seiner Strenge alsbald vergiften wollten [II,3,3]. So geht der *Dialoge*-Verfasser bereits von einem blühenden Mönchs- und Klosterleben aus.

Geschichte des Benediktinerordens

Seit 60 Jahren haben die benediktischen Gelehrten kritisch das Entstehen ihres Ordens hinterfragt. Dabei sind die ersten drei Stätten der Ordensbildung: Subiaco, Vicovaro und Montecassino in Frage gestellt worden. Hin-fällig wird die symbolträchtige Klostergründung von 529, das Stadtextil in Rom, die neuerliche Blüte von 717 bis 883 samt neuerlicher Zerstörung, 883. Insofern begann benediktinisches Leben in Italien erst Mitte des 10. Jh.

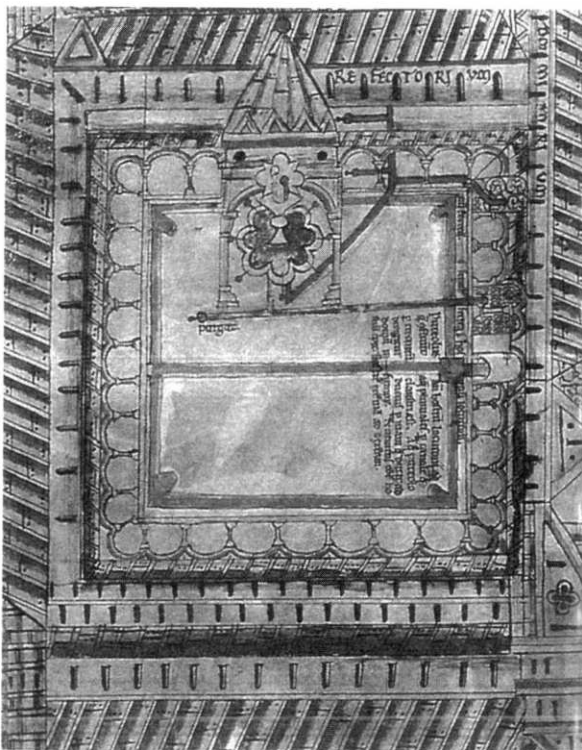
Gleichfalls entfällt die sog. „Mischregelperiode“ zwischen ca. 600 und 800, die angesichts konträrer Zielsetzungen schwer vorstellbar wäre. Vielmehr gab es bis 614 eine kurze Zeit der irischen Mission ohne Benediktiner, gefolgt vom kluniazensischen Aufschwung. Da die Iren auch später noch auf dem Kontinent aktiv waren, mag es seltsame Mischregeln gegeben haben, so sie nicht im Nachhinein erfunden worden sind.

Clunys Gründung muss nicht 910 oder 911 erfolgt sein. Der Tod seines Gründers, Wilhelm I. von Aquitanien, genannt der Fromme, wird bei 918 gesehen. Wenn wir bei ihm bleiben, sind auch die Jahre bis 918 möglich, während der erste Aufschwung unter Abt Odo bis 942 stattgefunden haben mag. Spätesten ab Odilo bleibt es bei der bekannten Geschichte des Klosters.

Der Rückbezug auf die Regeln Benedikts von Ariane und Benedikts von Nursia wirkt wie der Gewinn ehrwürdiger Tradition gegenüber allen Konkurrenten, etwa den bald danach auftretenden Augustinerchorherren, die aber erst im späteren 11. Jh. ihre einheitliche Regel bekamen. Auch das dem hl. Benedikt von Nursia zugeteilte Sterbedatum gehört zu dieser Traditionsgewinnung, ist doch der 21. 3. als Tagundnachtgleiche Dreh- und Angelpunkt

für Kalender- wie für die kirchliche Osterrechnung. Das angebliche Stammkloster auf dem Monte Cassino bildet sich erst ab 950 und scheint wenig erfolgreich zu sein, wenn man den erst viel später einsetzenden Kreuzgangsbau zum Maßstab wählt.

Das korrespondiert mit der kirchlichen Situation in Mittel- und Oberitalien. Abgesehen von Rom selbst, das romanische Kirchenbauten besitzt, die zum Teil als karolingische ausgewiesen werden [Illig 1996b], setzt hier der Großkirchenbau erst mit dem Jahr 1063 ein, als der Dom zu Pisa begonnen wird, während die heutige Markuskirche in Venedig im Bau ist. Dieser 'Startpunkt' liegt deutlich hinter denen von Frankreich und Deutschland, der hier schon knapp vor 1000 anzusetzen ist und wegen Karolingisierungen bislang noch viel früher gesucht worden ist.



Kreuzgang in Grund- und Aufriss; Canterbury, Christ-Church-Monastery, Detail des Wasserplans, um 1150 [L. 1995, Frontispiz; L. 2007, 118] (vgl. S. 200)

Bayrischer Ausklang

Die Überlieferung kennt zahlreiche Benediktiner- und auch Mischregelklöster in Altbayern, die uns frühe Klosterbauten, insbesondere Kreuzgänge hinterlassen haben könnten. Nachdem Anwander und ich [2002] eine bayernweite Untersuchung vorgelegt haben, lässt sich über den archäologischen Befund auf diesem Gebiet befinden. Urkundliche Nennungen und Extrapolationen:

508 Scheyern (plausibler 1076/77)	753 Wessobrunn
600 Weltenburg (irisch)	760 Ilimünster
730 Freising, zwei Klöster vor ~	762 Schäftlarn
731 Niederaltaich	763 Scharnitz
739 Benediktbeuern	764 Ottobeuren
739 Regensburg, St. Emmeram	766 Metten
740 Chiemseekloster	772 Schlehdorf
741 Niederalteich	779 Schliersee, vor ~
746 Tegernsee (alternativ 765)	780 Münsterschwarzach
748 Isen, vor ~	782 Chiemseekloster
749 Otting (Waging)	788 Moosburg, vor ~
750 Thierhaupten	788 Münchsmünster, vor ~
750 Staffelsee	788 Pfaffenmünster, vor ~

Die Liste fürs 8. Jh. ist selbst vom Umfang her wenig wert, da die meisten Gründungen auf schwankendem Boden und in vager Zeit errichtet worden zu sein scheinen [Spindler, 204-226; Illig/Anwander, passim; Wikipedia-Einträge].

Nach der Agilolfingerzeit und dem großen Klostergründer Tassilo III. geht es nicht mehr voran, sondern bergab. „Aufs Ganze gesehen ist im karolingischen neunten Jahrhundert eine absteigende Linie in der monastischen Entwicklung feststellbar“ [Spindler, 464]. Gab es unter Ludwig dem Frommen noch 15 Reichsabteien, gibt es um 900 nur noch etwa sechs solche Klöster; „im Laufe des zehnten und elften Jahrhunderts kamen noch einige hinzu“ [ebd., 465].

Anwander und ich haben für die Zeit bis 911 gezeigt, dass es keine Klosterüberreste gibt, schon gar keinen Kreuzgang – mit Ausnahme von Frauen- und Herrenchiemsee. Allenfalls dort schienen Klostergebäude samt Kreuzgang schon im späten 8. Jh. nachweisbar. Aber schon vor uns hat Legler an dessen Ausgrabungen und Nachprüfungen fundamentale Kritik geübt:

Bei der von Milošević auf Frauenchiemsee ergrabenen Anlage fehlt „für eine komplette geschlossene Vierflügelanlage im 8. Jh. jedoch [...] jegliche Spur“ [L. 1989, 406]; Dannheimers 40 Jahre spätere Interpretation [2005] ohne weitere Grabung hat keine bessere Basis [Illig 2008, 76]; zudem wäre nördlich der Alpen der Kreuzgang ‘im Prinzip’ südlich der Kirche zu erwarten [zu den Ausnahmen L. 2007, 43].

Auch für Kloster Herrenchiemsee des 8. Jh. vermisst Legler den entsprechenden Nachweis für einen Kreuzgang, hatte es doch selbst für den Ausgräber Dannheimer

„ganz den Anschein von baulich miteinander verbundenen langgestreckten Einzelbauten, die um einen mehr oder weniger rechteckigen Hof angeordnet worden waren [L. 1989, 407].

18 Jahre später hat Legler sein Urteil noch einmal bestätigt [L. 2007, 24]. Damit ist klargestellt, dass auch auf den Chiemseeinseln keine Kreuzgänge vor 1000 entstanden sind [Illig 2008, 116 ff.].

Literatur

Abtei = http://www.officine.it/montecassino/main_d.htm

aniane = <http://www.orden-online.de/wissen/b/benedikt-von-aniane/>

arge = <http://www.arge-projekte.at/proj5.html>

Aubert, Marcel (²1973): *Romanische Kathedralen und Klöster in Frankreich*; Wiesbaden

Bautz = *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* online. Artikel von Friedrich Wilhelm Bautz über den hl. Benedikt

http://www.bautz.de/bbkl/b/benedikt_v_n.shtml

Berschlin = <http://www.uni-heidelberg.de/presse/news05/2510mitt.html>

Braunfels, Wolfgang (¹³1994): *Karl der Große*; Reinbek (¹1972)

Clark, Francis (1987): *The Pseudo-Gregorian dialogues*, 2 Bde. (Studies in the history of Christian thought 37-38); Leiden

Dannheimer, Hermann et al. (2005): *Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee*; München

ettal = http://www.kloster-ettal.de/vita_benedicti/vorwort.htm [Enthält das 2. Buch von Gregors Dialogen und Literaturhinweise auf den Streit um die Urheberschaft dieses Buches]

Fried, Johannes (1996): Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte; in *Historische Zeitschrift*, Band 263, 291-316

- (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München

Heiligenlexikon: Benedikt von Aniane unter

http://www.heiligenlexikon.de/BiographienB/Benedikt_von_Aniane_Witiza.htm

Hierl-Deronco, Norbert (2001): *Es ist eine Lust zu bauen. Von Bauherren, Bauleuten und vom Bauen im Barock in Kurbayern-Franken-Rheinland*; Krailling

Hoffmann, Volker (1995): Der St. Galler Klosterplan – einmal anders gesehen; in *Zeitensprünge* 7 (2) 168-180 (Erstpublikation 1989)

Illig, Heribert (1993): Das Ende des Hl. Benedikt? Der andere 'Vater des Abendlandes' wird auch fiktiv; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (2) 23-28

- (1994): Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39

- (1996a): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf (dann München, dann Berlin)

- (1996b): Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik. Eine Verschiebung und

- ihre Begründung; in *Zeitensprünge* 8 (3) 302-326
- (1997): 'Karolingische' Torhallen und das Christentum. Rings um Lorsch und Frauenchiemsee; in *Zeitensprünge* 9 (2) 239-259
 - (2007): St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer; in *Zeitensprünge* 19 (2) 341-368
 - (2008): *Die Chiemseelöcher. Neue Sicht auf alte Kunst*; Gräfelting
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern in der Phantomzeit*; Gräfelting
- Jacobsen, Werner (2004): Die Anfänge des abendländischen Kreuzgangs; in *Klein*, 37-56 [Vortrag von 1999]
- Klein, Peter (2004): *Der mittelalterliche Kreuzgang. The medieval Cloister – Le cloître au Moyen Age. Architektur, Funktion und Programm*; Regensburg (Texte des internationalen Symposium vom 11.-13. Juni 1999 in Tübingen)
- Legler, Rolf (1984): *Der Kreuzgang. Ein Bautypus des Mittelalters* (Dissertation); unpubliziert
- (1989): *Der Kreuzgang. Ein Bautypus des Mittelalters*; Frankfurt u. a.
 - (1995): *Kreuzgänge. Orte der Meditation*; Köln
 - (2004): Der abendländische Kreuzgang - Erfindung oder Tradition? in *Klein*, 66-89
 - (2007): *Mittelalterliche Kreuzgänge in Europa*. Imhof-Kulturgeschichte; Petersberg
- Plan1 = <http://karolingischeklosterstadt.com/6.html>
- Plan2 = http://www.stgallplan.org/de/manuscript_verso.html
- Schieffer, Rudolf (1992): *Die Karolinger*; Stuttgart u. a.
- Schlosser, Julius von (1889): *Abendländische Klosteranlagen des frühen Mittelalters*; Wien
- Schmitz, Susanne (1999): *Der St. Gallener Klosterplan*; Saarbrücken
<http://www.rencenseo.de/druck.php?idx=97&instidx=&navx=Inhalt>
- Schulze-Dörrlamm, Mechthild (1998): Das karolingische Kreuz von Baume-les-Messeyers, Dép. Jura, mit Tierornamenten im frühen Tassilokelchstil; in *Archäologisches Korrespondenzblatt* Jg. 28, 131-150.
- Semmler, Josef (1963): Die Beschlüsse des Aachener Konzils im Jahre 816; in *Zs. f. Kirchengeschichte*. Bde I/II, 15-82
- Simon, Hugo (2001): Architekturdarstellungen in der ottonischen Buchmalerei. Der Alte Kölner Dom im Hillinus-Codex; in Stefanie Lieb (Hg.): *Stil und Form (Festschrift Binding)*, Darmstadt, 32-45
<http://www.ceec.uni-koeln.de/projekte/CEEC/texts/Simon01.htm>
- Spindler, Max (Hg., 1981): *Handbuch der bayerischen Geschichte. Band I*; München
- Stein, Werner (1987): *Der große Kulturfahrplan*; München · Berlin
- Tamerl, Alfred (2003): Antikes und Karolingisches in Tirol; in *Zeitensprünge* 15 (1), 105-136
- tournus = <http://www.tournugeois.fr/ot/fr/decouvrir-patrimoine.html>
- uni = <http://www.uni-heidelberg.de/presse/news05/2510mitt.html>
- weltschätze = <http://www.schaetze-der-welt.de/denkmal.php?id=96>
- wiki = Wikipedia-Einträge
- Wollasch, Joachim (1996): *Cluny - „Licht der Welt“. Aufstieg und Niedergang der klösterlichen Gemeinschaft*; Zürich

Ein Silberpfennig auf der Goldwaage

Der solitäre 'vorkönigliche' Pippin-Denar

Heribert Illig

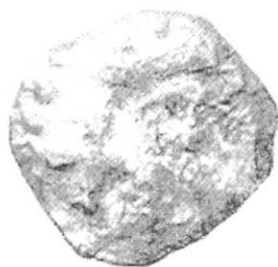
Im Februar wurde ein Rarissimum für eine Auktion kurzzeitig aus dem Tresor geholt: Ein Silberstückchen von 1,18 gr. Gewicht (so fast alle berichtenden Medien), kleiner als ein Ein-Cent-Stück, 1981 in Trier gefunden. Was hat es mit ihm auf sich?

- Sein Versteigerungspreis von 34.000 € war sensationell.
- Es ist der „wohl älteste deutsche Pfennig“ [swr], der einzige seiner Art, „ein Markstein der deutschen Münzgeschichte“ [Toben].
- Deshalb wurde er von der Deutschen Bundesbank für ihr Frankfurter Geldmuseum erworben.
- Er wird der vorköniglichen Zeit Pippins des Kurzen zugerechnet, also den Jahren 747–751 [swr], wahrscheinlich in Trier geprägt.
- Auktionator Udo Gans: „Mit der Einführung des Pfennigs als neue Einheitsmünze Mitteleuropas habe Pippin – der Vater Karls des Großen – die letzten Reste der spätrömischen Goldwährung beseitigt. „Es ist die erste Münze, die eine zentraleuropäische Identität trägt.“ [swr]
- „Dieser Pfennig steht am Beginn der karolingischen Münzreform, mit der die Anzahl der Prägestätten reduziert und die Prägung im Reich zentralisiert und einer einheitlichen Aufsicht unterstellt wurde,“ so Gans. [swr]
- „Der Denar löste merowingische Goldmünzen ab, die noch auf spätrömischen Münzen beruht hatten.“ [dpa]

Da gerät die Numismatik aus den Fugen, hatte doch lange ein Dogma gegolten: „Die Münzreform Karls des Großen gilt als wichtigster Festpunkt in der europäischen Münzgeschichte“ [P. Berghaus laut Wies 1986, 176; vgl. Illig 1996, 162], bei der Mitteleuropa den silbernen Pfennig, lat. Denarius, mit einem Gewicht von 1,7 bis 1,8 gr. bekam. Strittig war nur ihr Zeitpunkt, da mangels präziser Quellen 774, 781, 790 und 794 zur Auswahl standen; mittlerweile hat sich die Forschung auf 794 verständigt. Aber zugleich bekam diese 'wichtigste Münzreform des Mittelalters' gewissermaßen einen Vorlauf zugestanden. Zwei Termine stehen zur Auswahl: Unter

„Pippin I. wurde eine neue Silberwährung eingeführt, er beschränkte die Münzrechte, schränkte die Zahl der Münzstätten auf etwa vierzig ein, und die Namen der Münzmeister verschwanden von den Geprägten.

Karl der Große (768 bis 814) war der Sohn von Pippin I. Er vollendete die Geldreform seines Vaters und schuf ein Münzsystem, das über Jahr-



Pippins Auktionspfennig [SDA]; in der Gestaltung ungleich besser als drei andere sog. Pippin-Münzen von 754–768: 2) mit NIPPI und RP (~ Rex Pippinus) 3) mit RI bzw. KAS (retrograd), 4) mit RI bzw. AS [coinarchives]

hunderte richtungsweisend war. Als karolingische Münzreform ging Karls Leistung in die Geschichte ein.

Die Münzreform beginnt mit dem Edikt von Verona (755). Solidus (Schilling) und Talent (Pfund) wurden zu reinen Rechnungseinheiten, während der Denar oder Pfennig zur Hauptmünze wurde, und das bis ins Hochmittelalter hinein“ [Wirtschaftslexikon].

Demnach verschiebt sich die eigentliche Münzreform auf **755**. Doch es gibt bei Alexandra Kopp eine weitere Variante:

„Das Münzwesen kommt vom 4. bis ins 6. Jahrhundert gänzlich zum Erliegen, Gold und Goldmünzen wurden vorwiegend zu Schmuck und Sakralgegenständen verarbeitet. Steuerzahlung erfolgt in Naturalien. Ab 628 läßt König Dagobert Münzen prägen, die Qualität und Gestaltung der Münzen ist jedoch sehr einfach und reduziert (vgl. Weimer, 1992, S. 62). Um 700 übernehmen mit dem Niedergang der Merowinger die Kirchen und Klöster die Münzprägung und die Geldpolitik, die Qualität der Münzen nimmt weiter ab, es sind rauhe mit einfachen Bildern, meist Kreuzen, geprägte Metallstücke. 751 wird unter Pippin die kaum mehr existierende Goldwährung durch eine Silberwährung ersetzt, die Münz- und Prägestätten unterstehen wieder dem König (ebd S. 64). 755 erfolgte die karolingische Münzreform. [...] Karl der Große bestätigt 794 das karolingische Münzsystem und stellt die Münzprägung unter kaiserliche Aufsicht.“

Gemäß dieser Darstellung hätte Pippin **751** zunächst unbewusst den Silberstandard geschaffen und mit der Münzreform von 755 bewusst bestätigt. Für Karl d. Gr. bliebe nur noch die 'Wiedervorlage'. So hätten die Karolinger unmittelbar nach Amtsantritt, 751, das Münzwesen reformiert, 43 Jahre früher als eigentlich gedacht. Aber die Prägezeit der uns interessierenden Münze ist auch damit noch nicht erreicht. Da der Prägung das „rex“ fehlt – es gibt nur das als „rex pippinus“ decodierte Kürzel „RP“ –, wird sie sogar dem Zeitraum von **747** bis 751 zugerechnet, womit sich 'praktisch' Silberprägung und karolingische Münzreform sogar in die vorkarolingische Zeit, nominell die des machtlosen letzten Merowingerkönigs, verschiebt. Ein erstaunlicher Vorgang.

Prof. Dr. Volker Friedrich, der mich als erster auf Münze und Auktion aufmerksam gemacht hat, schickte mir auch die Bilder beider Münzseiten. Die Avers-Seite wird, mit einer Ligatur von U und S, als „Pipinus“ gelesen. Die Revers-Seite wurde fast nirgends gezeigt und auch nicht interpretiert. Dabei gibt es hier ein Palindrom zu entdecken: REFER. Es bleibt ein Zeichen übrig: vielleicht eine Ligatur aus P und I. Hübscher wäre ein O mit Pfeilen in beiden Richtungen, wobei sich in jeder Leserichtung REFERO ergäbe, ein Rückbezug der Münze – *ich berichte, bringe zurück* – auf den Prägenden. (Verführerisch wäre eine Ligatur aus P und O, die sich im modernen Italienisch als *prefero* = *ich zeige* interpretieren ließe, aber in Latein *praefero* lau-

ten müsste.) Aber so eine hintersinnige Darstellung ist für diese frühe Zeit nicht zu erwarten. Insofern bleibt die Umschrift wie bei vielen anderen frühmittelalterlichen Münzen dunkel. Dunkel bleibt auch der Umstand, dass die angeblich königlichen Pippin-Münzen deutlich primitiver ausfielen als ihr Vorgänger (vgl. S. 221). Insofern ist der Auktionspfennig mit einem 'Fälschungs-Hautgout' behaftet.

Geklärt ist allerdings die Zuschreibung. Der Pippin der Münzen muss Pippin der Ältere sein, Majordomus bei den Merowingerkönigen. Dies hat Gunnar Heinsohn [2001, 648 ff.] bereits klargestellt. Doch diesem Pippin I. von Landen (* um 580; † 640) blieb nur wenig Zeit zum Prägen von Münzen. 'Offiziell' wird er erst 615 fränkischer Hausmeier in Austrien.

„Sein Weg zur Macht begann im Jahr 613, als er zusammen mit Bischof Arnulf von Metz und anderen austrasischen Adligen in einen inneren Machtkampf der Merowinger eingriff, indem er den neustrischen König Chlothar II. gegen die in Austrasien und Burgund herrschende Witwe Königs Sigiberts I., Brunichild, zu Hilfe rief. Nach ihrem Sturz herrschte Chlothar im ganzen Frankenreich, musste aber im Edictum Chlotharii die Machtpositionen des austrasischen Adels anerkennen“ [wiki].

Dieser Pippin steht also genau im Übergangsfeld von 614|911, dessen Handlungsstränge zerschnitten und deren Teile mit erfundenem Geschehen verknüpft worden sind, wenn die These vom erfundenen Mittelalter trägt. Muss er König gewesen sein, weil auf Münzen mit seinem Namen ein „RP“ oder ein „RF“ zu lesen ist, das als Rex Pippinus und Rex Francorum vielleicht überinterpretiert wird? Auf anderen ihm zugeschriebenen – aber seinen Namen nicht tragenden – Münzen steht „RI“. Die Münzreform hin zu einem 1,8 gr. schweren Denar ist bald darauf unter Carolus Simplex (10. Jh.) erfolgt.

Literatur

- coinarchives = www.coinarchives.com/ [Bilder merowing./karolingischer Münzen]
Dresdner = *2000 Jahre Münzproduktion und Münzumlauf in Luxemburg*
http://www.dresdner-bank.lu/myWeb/content/Content/dbl/internet/2__dbl/berichte/2000/05_gb2000_de.pdf
Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
Kopp, Alexandra (o.J.): *Geschichte des Geldes / Währungssysteme* [http://philo.at/wiki/index.php/Geschichte_des_Geldes/_W%C3%A4hrungssysteme_\(Text\)](http://philo.at/wiki/index.php/Geschichte_des_Geldes/_W%C3%A4hrungssysteme_(Text))
SDA/ATS = www.20min.ch/news/wissen/story/Pippin-Pfennig-versteigert-29201954
swr = *Dortmund. Pfennig für 34.000 Euro versteigert*
www.swr.de/swr4/rp/nachrichten/-/id=264020/nid=...
Toben, Helge (2009): *Der älteste Pfennig ist versteigert*; (dpa)
www.pfaelzischer-merkur.de/tools/vorschau.html?id=2791536&v=SOL
wiki = Wikipedia ↔ Pippin der Ältere
Wirtschaftslexikon24.net

Armseliges Köln – romreiches Aachen

Heribert Illig

Der Amnesie verfallenes Köln

Für die Wissenschaft ein Super-Gau: Ausgerechnet der Bau einer U-Bahn-Linie, der nicht zuletzt dazu genutzt werden sollte, das frühe Mittelalter Kölns in einer ganz neuen Dimension zu ergraben, führt zum Einsturz des *Historischen Archivs der Stadt Köln*. Am 3. März ist das überreich bestückte Archiv als Trümmerberg 20 m tief im Untergrund versunken, mit unabsehbaren Verlusten. „Das Gedächtnis Kölns ist ausgelöscht“, titelte die F.A.Z., und meint eine viel größere Region, ist doch das größte und eines der ältesten Stadtarchive Deutschlands zerstört [Schilder/Rossmann]. Stadtspezifisches wurde ab dem 14. Jh. bis zur Gegenwart archiviert, Nachlässe wurden bewahrt. Wer zählt die Namen der hier Festgehaltenen: etwa Heinrich Böll, Vilém Flusser, Hegel, Albertus Magnus, Marx, Hans Mayer, Napoleon, Jacques Offenbach, Ferdinand Wallraf u.s.w. u.s.f.? Alle Welt wusste um den Wert, ausgenommen Kölner Behörden. 2003 sollte tatsächlich die Abteilung *Sammlungen und Nachlässe* aufgelöst, sollten Privatnachlässe an die Familien der Erblasser zurückgegeben werden. Da protestierten Kölner Bürger und formulierten an die Stadt gerichtet den Vorwurf, dass sie „ihr Gedächtnis liquidiert [und] ihr kulturelles Ansehen vollends ruiniert“ [ebd.]. Das half für sechs Jahre.

Aber wer kann Behörden dauerhaft stoppen? Was der einen nicht gelang, erledigten nun die Kölner Verkehrsbetriebe (KVB) um so gründlicher: Papierberge, gestapelt auf 30 Regalkilometern, liegen in Schutt und Grundwasser und werden zwei Generationen von Restauratoren Arbeit liefern. Eines ist sicher: Keine einzige merowingische oder karolingische Urkunde ist verloren gegangen, obwohl Köln in der späteren Merowingerzeit Residenzstadt wurde und unter den Karolingern der Bischof von Köln zu den bedeutendsten Amtsträgern im Reich gehörte [wiki]. Denn wie gleich nach dem Einsturz bekanntgegeben wurde, stammte die älteste hier verwahrte Urkunde aus dem Jahr 922. So blieb Köln der vielleicht grässlichste Verlust erspart...

Die KVB als zuständiges Abwrack-Unternehmen zeigte sich unbeirrt. Trotz warnender Gutachten will sie bis Redaktionsschluss nicht gewusst haben, wie das Unglück geschehen ist, war sich aber sofort darüber im Klaren, dass genau so weitergebaut werden muss.

„Doch auch nach dem schweren Unfall vom Dienstag komme ein Baustopp nicht infrage. In einer Krisensitzung habe sich der Vorstand der KVB dagegen ausgesprochen, so [Vorstandsvorsitzender] Fenske. Es handle sich um eine ‚sehr reflektierte Entscheidung‘, betonte er“ [Beucker].

„Der KVB-Projektleiter Rolf Papst nannte einen Baustopp gar „unverantwortlich“ [Graalmann/Nitschmann]. Solches wurde am Tag nach der Katastrophe verlautbart, wohl nach kurzer Prüfung möglicher Konventionalstrafen. Wie sonst könnte man einfach weitermachen, wenn man nicht weiß, warum ein solches Unglück passiert ist? Wann wird es dann das nächste Mal passieren?

So wurden Hunderte von Tonnen an Beton in den Untergrund gekippt, damit das U-Bahnhofsgebäude nicht aufschwimmt, und weitergearbeitet. Mittlerweile ist bekannt geworden, dass es in dieser Baugrube ein halbes Jahr zuvor einen „hydraulischen Grundbruch“ gegeben hat, einen der gefährlichsten Unfälle im Untergrund. Um dem Grundwasser Herr zu werden, entschloss man sich, viel mehr Brunnen anzulegen und Wasser abzupumpen, als die Behörden erlaubten. Da traf es sich gut, dass die Kölner Behörden den ausführenden Baufirmen die Bauüberwachung gleich mitübertragen haben. Entsprechend 'souverän' wurde mit Warnhinweisen umgegangen: ob sich vor gut vier Jahren der Turm der St. Johann-Baptist-Kirche um 45 cm neigte, ob die Gebäude rings ums Archiv und vor allem das Archiv als schwerstes Gebäude der Gegend starke Setzrisse zeigte oder ein früherer Mitarbeiter dort Alarm schlug – der U-Bahn-Bau hatte Vorrang. Nun also tabula rasa: Am 3. März verschwand um die Mittagszeit das Archiv in der Tiefe; benachbarte Häuser folgen ihm sukzessiv in den bis 28 Meter tiefen Orkus nach, noch mehr Häuser, eine ganze Schule müssen abgerissen werden; weitere 'Versenkungen' sind zu befürchten. So man dem KVB nicht Einhaltung gebietet, könnte die südliche Altstadt zu einer übersichtlichen Parkfläche gestaltet werden, während Archiv und andere 'tiefergelegte' Häuser vom zukünftigen U-Bahnhof aus auf einem Abenteuer-Parcours zugänglich gemacht würden...

„Et es wie et es, et kütt wie et kütt und et hätt noch immer jot jejeange“ und wenn es ganz arg kommt, dann haben wir noch die Heinzelmännchen! Die Kölner Lokalmatadoren benahmen und verhalten sich, vom Oberbürgermeister Schramma abwärts, wie Jecken – ein noch sehr freundliches Urteil.

Köln möchte *eine weitere archäologische Zone* errichten, für die als Projektleiter Dr. **Sven Schütte** verantwortlich zeichnet. Es war erstaunlicherweise die F.A.Z., die durch Dietrich Bartetzko diesem Archäologen am 15. 11. 2008 einen Lobeshymnus gönnte. Um mir nicht den Vorwurf der Parteilichkeit einzuhandeln [nach 2007; 2008], sollen diesmal zwei von Schüttes Kollegen zitiert werden, die sich anschließend zu Wort gemeldet haben. Zunächst Passagen aus dem Leserbrief von Prof. Dr. Heinz Günter Horn:

„Aus wissenschaftlicher Sicht unbewiesen

[...] Das meiste, was Sven Schütte Bartetzko erzählte, ist aus wissenschaftlicher Sicht unbewiesen und/oder schlicht Unsinn. Viele seiner Annahmen

beruhen auf bekanntermaßen falsch gedeuteten archäologischen beziehungsweise anderen historischen Quellen. Seinen Ankündigungen, seine – natürlich immer sensationellen, das Geschichtsbild grundlegend verändernden – ‚Forschungsergebnisse‘ umfassend zu publizieren und sie damit einer eingehenden Überprüfung und Diskussion im Fach auszusetzen, folgte bis heute nur selten die Tat. Und dort, wo es gleichwohl geschah, stellten sich sehr bald die Fragwürdigkeit seiner Arbeit und die Unhaltbarkeit seiner Thesen heraus.

Die Geschichte mit dem Aachener Thron und der Inkontinenz der Kaiserin Josephine ist für einen Journalisten zwar lustig, die Wissenschaft wartet jedoch seit jetzt annähernd acht Jahren auf die immer wieder in Aussicht gestellt Publikation von Schütte. Die ständig angeführten Dendrodaten sind nur ihm bekannt. Die Risse im Mauerwerk des Kölner Praetoriums verursachte der instabile Untergrund; an der ‚Erdbeben-Theorie‘ halten inzwischen offenbar nicht einmal mehr die Seismologen fest. [...] Der ‚Vorhof‘ der mittelalterlichen Synagoge ist nach wie vor der Unterboden einer römischen Fußbodenheizung, die zweifelsfrei zur Apsis eines repräsentativen, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus datierten Saales gehört. An der Öffnung und Untersuchung des Severinusschreins war Sven Schütte nicht beteiligt; er gehörte nicht einmal im weitesten Sinne zu dem Forscherteam. Die dortigen Textilien leisten zur Frage des frühen Judentums in Köln keinen Beitrag; ebenso wenig die besagte Inschrift in hebräischer Schrift und Sprache, die allgemein nicht nur deutlich später – als von Schütte aus durchsichtigen Gründen postuliert – datiert wird, sondern auch lediglich von einem Kaufmann/Händler stammt. Eine Judengemeinde am Ort kann damit nicht belegt werden. Das besagte Korkmodell des Kölner Kapitoltempels ist zwar groß aber sonst nichts Besonderes, seine angeblichen haptischen und optischen Vorzüge ‚Wortgeklingel‘.

Dies alles hätte auch Bartetzko in Erfahrung bringen können, wenn er der für Eingeweihte inzwischen unerträglichen Selbstdarstellung von Sven Schütte nicht ‚auf den Leim gegangen‘ wäre und zumindest das eine oder andere, einem guten journalistischen Brauch folgend, wirklich hinterfragt hätte. Ich beobachte die Tätigkeiten von Sven Schütte nolens volens seit inzwischen weit über fünfzehn Jahren. Er stellt sich grundsätzlich nicht der Wissenschaft, sondern hat sich vielmehr darauf verlegt, das, was er meint erforscht und an angeblich Neuem und Sensationellem herausgefunden zu haben, immer und immer wieder über die Presse in die Welt zu setzen und zu verstetigen.“

Nur einen Tag später meldete sich mit Dr.-Ing. Gundolf Precht ein ehemaliger Grabungsleiter am *Römisch-Germanischen Museum Köln* zu Wort. Precht hat

die angesprochene Apside des späten 2. Jh. ausgegraben und nachgewiesen, dass der fragliche Palastteil

„vom Statthalter Didius Julianus mit Truppenteilen der 30. Legion aus Xanten errichtet [wurde], was eindeutig durch Inschriften und gestempelte Ziegel belegt ist.

Diese Apsis einer Synagoge zuzuordnen ist absurd, was nicht nur von Archäologen und Bauforschern so gesehen wird, sondern auch von dem namhaften Historiker und Judaisten Michael Todt [recte: Toch; HI] (Hebräische Universität Jerusalem). Auch zerstörte das von Sven Schütte für das achte Jahrhundert postulierte Erdbeben nicht das Oktogon der spätrömischen Palastanlage aus dem vierten Jahrhundert, sondern es stürzte wohl schon kurz nach seiner Vollendung ein, da es auf aufgefüllten Schuttmassen errichtet wurde, wie ich in einer wissenschaftlichen Untersuchung vor 35 Jahren nachweisen konnte. Das Kölner Oktogon kann also gar nicht als Vorbild für das der karolingischen Palastkapelle gedient haben. Unbewiesene Hypothesen zum Praetorium in Köln oder zur spätrömischen Synagoge (die innerhalb des Praetoriums gesicherten Synagogenbauten stammen aus dem hohen Mittelalter), wie sie von Sven Schütte häufig vorgebracht werden, sind geeignet, die gesicherte archäologische Forschung in Köln in Frage zu stellen und den zukünftigen Besucher der ‚Archäologischen Zone‘ zu irritieren.“

Ich möchte nur eines verbessern: Es war nicht acht, sondern Anfang April genau neun Jahre her, dass mir Sven Schütte vorgeworfen hat, seine demnächst erscheinende Monographie über den Aachener Thron nicht gelesen zu haben. Mindestens so lange wie ich warten seine Kollegen auf diese Arbeit.

Welche Funktion hat eigentlich Sven Schütte? Dem Internet ist zu entnehmen, dass er in den 90er Jahren nach Köln kam und Direktor am Amt für *Archäologische Bodendenkmalpflege* geworden ist. Später wurde er Leiter der Abteilung für *Archäologisches Mittelalter* im Stadtmuseum. Nach seinem dortigen Ausscheiden gehört er weiterhin zum Personalbestand der Stadt Köln. Als der Stadtkonservator 2005 sein Amt aufgab, bewarb sich Schütte, obwohl er nicht das geforderte Studium von Kunstgeschichte oder Architektur, sondern ‚nur‘ Vor- und Frühgeschichte mitsamt den Nebenfächern Völkerkunde und Bodenkunde vorweisen konnte. Als die Wahl wegen dieser unerfüllten Vorgaben nicht auf ihn fiel, ließ er der Stadt Köln per einstweiliger Verfügung untersagen, den Posten neu zu besetzen. So blieb das Amt fast ein Jahr vakant, bis schließlich das Oberverwaltungsgericht ein klares Urteil sprach, worauf nicht Schütte, sondern Dr. Renate Kaymer zur Stadtkonservatorin ernannt werden konnte.

Mittlerweile hatte Prof. Dr. Hansgerd Hellenkemper das Konzept der ‚Archäologischen Zone‘ entwickelt. Weil sich aber Schütte nach seinem

Abgang beim Stadtmuseum das Recht auf einen angemessenen Arbeitsplatz erklagt hatte, ernannte ihn Kulturdezernent Quander zum Leiter der Stabsstelle *Archäologische Zone*. Die Begründung lässt tief blicken:

„Die Stadtverwaltung war in einer arbeitsrechtlichen Auseinandersetzung verpflichtet worden, dem ehemaligen Mitarbeiter des Stadtmuseums einen angemessenen Arbeitsplatz zu bieten. »Wir haben Dr. Schütte bei uns im Personalbestand«, begründet Quander im Gespräch mit der Stadtrevue seine Entscheidung“ [Goebel].

Quander fügte hinzu: „Das ist künftig nicht als Spielwiese von Herrn Dr. Schütte gedacht.“ Deutlicher kann man einem Mitarbeiter das Vertrauen gar nicht aussprechen. Ähnliches ist folgender Pressemitteilung [spd] vom 13. 2. 2009 zu entnehmen:

„Weiter Unruhe bei der Archäologischen Zone

SPD kritisiert: Oberbürgermeister bekommt eines der wichtigsten Kölner Zukunftsprojekte nicht in den Griff

„Eines der bekanntesten Kölner-Regionaleprojekte – die Errichtung der Archäologische Zone – läuft noch immer nicht rund.“ berichtet Monika Möller, Mitglied der SPD-Ratsfraktion im Kulturausschuss. „Wir müssen feststellen, dass der Oberbürgermeister mit seinem Anspruch, dass [sic] Projekt zur Chefsache zu machen, gnadenlos gescheitert ist. Die Projektleitung tut weiterhin was sie will und bringt die Archäologische Zone damit ernsthaft in Gefahr.“

Nach Informationen des Landes, das über die Regionale-Förderung einen wesentlichen Teil der Kosten übernehmen soll, liegt der notwendige Förderantrag noch immer nicht vor. Gleiches gilt für Anträge auf vorzeitigen Maßnahmenbeginn. „Wir können solche Versäumnisse nicht länger hinnehmen. Die A-Qualifizierung ist vom Land nur unter Vorbehalt erteilt. Die Förderung steht auf des Messers Schneide. Wenn die Stadt jetzt nicht kurzfristig das noch ausstehende Museumskonzept vorlegt, ist die Mitfinanzierung durch das Land mehr als fraglich und die Archäologische Zone gescheitert.“

„Auch in der täglichen Projektarbeit knirscht es ungemein.“ weiß Möller „Dies wurde in der letzten Sitzung des wissenschaftlichen Beirats erneut besonders deutlich. Die Vertreter des Landes werfen der städtischen Projektleitung mangelnde Einbindung und bewusste Falschinformation vor.““

Mangels fristgerechtem Antrag für die *Regionale 2010* muss allerdings jetzt damit gerechnet werden, dass Rettung und Neuerrichtung des Stadtarchivs bei der Stadt Köln erhebliche Gelder beanspruchen, neue Priorisierungen erfordern und zu neuen Aufgabenzuweisungen führen können. Das zumindest müsste Kölns zusätzlicher Schaden nicht sein.

Doppelt romreiches Aachen

Anders als in Köln schuf Aachen die Position eines Stadtarchäologen und besetzte sie mit einem kompetenten Mann. Dr. Andreas Schaub kümmert sich endlich um das unterirdische Aachen, das ja gar nicht reich genug vorzustellen ist. Derzeit wird im Elisengarten südöstlich vom Dombereich auf ca. 1.000 qm gegraben; das Gelände erweist sich als wahre Fundgrube:

„Aachen in der Jungsteinzeit, die Kelten in Aachen, die Römer, die Merowinger, die Karolinger, das Spätmittelalter – es sind einige Kapitel Stadtgeschichte, die teils neu geschrieben, teils ergänzt und bereichert werden können. [...] Von der Jungsteinzeit an bis ins Spätmittelalter knubbeln sich dort [auf 60 qm Grabungsfläche, die als Fenster offen gehalten werden soll] die Funde. Alleine sechs römische Bauphasen lassen sich auf engstem Raum dokumentieren“ [Schmetz].

Im Weiteren ist dann von 60.000 kleineren Objekten die Rede, aber von keinen spezifischen Funden aus dem erfundenen Mittelalter. Dafür werden die Römer prominent:

„In der Römerzeit war Aachen nicht nur ein kleines, unbedeutendes Heilbad“, so frohlockte Archäologe Schaub. Keineswegs hätten ein paar Römer hier in freier Natur quasi vor sich hin geplanschelt, zog der Archäologe einen tief sitzenden Stachel aus dem Öcher Fleisch“ [Schumacher 2009b; Öcher = Aachener].

Obendrein erbrachte eine Silbermünze aus der Zeit von Kaiser Augustus endlich eine Datierung [ebd.], die so früh wie nur vorstellbar liegt. Am interessantesten erscheinen aber die sechs römischen Bauphasen, die dokumentieren, wie lange die Römer hier präsent waren: durchgehend bis ins 4./5. Jh. und damit bis *in* die Merowingerzeit hinein [Schumacher 2009a].

Was aber ist mit der „Sensation: Aachen war kleine Römerstadt“ [Schumacher 2009a]? Das wird weniger durch eine Villa aus dem 2. Jh. bestätigt, die mit Fußbodenheizung, fließendem Wasser und edlen Fußböden luxuriös eingerichtet war. Sondern: *Aquae Granni* war eine „veritable ‚römische Kleinstadt‘ mit einem Straßennetz“ [ebd.]. Schaub entwickelt aus diversen Funden präzise Vorstellungen: Es gab zwei Thermen, unterm Dom und am Büchel, das Forum lag vielleicht zwischen beiden Badehäusern auf dem Gelände des heutigen „Hof“, das Theater unter Markt und Rathaus, wo man vor fast 300 Jahren unter der Rathaustrampe eine runde Freitreppe hohen Alters, also vielleicht römische Sitzstufen gefunden hat. Insgesamt war das römische Aachen wohl größer als das zeitgleiche Zülpich oder Jülich [Schmetz 2009b].

Wenn aber jetzt Karten von *Aquae Granni* mit einem urban geprägten, schachbrettartigen Straßensystem als jüngste Sensation vorgelegt werden, dann reibt sich der Nicht-Aachener verwundert die Augen. Ist das nicht der

Wissensstand seit Leo Hugot, der in den 60er Jahren Pläne des römischen Aachen gezeichnet hat? Der Autor hat sie im *erfundene Mittelalter* [221] abgebildet, übernommen aus Braunfels' vielfach aufgelegter Monographie über Karl den Großen [98], der sie bereits 1965/68 als Herausgeber für Leo Hugot abgebildet hat. Ganz offensichtlich hat ein karlstrunkenes Aachen, das lange Zeit seine Römerfunde lieber weggebaggert als konserviert hat, völlig vergessen, dass Aquae Granni keine Badeanlage im Grünen, sondern eine Stadt gewesen ist. Insofern mag die 'Neuentdeckung' für Aachens Selbstbewusstsein wichtig sein, nicht aber für die Geschichtsfreunde ringsum im Land.

Aber die Karolinger: Am 11.2. sagte Andreas Schaub im WDR ziemlich wörtlich: Auch in die Karolingerzeit könne man „so langsam ein wenig Licht bringen“ [laut Franz Siepe]. Wir sind gespannt.

Literatur

- aachen = www.aachener-geschichtsverein.de/Veranstaltungen/das-roemische-aachen
- Bartetzko, Dieter (2008): Ortstermin: Mit dem Archäologen Sven Schütte auf Schatzsuche – manchmal greift er zum Staubsauger; in *F.A.Z.*, 15.11.
- Beucker, Pascal (2009): Gedächtnis verschüttet; in *taz*, Berlin, 5.3.
- Braunfels, Wolfgang (¹³1994): *Karl der Große*; Reinbek (¹1972)
- Goebel, Thomas (2009): Tiefe Gräben. Personalia; in *StadtRevue*, 12.3.
http://www.stadtrevue.de/index_archiv.php3?tid=1206&bid=9
- Graalman, Dirk / Nitschmann, Johannes (2009): Auf wackligem Boden; in *SZ*, 5.3.
- Horn, Heinz Günter (2008): Aus wissenschaftlicher Sicht unbewiesen; in *F.A.Z.*, 16.12. [Leserbrief zu Bartetzko]
- Illig, Heribert (2007): St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer; in *Zeitensprünge* 19 (2) 341-368
- (2008): Köln im Frühdatierungsfieber. Wie oft wird Sven Schütte noch zum Auslöser? in *Zeitensprünge* 20 (1) 210-217
- Portal Stadtarchäologie der Stadt Aachen hält zahlreiche einschlägige Zeitungsartikel bereit
<http://stadtgeschichte.isl.rwth-aachen.de/wiki/Portal:Stadtarch%C3%A4ologie>
- Precht, Gundolf (2008): Vermeintlich neue archäologische Ergebnisse; in *F.A.Z.*, 17.12. [Leserbrief zu Bartetzko]
- Schilder, Peter / Rossmann, Andreas (2009): Das Gedächtnis Kölns ist ausgelöscht; in *F.A.Z.*, 4.3.
- Schmetz, Oliver (2009a): Riesiges Fenster in Aachens Vergangenheit; in *Aachener Zeitung*, 23.1.
- (2009b): Steht Aachens Rathaus auf Amphitheater? in *Aachener Zeitung*
- Schumacher, Wolfgang (2009a): Sensation: Aachen war kleine Römerstadt; in *Aachener Nachrichten*, 24.1., S. 1
- (2009b): Keltisches Glas und eine „fette“ römische Villa; in *Aachener Nachrichten*, 24.1., S. 13
- spd = www.Koelnspd.de vom 13.2.2009

Hans Constantin Faußner – Wibald von Stablo – Thietmar von Merseburg

Dietmar Franz

Seit Erscheinen der Beiträge und Bücher des Rechtshistorikers Hans Constantin Faußner über die Fälschertätigkeit Wibalds von Stablo und Corvey gibt es Unklarheiten darüber, wie weit diese Thesen gefasst sind und wie weit sie tatsächlich greifen. Diese Unklarheiten rühren in erster Linie aus einer gewissen Unschärfe in Faußners Ausführungen, die vor allem darin zum Ausdruck kommt, dass er tatsächlich einerseits die vorwibaldsche Königsurkunde scheinbar pauschal verwirft, in der konkreten Argumentation aber selbst erhebliche Einschränkungen des Pauschalvorwurfes vornimmt. Auch aus diesen Gründen kam es ihm gegenüber immer wieder zu gewollten und ungewollten Fehlinterpretationen. Darüber hinaus hat Faußner zwischen 1986 und 2003 Teile seiner Wibald-Thesen grundlegend umformuliert [Illig 2007, 409].

„Alle gut 6000 sogenannten Königsurkunden, die vor 1122 datieren, sind aus rechtshistorischer Sicht zwingend: Fälschungen!“ [Anwander 2004, 1].

Diese gegenüber 2003 [Anwander, 520] präzierte Aussage ist aus verschiedenen Gründen unzutreffend und wurde in dieser Form auch nicht von Faußner gemacht, im Gegenteil. Faußner [1993, 29 ff., 152] beschreibt, wie echte vorwibaldsche Königsurkunden ausgesehen haben. Auch beweisen die mindestens 181 von Wibald als Vorlagen benutzten und weitere von Faußner ausdrücklich als echt angesehene Urkunden die Existenz solcher Stücke. Zu ihnen gehören vor allem Urkunden aus Saint-Denis, Lorsch, Trier, Worms und Speyer [Faußner 2003a, 70 f., 106]. Neben diesen werden weitere Empfänger echter vorwibaldscher Königsurkunden genannt.

Faußner sagt auch, warum von den ohnehin nicht zahlreichen echten Urkunden fast keine überliefert sind: Die meisten wurden, sobald sie ihren Zweck erfüllt hatten, entsorgt oder zweckentfremdet, heute würde man sagen, dem Altpapier zugeführt. Weitere wurden bei der Herstellung von Falsa komplett verarbeitet, oder sie dienten – wie bei Wibald von Stablo – als Vorlagen für Fälschungen bzw. „Pseudo-Originale“ und wurden anschließend vernichtet [ebd., 120 ff.]. Was an Rest blieb, ging im Laufe der Jahrhunderte größtenteils anderweitig verloren. Des Weiteren bezieht sich bei Faußner die Summe von 6.078 Urkunden nicht auf vor 1122 datierte Fälschungen, sondern auf von Wibald gefertigte Stücke, die bis zu dessen Tode reichen, also bis auf 1158 datiert sein können.

Übrigens zieht Faußners ausdrückliches Anerkenntnis echter vor 1122 datierter Königsurkunden indirekt, aber objektiv auch das Anerkenntnis der Existenz vorwibaldscher Urkundenfälschungen nach sich. Hier sehe ich vor allem die von Faußner und demnach scheinbar auch von Wibald als echt angesehenen karolingischen Urkunden, die – sofern sie Wibald bereits vorgelegen haben – komplett im 10. und 11. Jh. entstanden sein müssen.

Die Ansichten über die Rechtentwicklung und den Umfang der Laieninvestitur gehen ebenso auseinander wie über Antworten auf die Frage, worüber geurkundet wurde oder nicht. Das Wormser Konkordat war eher ein momentaner Ausgleich als eine dauerhafte Lösung, dessen Vereinbarungen „spätere Könige wie Lothar von Supplinburg abzuändern oder zu widerrufen strebten“ [Pleticha 1981, 204].

„Das Wormser Konkordat war im Grunde genommen lediglich eine Bestätigung des alten Königsrechts der Investitur unter genauer Festlegung der Form [...] Durch Verbot der Laieninvestitur werden dem deutschen König die Grundlagen für Eigenkirchenrecht und Staatskirchentum entzogen. [...] Das Wormser Konkordat läßt die Bischöfe zu Reichsvasallen, also zu geistlichen Reichsfürsten aufsteigen [...] Neue Aufgaben stellen sich den deutschen Königen, um den Verlust ihrer Sakralität auszugleichen: der Aufbau von Königsterritorien, Landesausbau, der Einsatz von Ministerialen (Burgen, Städte), die Landfriedensgesetzgebung, die Neuordnung ihres Verhältnisses zum Adel auf der Basis des Lehnrechts. Regalien werden Grundlage der neuen Verwaltung“ [Pleticha 1981, 205].

Diese Ansichten weichen von Faußners rechtshistorischer Sicht erheblich ab.

Unabhängig von den inhaltlichen Diskrepanzen ist festzustellen, dass Faußner zu viele Urkunden in das unmittelbare System Wibald einbezieht. Alle nicht direkt oder indirekt mit der Investitur befassten Urkunden sind nicht von rechtlichen Veränderungen betroffen, die sich aus dem Wormser Konkordat ergeben könnten. Gütertausch- und Schenkungsurkunden für private Empfänger, die nicht als klösterliche Mittelsmänner in Frage kommen, sind ebenso unabhängig vom Konkordat zu betrachten, wie Regalienurkunden für Mitglieder des weltlichen Adels und Kommunen, die nicht in Abgabenabhängigkeit von Bistümern oder Klöstern stehen. Diese Urkunden können echt oder gefälscht sein, wobei letzteres sicherlich die Regel ist. Dieser Tatsache entspricht nicht nur Faußners Befund, sondern sie wurde auch andererseits vielfach bestätigt, oftmals schon lange vor Faußners These. Wibald hatte jedoch an der Anfertigung solcher Stücke wohl kaum ein Interesse. Zumal bei der Produktion von Urkundenfälschungen für 'Außenstehende' das Risiko für Wibalds Organisation unkalkulierbar gewesen wäre.

Zunächst stellen sich zwei Fragen: Die Frage nach dem Rechtsinhalt der Urkunde und – sofern dieser Rechtsinhalt stimmig ist – die Frage, ob durch

den König über diesen Rechtsinhalt geurkundet wurde oder nicht. An beiden Frage scheidet sich die Geister. Gerade eine Antwort auf die zweite Frage lässt sich schwer belegen und meist nur indirekt beweisen, wie wir vom Münzrecht wissen, so dass die erste Frage die entscheidende ist. Hahn [1991, 14 f.] und Faußner [1997, 42 f.] haben klargestellt, dass die Vergabe des Rechtes, Münzen zu prägen, grundsätzlich nicht beurkundet wurde. So erklären sich die erheblichen Differenzen zwischen dem Urkunden- und dem Münzbestand. Für andere Regalien, wie zum Beispiel das Markt- oder das Fischereirecht, besteht diese Klarheit nicht.

Erstmals als königliche Rechte definiert und konkret aufgezählt wurden die Regalien im Februar 1111 im Vertragswerk von Santa Maria del Turri, anlässlich der Verhandlungen zur Beendigung des Investiturstreits zwischen Papst Paschalis II. und Kaiser Heinrich V. in Rom:

„Städte, Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münzen, Zoll, Markt, Reichsvogteien, Zentgerichte und offenkundig dem Reich gehörende Pfalzen – einschließlich deren Zubehör –, Heeresdienst und Burgen des Reiches“ [Hartmann 1995, 330].

Jedoch wurde nicht über alle Regalien auch grundsätzlich geurkundet (siehe oben). Mit den Ronkalischen Gesetzen erweiterte Friedrich I. Barbarossa 1158 seine bisherigen Regalien um weitere finanziell nutzbare Rechte: Hoheit über alle Straßen und Flüsse, Zölle, Steuern, Forste, Jagden und Fischereirechte [Pleticha 1981, 166].

„Königliche Gerechtsame sind die Arimannien [Mit Sonderrechten ausgestatteter und mit Gemeinfreien besiedelter ehemaliger langobardischer Staatsbesitz; D.F.], öffentliche Wege, schiffbare Flüsse und ihre Quellflüsse, Hafengelder, Uferzölle, die Abgaben, die gewöhnlich Zölle genannt werden, die Münzen, Erlöse aus Strafen und Bußen, erledigte Güter [...] die Erträge der Fischereien und der Salinen“ [Kroeschell 1972, 180].

Viele dieser Regalien waren jedoch zuvor schon an die Städte übergegangen und wurden von diesen genutzt. Konnte nun „eine Verleihung dieser Rechte nicht urkundlich belegt werden, mußten die ‚Regalien‘ dem Kaiser zurückgegeben werden“ [Pleticha 1982, 43]. Die so eingezogenen Regalien wurden allerdings nicht wieder verteilt, wie nach bisherigem Recht üblich, sondern Friedrich setzte eigene Ministerialen ein, die diese Rechte wahrnahmen und fortan das Reichsgut verwalteten. Mit seiner einerseits scheinbar maßlosen Regalienpolitik brachte der Kaiser neben dem Adel auch die Städte gegen sich auf. Andererseits kann Friedrichs Vorstoß zumindest teils auch als für sein Königtum notwendige Reaktion auf das Konkordat und den bestehenden Regalien-Sumpf, also auch auf das System Wibald, gesehen werden. Jedenfalls griff Verbitterung um sich und eine Front gegen das staufische Königtum entwickelte sich. Zwar war die Ministerialen- und Hausmachtspolitik Barbarossas

zunächst erfolgreich und die Machtpositionen der Staufer blieben noch eine Weile erhalten, doch vermochte sie nicht, den stetigen Machtzuwachs der Fürsten sowie das Aufblühen und die politische Emanzipation der Städte aufzuhalten. Allein um den Weg zur Königswahl seines Sohnes Heinrich zu ebnen, musste Kaiser Friedrich II., Enkel Barbarossas, erhebliche Zugeständnisse an die Reichsfürsten machen. So verzichtete er zunächst auf das Spolienrecht (Verfügung über den beweglichen Besitz verstorbener Reichsfürsten), auf die Errichtung eigener Münzstätten gegen den Willen der jeweiligen Landesherrn und die Beeinträchtigung dieser durch königliche Prägungen, sowie auf die Einmischung in vorhandene Zollrechte (*Confoederatio cum principibus ecclesiasticis* vom 26. April 1220) [Hartmann 1995, 391 ff.]. Die übertriebene Befugnisnahme des staufischen Königtums begann zu bröckeln.

„Im Zuge der Entstehung von geschlossenen Territorien im 13. Jahrhundert wurden den Landesherrn Regalien übertragen (Privilegien)“ [Pleticha 1981, 166].

Damit ist die Überlassung von Reichsrechten an die weltlichen und geistlichen Landesfürsten im *Statutum in favorem principum* von 1231/32 gemeint [Kroeschell 1972, 294 ff.]. Sie war eine Stärkung der Fürsten und des Adels gegenüber der Königsgewalt und gegenüber den Städten. In diesem Kontext sind zahlreiche weitere Urkundenfälschungen der Städte zu sehen, wie die bekannten Hamburger Fälschungen [Theuerkauf 1988, 397 ff.] oder das Heinrichsprivileg für Lübeck [Walther 1997, 3]. Mit dem Untergang der Staufer verfestigten sich diese Privilegien und die Fürsten beanspruchten Regalien auch ohne ausdrückliches Privileg.

Sehr deutlich sichtbar wird diese Rechtsentwicklung auch im Fischereirecht. An stehenden Gewässern war es stets an den Grundbesitz gebunden. Fließgewässer hingegen waren im Allgemeinen (mit Ausnahmen, die hier nicht besprochen werden können) zunächst frei befischbar, was wir noch bei Eike von Repgow bestätigt finden: „Jedes Gewässer, das wie ein Strom fließt, ist allgemein zugänglich. Es darf darauf gefahren und darin gefischt werden“ [Schott 1984, 120]. Das änderte sich erst 1158, als mit den Ronkalischen Gesetzen der Kaiser (Friedrich I.) neben anderen Einnahmequellen auch die Flussfischerei für sich entdeckte und als Regal an sich nahm. Ab 1232 lagen diese Rechte bei den jeweiligen Landesherrn und wurden von ihnen genutzt oder als Lehen weitergegeben.

Echte Königsurkunden, die unter anderem Fischrechte an Flüssen zum Inhalt haben, können also nur in der Zeit von 1158 bis 1232 ausgegeben worden sein, unabhängig davon, ob es sich um weltliche oder geistliche Empfänger handelt. Neben der Direktvergabe an geistliche Empfänger wurde die Fischereigerechtigkeit auch örtlichen Ministerialen oder Flussgrafen unterstellt. Älter datierte Urkunden zu diesen Rechten sind zwingend nach 1158

entstanden und dürften auch an anderen Hinweisen als Fälschungen auszumachen sein. Als Wibald seine Urkundenreihen konzipierte, waren jegliche Urkunden über Fischereirechte an Flüssen rechtshistorisch anachronistisch. Solche Stücke sind aus dem von Faußner aufgestellten Bestand wibaldscher Schöpfungen zu entfernen. Neben der Direktvergabe an geistliche Empfänger wurde die Fischereigerechtigkeit den örtlichen Ministerialen oder Flussgrafen unterstellt. Königsurkunden nach 1232 haben sich ebenfalls nicht mit Fischereien an Flüssen zu befassen. Von da an werden diese Rechte ausschließlich von den Landesfürsten gehalten und vergeben. In Urkunden von Landesherren vor 1231 können Fischereien nur dann auftreten, wenn denen der König dieses Recht zuvor übertragen hat. Mit den Jahreszahlen 1158 und 1231/32 haben wir also gute Anhaltspunkte zur inhaltlichen Überprüfung von Urkunden auf Echtheit und Urheberschaft. Zudem können sie bei der Klärung der Frage nach der Entstehungszeit einer erkannten Fälschung nützlich sein.

Ähnlich verhält es sich mit den Marktrechten. Bei den Gründungs- oder Planstädten mag am Gründungsort noch kein Markt vorhanden gewesen sein. Der Gründer, in der Regel der territorial zuständige Reichsfürst, überträgt bei der Gründung auch das Recht, einen Markt zu errichten, unmittelbar auf die Stadt oder ihre Bürger. Hingegen sind natürlich gewachsene Städte in der Regel aus einem bestehenden Marktflecken hervorgegangen. Die Rechte an diesem Markt an die Stadt, eine Institution oder eine Person vergeben kann jetzt nur der bereits vorhandene, also bisherige Inhaber oder Betreiber des Marktes, nicht der König. Der hat möglicherweise lange zuvor – wem auch immer – das Recht erteilt, einen Markt zu errichten, woraufhin der Marktflecken entstanden ist. Die Möglichkeit der Vergabe eines Marktrechtes an eine Stadt oder deren Bürger durch den König ergibt sich erst mit den Ronkalischen Gesetzen (nach 1158), als Kaiser Friedrich auch dieses Regal einzog.

Nun wird im Zusammenhang mit Faußners Thesen nicht nur immer wieder die Frage aufgeworfen, ob Wibald eine so umfangreiche Aktion überhaupt hätte durchführen können, sondern auch die wibaldsche „Monopolstellung“ an den von Faußner behandelten Fälschungen in Abrede gestellt. So wurde darauf hingewiesen, dass seinerzeit praktisch jeder imstande gewesen sei, die eigenen Urkundenfälschungen zu kreieren [Illig 2007, 411].

In der Tat hatte theoretisch jeder Abt oder Bischof die materiellen Möglichkeiten, Falsa in seinem Kloster oder Bistum anfertigen zu lassen, da sie ja meist selbst Aussteller von Urkunden waren. Praktisch war das jedoch ohne größere Probleme erst ab einem bestimmten Entwicklungsstand der wibaldschen Aktion möglich und ist wohl auch dann erst erfolgt. Der Dreh- und Angelpunkt sind nämlich die Datierungen der Urkunden und die Ausstellungsorte. Es wurde ein halbwegs plausibles Itinerar des angeblichen Urkundenausstellers benötigt. Auch für Wibald war dies zunächst das größte Prob-

lem. Und so begann er, aufbauend auf den Daten der ihm vorliegenden Schriften und Urkunden, sich ein zeitliches Gerüst zu schaffen, in das er später jegliche Urkunde möglichst frei von Widersprüchen einordnen konnte. Also schuf er denn neben anderen literarischen Werken auch Widukinds Sachsengeschichte und die uns überkommene Form der Chronik des Thietmar von Merseburg.

Erst nachdem das System Wibald eine erhebliche Zahl von Dokumenten mit Ort und Datum fabriziert hatte, war es auch 'Außenstehenden' möglich, eigene Fälschungen in dieses System zu integrieren, sofern sie Zugang zu entsprechenden wibaldschen Urkunden hatten. Ich denke, solche Nachfertigungen wurden in erster Linie in Mutterklöstern für Tochterklöster hergestellt. Nicht anders als Illig sind Faußner diese Einschränkungen am Umfang Wibalds Schaffens sehr wohl bewusst. Er schreibt über die vor das 12. Jahrhundert datierten Fälschungen,

„zu denen sich aber nun die Frage stellt, wieweit sie von Wibald konzipiert und in welchem Umfange ihre Fertigung von ihm betreut wurde oder ob es sich um spätere Fälschungen in Anlehnung an Wibaldsche Urkunden handelt“ [Faußner 2003a, 195].

Zuvor hatte Faußner bereits einen konkreten Fall eines solchen 'Nachfolgers' präsentiert: die Urkundenfälschungen Rahewins, eines Schreibers Ottos von Freising, der nach Wibalds und Ottos Tod nach deren Vorbild fleißig für Freising fälschte [Faußner 1993, 133 ff.].

Die hohe Professionalität Wibalds, die Faußner völlig zu Recht unterstellt, verbietet von den eigenen Diplomatikregeln abweichende, zum Beispiel undatierte Urkunden von selbst. Alle oder die meisten undatierten Diplome können wir aus der Produktpalette Wibalds streichen. Im Widerspruch hierzu steht allerdings Wibalds Briefbuch. Möglicherweise wurde hier auf Jahreszahlen verzichtet, weil es nicht um historische Ereignisse ging, sondern die Briefe aus Wibalds Sicht nur Tagesgeschäft waren.

Fest steht, wenn auch der rechtliche, politische und ökonomische Erfolg seiner Urkundenfälschungen bescheiden war [Faußner 2003a, 191 ff.], hat doch Wibald die mittelalterliche Urkundenlandschaft maßgeblich mitgestaltet. Als Faußner 1986 in München auf dem Internationalen Kongress der MGH *Fälschungen im Mittelalter* der Öffentlichkeit 'seinen' Wibald präsentierte [Faußner 1988, 143 ff.], ging ein Aufschrei durch die Reihen der Hochschul-Historiker. Seitdem wird Faußner von diesen Fachleuten gern geschmäht, wofür beispielhaft die von Anwander [2005] besprochenen Kritiken von Martina Hartmann [2001] und Jürgen Römer [2004] stehen.

Doch welche Auswirkung hat nun real Faußners These auf die zeitgenössische Diplomatik und Mediävistik? In welchem Ausmaß ist der vorhandene Urkundenbestand betroffen? Schauen wir uns den tatsächlichen Umfang der

Wirkung Faußners auf den bekannten Bestand mittelalterlicher Königsurkunden an zwei konkreten Beispielen an: Kloster St. Maximin vor Trier und Kloster Pforte.

Vor Faußner haben sich neben weiteren Historikern (Bresslau, Dopsch, Mayer) besonders Otto Oppermann [1951] und Theo Kölzer [1989] mit den Fälschungen von St. Maximin beschäftigt. Der Bestand an bekannten Königsurkunden für dieses Kloster, die zu Lebzeiten Wibalds oder älter datiert sind, umfasst 69 Stücke. Davon wurden 25 Urkunden von der Diplomatik bereits vor Oppermann als Falsa verworfen. Oppermann überführt 36 weitere Stücke als Fälschungen, wofür die Sparte ihn bis heute verflucht. Kölzer bestätigt die Fälschung für 34 Urkunden, darunter neun der von Oppermann erkannten Falsa. Gleichzeitig entlarvt er ein weiteres, bisher unverdächtiges Stück. So kommen Faußners 'Vorgänger' zusammen auf 62 Falsa. Dem werden durch Faußner [2003b, 115 ff.] fünf weitere Falsa hinzugefügt [D LdK 76; D O I. 71, 226, 315; D H IV. 465], also erweitert Faußners Wibald-These den Pool St. Maximiner Fälschungen um ganze 7 %. Im Gegenzug jedoch werden neun zuvor bereits als Falsa erkannte Stücke von Faußner überhaupt nicht berücksichtigt, also nicht als Fälschung angesehen oder zumindest nicht Wibald zugeordnet. Zwei weitere Urkunden wurden bisher von keiner Seite dem Fälschungsvorwurf unterworfen [D LdJ 18; D Ko III. 27], verbleiben somit auch nach Oppermann, Kölzer und Faußner – vorerst – als echt im Bestand. Für St. Maximin relativiert sich die zu erwartende Wirkung der 'pauschalen' Wibald-These also ganz erheblich. Gemessen an Kölzer mag Faußners Eingriff in die Diplomatik revolutionär erscheinen, gemessen am Bestand schon vorher bekannter Falsa und am Gesamturkundenbestand ist er dann doch eher moderat.

Ganz ähnlich sieht die Lage für den Urkundenbestand des Klosters Pforte aus. Nicht eines der fünf von Faußners These betroffenen Pfortenser Falsa [D K III. 42, 100, 189, D F I. 177, 178; Faußner 2003b, 245 f.] kann heute noch als echt gelten [Kunde 2003, 262 ff.]. Auch hier reißt also die Generalität der Wibald-These keine neuen Gebäude ein. Das Ausmaß der Folgen faußnerschen Schaffens für die tatsächliche Situation der Diplomatik hält sich im konkreten Fall in erstaunlich engen Grenzen, und die hysterische Reaktion der Sparte wird damit sachlich vollständig entkräftet. Offenbar geht es bei der Kritik an Faußner nicht um die eher unerhebliche Auswirkung auf den Forschungsgegenstand selbst, sondern vielmehr um die für die akademische Mediävistik unvorzählige Öffentlichkeitswirksamkeit und die damit verbundene scheinbare Untergrabung fachlicher Autorität und Kompetenz. Illig [236 f.] hat das bereits beschrieben.

Die Urkunden für Pforte sind noch unter einem anderen Aspekt interessant. Zwischen Faußner und Kunde herrscht zwar Einigkeit, dass es sich bei den genannten Stücken um Falsa handelt, ihre Auffassung zur Urheberschaft

geht jedoch auseinander. Für Faußner sind es Fabrikate Wibalds. Holger Kunde kommt bei seiner paläographischen Untersuchung zu dem Schluss, dass Initiator der Urkunden „sehr wahrscheinlich“ der Pfortenser Abt Wine-
mar (1196–1236) war und zwei seiner Mönche als Schreiber agierten. Seiner Meinung nach weisen die anachronistischen Schriftformen auf frühestens den Beginn des 13. Jh., was allein für den Fälschungsvorwurf nicht genüge, der aber bereits durch den Diktatvergleich und innere Widersprüche erwiesen sei. Für uns wichtig ist an Kundes Ergebnissen hier die Tatsache,

„dass die Kontextschrift von DK. III. 42 [...] und die Schrift der auf 1145 datierten Urkunde Bischof Udos I. von Naumburg [...] gleichhändig mit der Schrift der beiden auf 1205 datierten Urkunden Bischof Bertholds II. von Naumburg“ ist [Kunde 2003, 58 ff.].

Wibald wird seine Fälschungen kaum ins nächste Jahrhundert datiert haben. Und dass ein bereits zu Wibalds Zeiten arbeitender Schreiber noch zwischen 1205 und 1213 aktiv war, obendrein ohne seine Schrift inzwischen weiter zu entwickeln, also zu verändern, ist ebenfalls unwahrscheinlich. Hiermit haben wir ein Beispiel dafür, dass Faußners Wibald auch nach dem Auslaufen seines Fälschungs-Systems noch späte ‘Arbeitsentlastung’ erfahren hat.

Bevor ich nun zu Wibalds Schöpfung erzählender Quellen komme, will ich folgende Punkte festhalten:

1. Die Aussage, alle vor 1122 datierten Königsurkunden seien Fälschungen, ist unzutreffend. Sie stammt so nicht von Faußner, sondern ist eine Fehlinterpretation dessen Thesen. Wibald von Stablo hat mindestens 181 potentiell echte Vorlagenurkunden zusammengetragen. Faußner bezieht seine bei Anwander zitierte Zahl der Fälschungen des Systems Wibald nicht auf „vor 1122“ datierte Urkunden.

2. Faußner bezieht zu viele Urkunden in das unmittelbare System Wibald ein. Alle nicht direkt oder indirekt mit der Investitur befassten Urkunden sind gesondert zu betrachten, besonders für an private Empfänger und Kommunen gerichtete Urkunden. Einige von ihnen dürften wohl doch echt sein.

3. Faußner bezieht Urkundenfälschungen in seine Überlegungen ein, die äußerlich wie im Diktat erheblich von Wibalds Diplomatie abweichen. Die Urheber dieser Stücke sind außerhalb des Systems Wibald zu suchen und zu finden. Viele weniger professionell gefertigte, vor allem undatierte Urkunden, sind unabhängig von Wibalds Aktivitäten entstanden.

4. Die große Mehrheit der bekannten Falsa ist ins 12. Jh. datieren. Von denen wiederum gehören die meisten ins Umfeld Wibalds, seiner Mitarbeiter und Nachfolger. Wibald war derjenige, der zunächst allein alle notwendigen Voraussetzungen für die groß angelegte nachkonkordatliche Fälschung von Königsurkunden auf sich vereinte. Er hat mit der Einrichtung eines Systems

von Schreibwerkstätten und seinen literarisch untermauerten und verknüpften Urkundenreihen das eigene Monopol gebrochen und eine Grundlage für weitere Fälscher geschaffen. Im Kielwasser von Wibalds Fälschungs-Komplex wurden im 12./13. Jh. zahlreiche weitere Falsa in das bestehende wibaldsche Zeitgerüst eingearbeitet. Hierher gehören auch viele vom diplomatischen Stil Wibalds abweichenden Falsa.

5. Neben dem Konkordat von 1122 gaben die Ronkalischen Gesetze 1158 einen weiteren kräftigen Impuls zu verstärkter Fälschungstätigkeit, wovon besonders Urkunden für städtische Ansiedlungen betroffen sein dürften.

6. Die Auswirkungen der These Faußners auf die gegenwärtige Diplomatik sind unspektakulär und weit weniger umfassend, als von deren führenden Vertretern behauptet wird. Die wenigsten der betroffenen Urkunden sind ausschließlich durch Faußner als Fälschung verdächtig worden.

Werfen wir einen Blick auf Wibalds Bestreben, seinen Urkundenreihen einen Halt, einen geschichtlichen Kontext zu verleihen, sie literarisch zu untermauern. Faußner sieht Widukinds Sachsengeschichte als Werk Wibalds. Dieser Ansicht kann ich nur zustimmen. Die Quedlinburger Annalen kannten jedenfalls noch keinen Widukind oder dessen *Res gestae Saxonicae* [Giese 2004, 242 f.]. In der Chronik Thietmars von Merseburg allerdings sieht Faußner [1997, 39] eine der Quellen für Wibalds Schaffen. Das ist sie auch in gewisser Weise, nur dass sie nicht von Thietmar, sondern von Wibald selbst erdacht und aufgeschrieben worden ist. Mit der Sachsengeschichte und der Merseburger Chronik hat Wibald eine für sich nutzbare und ebenso vorzeigbare Rahmenhandlung für seine zahlreichen ottonischen Urkunden hergestellt. Sie hatten den gleichen Zweck wie Wibalds *Vita Remaili* und *Vita Remaili episcopi et abbatis*, über die Faußner [2003a, 113] schreibt: „Wibald jedoch erreichte mit seinen beiden Viten aber jedenfalls die erstrebte Absicherung der Datierung seiner Urkunden“.

Die Quellenlage für das 10. Jh. war eher dürftig, und so verarbeitete der Abt von Stablo und Corvey die vorhandenen Informationen – vor allem aus Frutolfs Weltchronik [Faußner 2003a, 155 f.] und den *Quedlinburger Annalen* (diese allerdings nicht in der uns bekannten Fassung, bei der es sich um eine im 16. Jh. von Petrus Albinus bearbeitete Abschrift einer Fassung des 12. oder 13. Jh. handelt [Giese 2004, 244]), zu zwei absichtlich sehr unterschiedlichen literarischen Werken, die dennoch ihre enge Verwandtschaft nicht zu verbergen vermögen. Sie waren durchaus darauf angelegt, sowohl sich gegenseitig die Authentizität zu bestätigen, als auch sich in für Wibald oder seine Zeit unklaren Fragen einander zu widersprechen.

Inhaltliche Fragen zur Verwandtschaft beider Schriften sind von Historikern und Philologen zur Genüge aufgezeigt und diskutiert worden. Schwierig-

keiten ergeben sich unter anderem daraus, dass Widukind nicht aus Thietmars Chronik geschöpft haben kann, sondern nur umgekehrt. Die zahlreichen Parallelen und Widersprüche werden von den Fachleuten völlig unterschiedlich, ja gar konträr bewertet. Bei Contzen [1837, 56] wird das Verhältnis der beiden Schriften auf den Punkt gebracht, indem er Friedrich Adolf Ebert zitiert:

„Wir sehen bei beiden Geschichtschreibern besonders darin eine Aehnlichkeit, dass sie hier und da ihre Ideen ganz in derselben Ordnung und Reihe entwickeln ...“,

was ich unter anderem für einen guten Hinweis auf denselben Autor halte. Ebert schlussfolgert daraus aber ganz anders: „was daraus zu erklären ist, dass beide ganz unabhängig von einander aus einer dritten Quelle schöpften“. Und Contzen spekuliert über diese Quelle: „Vielleicht Jahrbücher irgend eines Klosters oder Stiftes, vielleicht von Corvey selber“. Auch Contzen weist uns also nach Corvey, doch die unbekanntete Quelle scheint verloren. Dabei ging sie nicht wirklich verloren, sondern sie hat in schriftlicher Form überhaupt nicht existiert. Die 'dritte Quelle' steckte nur in Wibalds Kopf und wurde von ihm als Widukinds Sachsengeschichte und Thietmars Chronik niedergeschrieben. Auch Trillmich [1957, XXIX] nimmt in Zusammenhang mit der Merseburger Chronik auf diese 'verlorene' Quelle Bezug:

„Wir haben es mit einer weitgehenden stilistischen Umarbeitung des ursprünglichen Textes zu tun, die mehrfach durch sachliche Zusätze aus der Klostertradition von Corvey erweitert ist. Sie muß also auf eine heute verlorene ältere Handschrift aus Corvey zurückgehen.“

Der beiden Texten gemeinsame vielfache Bezug auf Corvey ist nicht verwunderlich und war im Kontext ihrer plausiblen Benutzung bei Wibald auch notwendig. Weitaus interessanter ist das immer wiederkehrende Motiv Quedlinburg. Hier ist eine Affinität Wibalds zu erkennen, die keineswegs geklärt ist. Sie wird am deutlichsten in den an die Quedlinburger Äbtissin Mathilde gerichteten Vorreden (diese Vorreden sind in der Erstfassung noch nicht enthalten) zu den drei Büchern der Sachsengeschichte, findet sich aber überall in Widukinds und Thietmars Schriften. Ursache für diese Erscheinung dürfte ein überaus gutes Verhältnis zu den Quedlinburger Damen und der damit verbundenen Benutzung der Quedlinburger Annalen durch Wibald sein. Vor allem Beatrix II. von Winzenburg dürfte es ihm angetan gehabt haben, was mich zu der Annahme veranlasst, dass Wibald erst nachdem Beatrix 1137 Äbtissin von Quedlinburg geworden war, für sie die so genannte Widmungsfassung begonnen hat.

Bevor ich mich speziell der Merseburger Chronik zuwende, sei mir noch eine Anmerkung zu Widukinds Sachsengeschichte erlaubt. Widukind zitiert einen Brief Kaiser Ottos I. an die Herzöge Hermann und Thiadrich [Rotter/Schneidmüller 1981, 225]. Rotter & Schneidmüller [244, Anm. 118] schreiben dazu:

„Dieser Brief, der auch als Urkunde Ottos I. erhalten ist und in der Urkundenedition für Otto I. bei den Monumenta Germaniae Historica [...] editiert wurde, ist von Widukind stark überarbeitet worden“.

Das ist ein Trugschluss der Autoren. Sickel [1879-1884, 487 f., Nr. 355] bezieht sich in seiner Edition allein auf das Zitat bei Widukind:

„In Anbetracht der Art der Ueberlieferung, wie sie zuletzt von Waitz l. c. dargelegt worden ist, drucken wir diesen nach Inhalt und Form nicht zu beanstandenden Brief einfach nach der jüngsten Ausgabe ab und enthalten uns die zahlreichen Editionen Widukinds sowie der anderen den Brief wiederholenden SS. hier aufzuzählen“.

Eine entsprechende Urkunde, wie Rotter & Schneidmüller behaupten, ist nicht überliefert. Ein Original-Dokument gibt es weder als Urkunde noch als Brief. Diese Richtigstellung ist nötig, da die falsche Aussage eine gewisse Verbreitung gefunden hat und die vermeintliche Urkunde die Authentizität Widukinds belegen soll. Insofern ist nicht nachvollziehbar, wie die Autoren zu der Aussage gelangen, die Urkunde sei von Widukind stark überarbeitet worden, zumal der Wortlaut des Briefes bei ihnen mit dem Text bei Sickel weitestgehend übereinstimmt.

Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg gilt als die wichtigste zeitgenössische Quelle des 10. Jh. für die Geschichte Sachsens und der ostelbischen Gebiete, weshalb ich mich schon einige Zeit mit ihr befasse. Es wurde aus formellen und inhaltlichen Gründen jedoch schnell klar, dass Thietmar nicht der Autor der überlieferten Handschriften sein konnte. Zunächst machen Thietmars Quellen stutzig: Er schreibt ab aus den Quedlinburger Annalen und der *Res gestae Saxonicae*, benutzt die Totenbücher von Merseburg, Magdeburg und Lüneburg sowie die Urkunden von Merseburg, Magdeburg und Walbeck. Er kennt die *Passio Kiliani martyris secunda*, Gerhards *Vita Oudalrici* und Ruotgers *Vita Brunonis* [Holtzmann 1935, XXX] und zitiert aus dem Alten und Neuen Testament. Anstatt also Merseburger Tagesgeschehen und sächsische Gegenwart festzuhalten schreibt der Autor Geschichte, indem er Daten aus vorhandenen Werken und Dokumenten zusammenklaut. ‘Aufgepeppt’ wird der Text „mit besonderer Vorliebe“ [Holtzmann 1935, XXXI] durch das Zitieren römischer Klassiker, christlicher Literatur und moderner Dichtungen: Er benutzt Vergil, Horaz, Ovid, Persius, Lucan (Lucanus), Terenz (Phormio), Papinius Statius, Martial (Martialis), Juvenal (Juvenalis), Macrobius, die *Disticha Catonis*, Prudentius, Augustinus, Gregor den Großen, Isidor von Sevilla, den *Planctus Caroli* und die *Ecbasis captivi* [Holtzmann 1935, XXXI; Trillmich 1957, XXVI]. Hier hat der Urheber ziemlich dick aufgetragen, was auch für andere bekannte Fälschungen typisch ist. Horaz, Terenz und Martial wurden von Wibald schon in der *Gesta episcoporum Leodensium* verwendet [Faußner 2003a, 111], auch er zitiert die Klassiker

„mit besonderer Vorliebe“ [Faußner 2003a, 111]. Und so lesen wir zu einer weiteren Fälschung Wibalds:

„Es zeigt an vielen Stellen, daß der Verfasser in der klassischen Poesie und Prosa gut bewandert gewesen ist.‘ Diesen Eindruck zu vermitteln, war der klassische Bildungsstolz Wibalds.“ [Faußner 2003a, 135]

Die Anreicherung des Textes bei Thietmar mit Klassikerzitaten ist also ein weiterer Hinweis auf Wibald.

Ist die Merseburger Chronik erst als bloße Kompilation erkannt, verwundern auch die bisherigen Einschätzungen der Fachleute nicht mehr:

„Er [Thietmar; D.F.] gibt in bunter Folge eine locker aneinandergereihte Sammlung aller Vorkommnisse, die ihm bemerkenswert erscheinen. [...] Er fügt sein Material pausenlos ohne straffe innere Gliederung aneinander. [...] Die Menge seines Stoffes läßt ihn selbst die chronologische Abfolge der Ereignisse vernachlässigen. Zeitliche Vor- und Rückgriffe in behaglichem Plauder- oder Predigtton verleiten ihn häufig zu Ungenauigkeiten, Verdoppelungen und Auslassungen“ [Trillmich 1957, XXIII f.].

„In Einzelheiten (namentlich bei Daten und anderen Zahlen) wird manchmal ohne strenge Genauigkeit verfahren“ [Holtzmann 1935, XXXI].

„In den Einzelheiten verfährt er ohne strenge Genauigkeit und Scheu vor der Unvollständigkeit. Wissenschaftliche Exaktheit liegt ihm fern“ [Trillmich 1957, XXVII].

Ganz nebenbei wird an dieser Stelle die enge Anlehnung Trillmichs an Robert Holtzmann deutlich.

Auch aus dem sich aus Wibalds Urkunden und der Merseburger Chronik ergebenden Itinerar Thietmars erwachsen Merkwürdigkeiten. Hier hat unser Fälscher stellenweise wohl den Überblick verloren. Jedenfalls stellt Holtzmann [1935, XX, Anm. 1] fest: „Thietmar ist also rascher gereist als durchschnittlich üblich war“ – mitunter erheblich rascher.

Auf alle die inhaltlichen Dinge, die ein Bischof des 11. Jh. niemals unter eigenem Namen niedergeschrieben hätte, kann hier unmöglich eingegangen werden. Deshalb nur kurz zwei Beispiele. Zum einen berichtet Thietmar wiederholt von umtriebigen Untoten. Geschickterweise hörte er solche Ereignisse meist nur aus anderer Quelle. An einer Stelle läßt sich Thietmar dann aber doch hinreißen, die Auferstehung der Toten selbst erlebt gehabt zu haben, und bekennt bei der Gelegenheit gleich noch hellseherische Fähigkeiten:

„Oft ist es mir begegnet, daß ich in der Nacht Holz fällen hörte, und einmal vernahm ich und mein Gefährte, während die anderen schliefen, deutlich ein Totengespräch; an beiden Zeichen erkannte ich, daß für den nächsten Tag ein Todesfall bevorstand“ [Trillmich 1957, 19].

Zum anderen meine ich den Abstieg Ottos III. in die Gruft Karls des Großen. Otto „vermutet“ die richtige Stelle und läßt dort „heimlich“ graben. Thietmar

lässt die Leichenfledderei heimlich geschehen, womit erklärt ist, warum der Vorgang und der Fundort der Gruft unbekannt geblieben sind. Andererseits hat der Autor der Chronik Kenntnis von der geheimen Aktion. Wir wissen, dass Otto weder die Karlsgruft noch den Überkaiser gefunden haben kann. Zu klären bleibt, ob Wibald einem ottonischen oder salischen Mythos aufgesessen ist, oder ob er selbst der Urheber dieses Märchens ist.

Zu den Anachronismen der Chronik gehört der Gesang des *Kyrieelleison*. Das Bild der belagerten Besatzung der Brandenburg im Jahr 993, die ihre Befreier mit dem *Kyrieelleison* begrüßt, welche darauf in den Gesang einstimmen, folgt selbst im Kreuzzugsjahrhundert eher Propagandavorstellungen als einem realen Geschehen. Frühestens im 11. Jh. entstanden, konnte auch Thietmar das *Kyrieelleison* noch nicht gekannt haben, von der Besatzung der Brandenburg ganz zu schweigen. In das heidnische Brandenburger Land gelangte dieser Gesang wohl erst mit den dortigen Klostergründungen am Ende des 12. Jh. Und wenn wir Wibald sonst auch als Pragmatiker kennen, zeigt er hier große ideologische Nähe zu Bernhard von Clairvaux.

Trotz formellen und inhaltlichen Widersprüchlichkeiten, die eine Kompilation mit sich bringt, war Thietmar – ebenso wie Widukind – stilistisch seiner Zeit weit voraus. Ihre Arbeiten waren für ihre Zeit untypisch und einzigartig. Schon Wattenbach [1885, 334] hat zu Thietmars Chronik festgestellt:

„Wenn man die rohen Excerpte der Annalisten von Hildesheim und Quedlinburg dagegen hält, so kann man einen bedeutenden Fortschritt nicht verkennen, und es hat noch lange gedauert, bis man im Stande war etwas besseres zu leisten.“

Doch genau auf der Grundlage solch „roher Excerpte“ hat Wibald gearbeitet, den Thietmar und später den Widukind geschrieben.

Die Merseburger Chronik weist alle typischen Merkmale bereits bekannter Quellenfälschungen auf. Somit ist nicht die Frage, ob die Chronik gefälscht ist, sondern wann und von wem sie verfasst wurde. Die Verwendung von Klassikern der römischen und griechischen Antike bei Thietmar wies für mich zunächst auf die Humanisten hin, ebenso die Auffindungsgeschichte der Chronik. Bischof Wernher von Merseburg (1059–1093) soll Thietmars Original dem Altenburger Benediktinerkloster (!) St. Petri nach seiner Gründung 1091 geschenkt haben. Der Kodex befand sich noch „zu Beginn des 16. Jahrhunderts“ in der dortigen Klosterbibliothek,

„von wo er um 1539 an Spalatin verliehen wurde und durch ihn auch in die Hände Melanchthons kam, dann aber wieder zurückgegeben worden ist. Etwa zehn Jahre später entlieh der Merseburger Domdechant Sigismund von Lindenau die Handschrift“ [Holtzmann 1935, XXXIII].

Von diesem sei der Kodex zwischen 1550 und 1562 in die Merseburger Dombibliothek gekommen,

„aus der er 1563 auf Befehl des Kurfürsten August an den Meißener Historiker G. Fabricius verliehen wurde. Dieser dürfte ihn an das kurfürstliche Archiv in Dresden zurückgegeben haben“ [Trillmich 1957, XXVIII].

Hier könnte zumindest der Gedanke aufkommen, Spalatin habe die gefälschte Chronik über Melanchthon in das Peterskloster eingeschleust, zusammen mit der Geschichte von der Schenkung durch den Merseburger Bischof. Da aber laut Faußner bereits Wibald von Stablo die Chronik kannte, muss sie vor dessen Tod existiert haben. Da sie Thietmars Wissen über Urkunden enthält, die erst nach dem Wormser Konkordat entstanden sein können, ist die Chronik vor 1158 und nach 1122 zu datieren. In diesem Zeitraum und wegen der inhaltlichen Parallelen zu nachkonkordatlich entstandenen Urkunden kommt nur einer als Urheber in Frage: Wibald von Stablo und Corvey. Anhand seiner Urkundenreihen lässt sich der Entstehungszeitraum für die beiden Handschriften der Merseburger Chronik noch enger definieren, nämlich auf zwischen 1132 und 1134, bzw. auf 1146/47.

Als Wibald die vorliegende Form der Merseburger Chronik verfasste, hatte er schon verschiedene Urkunden hergestellt, zum Beispiel für Magdeburg. Hierin ist auch die Nähe Wibalds zu seinen Freunden und Vertrauten erkennbar: Anselm, ab 1129 Bischof in Havelberg, und Norbert von Xanten, seit 1126 Erzbischof in Magdeburg. Um sich und Norbert rückzuversichern, um nicht selbst als Fälscher erkannt zu werden, ließ Wibald Thietmar auf die Fälschungsaktivitäten des Magdeburger Erzbischofs Giseler hinweisen: „*Precepta, quae munera regalia seu imperialia detinebant, aut igni comburebat aut ecclesiae suae mutato nomine designari fecit.*“ Sollte nun Norbert oder Wibald wegen der Magdeburger Urkunden der Fälschung bezichtigt werden, konnte man auf Giseler verweisen und sei selbst ahnungslos gewesen.

Doch nicht nur inhaltlich weist diese prophylaktische Einlage des Autors direkt auf Wibald. Auch rechtshistorisch kommt eine andere Deutung wohl kaum in Frage. Nach Faußners These sind die „rechtsrheinischen“ Königsurkunden des 10./11. Jh. gefälscht. Von welchen königlichen Urkunden kann also beim echten Thietmar im Zusammenhang mit Magdeburg die Rede sein? Entweder akzeptieren wir Thietmars Chronik als wibaldsches Produkt oder sie bringt Faußners rechtshistorische Auffassungen ins Wanken. Letzteres dürfte kaum eintreten, da die Urkunden, auf die in Thietmars Chronik Bezug genommen wird, Faußner [2003b, 235, 243] selbst als Fälschungen Wibalds ausgewiesen hat.

Um eine ähnliche Rückversicherung handelt es sich beim Bezug auf den Inhalt des D O III. 389 in Thietmars Chronik. Hier geht es laut Faußner [2003a, 151 ff.] um die Entwertung des falschen *Privilegium Ottonianum* (D O I. 235). Beide ottonischen Urkunden wurden ausführlich diskutiert, wobei

besonders das D O III. ob seines unsäglichen Inhaltes immer wieder zu Kontroversen geführt hat [Holtzmann 1961, 368 f.; Zeillinger 1988, 509 ff.; Althoff 1996, 171 ff.]. Schon Percy E. Schramm erkannte es als nicht ins 10. Jh., indem er feststellte, dass die Urkunde eine Tatsache ausspricht, zu der die im 12. Jh. einsetzende Kritik schließlich erst im 15. Jh. gelangte, und womit Ottos Kanzlei zu einer Einsicht gekommen sei, die das Studium von Jahrhunderten vorausnimmt. Und Gerhard Laehr bemängelte, dass die Urkunde in der mittelalterlichen Überlieferung völlig losgelöst steht, ohne vorherige Anknüpfungspunkte sowie ohne Nachfolger [Zeillinger 1988, 516 f.]. Obwohl die beiden Urkunden (zumindest teilweise) zu Wibalds Produktpalette gehören [Faußner 2003a, 149 ff.], war ihr Inhalt dem Thietmar von Merseburg bereits bekannt. Meine Einschränkung im letzten Satz bezieht sich auf das D O III. 389 und bedarf einer Erklärung. Die uns bekannte Überlieferung des Textes ist eine „Abschrift“ von 1339 für den Vatikan [Sickel 1893, 818 f.]. Hierbei geht es jedoch – abweichend von Faußners Argumentation – vor allem um die erneute kaiserliche Bestätigung der Schenkung an die Kurie, nachdem Otto III. sehr plakativ das *Constitutum Constantini* als gefälscht entlarvt hat. So wurde von Johann von Amelio in den ursprünglichen Urkundentext die erneute Schenkung eingefügt:

„Aber in unserer Freigiebigkeit schenken wir dem heiligen Petrus, was wir auch wirklich besitzen [...] Wir schenken also aus Liebe zu unserem Lehrer, dem Herrn Papste Sylvester, die acht Grafschaften dem heiligen Petrus und [...] überlassen wir seiner Verwaltung: Pesaro, Fano, Senigallia, Ancona, Fossanbrone, Cagli, Jesi und Osimo ...“ [aus Hartmann 1995, 198].

Das Original Wibalds wurde anschließend vernichtet.

Wie gut sich Wibalds Rückversicherungs-Konstrukte bewährt haben und auch heute noch funktionieren, zeigt die Tatsache, dass einige von Wibalds Fabrikaten von der Forschung für Fälschungen Thietmars von Merseburg gehalten wurden und werden. Beispiele hierfür sind D O II. 90 und D H II. 65 [Schlesinger 1961, 331; Lippelt 1973, 94 ff.]. Dieser Umstand widerspricht nicht Wibalds Schaffen und ebenso wenig Faußners Wibald-Thesen, aber er widerspricht Faußners Thietmar-Auffassung. So gesehen ist die Merseburger Chronik einer der echten Geniestreiche Wibalds.

Als letztes Beispiel für die Bezugnahme Thietmars auf Werke, die erst bei Wibald entstanden sind, sei Ruotgers *Vita Brunonis* genannt, die dritte und letzte große Schrift Wibalds über das ottonische Jahrhundert. Dass die Biographie des Kölner Erzbischofs Bruno eine Arbeit des Literaten Wibald ist, hat Faußner [2003a, 163 ff.] ausführlich nachgewiesen. Wibald lässt Thietmar zwar auf den Text Ruotgers hinweisen, eine Verwendung der Vita in der Merseburger Chronik ist aber nicht festzustellen. Als Thietmars Chronik verfasst

wurde, existierte die *Vita Brunonis* also noch nicht, war aber von Wibald bereits geplant.

Mit etwas Glück lässt sich die Urheberschaft Wibalds an Thietmars Chronik auch paläografisch erweisen.

„Der Text der Chronik ist von neun verschiedenen Schreibern geschrieben, darunter Th. selbst [...] Meistens arbeiteten die Schreiber nach Diktat, wofür zahlreiche Hörfehler sprechen [...] Doch auch Sehfehler finden sich“ [Holtzmann 1935, XXXIV f.].

Diese neun Schreiberhände sind mit den Wibald zugeordneten Urkunden (vor allem denen für Trier und Hildesheim) und anderen Schriftstücken zu vergleichen. Zu den wichtigsten Überlieferungen Wibalds von Stablo gehört der *Codex epistolaris Wibaldi abbatis*, kurz *Codex Wibaldi*, das Briefbuch Wibalds. Es umfasst 445 Dokumente aus den Jahren 1146 bis 1157 – Briefe an und von Wibald sowie Texte zwischen dritten Personen –, von denen fünf zweimal eingetragen sind, so dass insgesamt genau 450 Schriftstücke vorliegen.

„Heinz Zatschek hat 17 Schreiberhände identifiziert, die wiederholt auftreten und zusammen 411 der 450 Stücke eintragen, während er die restlichen 39 Stücke 18 ‚Gelegenheitsschreibern‘ zuordnet, die bis auf eine Ausnahme nur singular Eintragungen vornahmen.“ [Jakobi 1979, 24]

Außerdem konnte er aufgrund des Schriftvergleiches mit den von Wibald verfassten Originalurkunden jenen als Schreiber von 131 Eintragungen in das Briefbuch ausmachen. Entgegen einiger Kritik wurde dieser Befund später von Friedrich Hausmann [1956, 173] bestätigt. Einer der Corveyer Schreiber des Briefbuches taucht auch als Schreiber gleich mehrerer Diplome für Corvey auf [Zatschek 1928, 306]. Alle diese Schriften sind ebenfalls mit den „Händen“ der Urkunden und der Merseburger Chronik zu vergleichen. Darüber hinaus sollten neben weiteren erhaltenen Schriften das Corveyer *Liber Vitae* mit seinen 21 Händen [Krüger 1972, 857 f.] in den paläografischen Vergleich einbezogen werden. Dass ein solcher Vergleich sich unbedingt lohnt, zeigt auch die Tatsache, dass der Stabloer Mönch Engelbert als Schreiber einer Abschrift der Chronik von Montecassino sowie zweier Urkunden Lothars III. für Montecassino erwiesen ist [Hoffmann 1973, 63 ff.].

Das von Wibald aufgebaute System funktionierte auch nach seinem Tod noch eine Weile – vielleicht zwei oder drei Jahrzehnte – ohne ihn weiter. Die von ihm geschulten Kräfte konnten inzwischen gut alleine arbeiten. Gewiss mit abnehmender Tendenz, da die Akteure einerseits zunehmende Vorsicht walten lassen mussten, andererseits ihre Zahl auch biologisch abnahm. Nachdem ein ansehnlicher Grundstock an Urkunden produziert war, konnte nun jeder der von Wibald einst Bedachten nach Bedarf weitere Stücke fertigen. Die Frage, ob die von Faußner beschriebene Fälschungsaktion von Wibald

ausgeführt worden ist und ob sie auch ohne ihn erfolgt wäre, ist recht einfach zu beantworten. Ja, Wibald war's, er hat die Sache ausgeheckt, den Stein ins Rollen gebracht und am Rollen gehalten. Niemand außer ihm hatte gleichzeitig alle nötigen Voraussetzungen für eine solche Aktion: das Know-how, die materiellen Möglichkeiten und die gesellschaftliche Stellung, und das dann auch noch zum rechtshistorisch richtigen Zeitpunkt. Außerdem weisen alle bekannten Fakten und Indizien direkt auf Wibald und nach Corvey. Ja, gänzlich ohne ihn hätte ein anderer seine Positionen inne gehabt und sie ebenso phantasievoll und praktisch genutzt. Vielleicht anders als Wibald, besser oder schlechter oder in anderem Umfang, aber die rechtlichen Verhältnisse im Reich nach dem Konkordat hätten auch ohne Wibald das Mittel der Urkundenfälschung herausgefordert. Und ja, man muss Wibald dahingehend relativieren, dass er nicht alleiniger Urheber der Fälschungen des 12. Jh. war und er an 'seinen' Fälschungen nicht allein gearbeitet hat. Aber er war der Initiator und hat ganz nebenbei noch Literarisches geleistet.

Die Rezensionen von Hartmann und Römer sind als inkompetent und unwürdig zurückzuweisen. Anwander hat dies getan, und mehr Aufmerksamkeit ist den beiden in dieser Angelegenheit wohl auch nicht zu schenken. Unerfreulicher ist die fehlende Wertschätzung für Wibalds Wirken seit Friedrich Hausmanns Feststellung, dass der Einfluss Wibalds auf die Reichspolitik „fast durchweg“ überschätzt worden sei [Jakobi 1979, 13]. Seinen Gipfel findet diese Haltung heute in Corvey selbst. Fragt man im dortigen Museums-Shop nach einer Veröffentlichung über ihren Abt Wibald, bekommt man negativen Bescheid, mit dem Hinweis: „Der war hier ja nur einer von vielen.“ Aha. Man pflegt im barocken Corvey lieber das Andenken eines großartigen und dichtenden Bibliothekar, der aufgrund seiner heutigen Prominenz für das Image des Hauses gewiss lukrativer ist. Um so erfreulicher sind zum Thema Wibald von Stablo und Corvey die Arbeiten Hans Constantin Faussners sowie die jüngsten Beiträge von Gerhard Anwander.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2003): Wibald von Stablo – Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher; in *Zeitensprünge* 15 (3) 518-524
- (2004): *Wibald von Stablo - Hans Constantin Faußner. Mutiger Forscher entlarvt genialen Fälscher. Langfassung zum Artikel in Zeitensprünge 3/2003:* <http://lelarge.homepage.t-online.de/FaussnerI.pdf>
- (2005): Das hat kein Niveau! in *Zeitensprünge*, 17 (3) 701
- Contzen, Martin Theodor (1837): *Die Geschichtschreiber der Sächsischen Kaiserzeit nach ihrem Leben und ihren Schriften*. Friedrich Pustet, Regensburg
- Faußner, Hans Constantin (1988): Zu den Fälschungen Wibalds von Stablo aus rechtshistorischer Sicht; in: *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica München* 1986. Teil III. Diplomatische Fäl-

- schungen (I). MGH 33, III: 143-200. Hahnsche Buchhandlung, Hannover
- (1993): *Die Königsurkundenfälschungen Ottos von Freising aus rechtshistorischer Sicht*. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen
 - (1997): *Königsurkundenfälschungen Wibalds von Stablo im bayerisch-österreichischen Rechtsgebiet aus diplomatischer und rechtshistorischer Sicht*. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen
 - (2003a): *Wibald von Stablo. Seine Königsurkunden und ihre Eschatokollvorlagen aus rechtshistorischer Sicht. Erster Teil. Einführung in die Problematik*. Verlag Olms-Weidmann, Hildesheim
 - (2003b): *Wibald von Stablo. Seine Königsurkunden und ihre Eschatokollvorlagen aus rechtshistorischer Sicht. Dritter Teil. Die Urkunden für Empfänger in Frankreich, Burgund und im Deutschen Reich*. Verlag Olms-Weidmann, Hildesheim
- Giese, Martina (2004): *Die Annales Quedlinburgenses*. Hahnsche Buchhandlung, Hannover
- Hahn, Wolfgang (1991): *Numismatisch-rechtshistorische Betrachtungen zur Geschichte der bayerischen Bischöfe, insbesondere derer von Regensburg im 11. Jahrhundert*. Berliner Numismatische Forschungen, 5, 13-22
- Hartmann, Wilfried (1995): *Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung. Band 1. Frühes und hohes Mittelalter 750-1250*. Philipp Reclam jun., Stuttgart
- Hausmann, Friedrich (1956): *Reichskanzlei und Hofkapelle unter Heinrich V. und Konrad III*. MGH Schriften, 14
- Hoffmann, Hartmut (1973): *Studien zur Chronik von Montecassino*. Deutsches Archiv, 29, 59-162
- Holtzmann, Robert (1935): *Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung (Thietmari Merseburgensis episcopi Chronicon)*. MGH Scr. Rer. Germ., NS. 9
- (1961): *Geschichte der sächsischen Kaiserzeit (900-1024)*. Georg D. W. Callwey, München
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* Düsseldorf
- (2007): Arbeitsentlastung für Wibald. Eine Wandlung der These von Hans Constantin Faußner; in *Zeitensprünge* 19 (2) 406-412
- Jakobi, Franz-Josef (1979): *Wibald von Stablo und Corvey (1098-1158). Benediktinischer Abt in der frühen Stauferzeit*. Veröffentlichung der Historischen Kommission für Westfalen, X. Abhandlung zur Corveyer Geschichtsschreibung, 5. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster in Westfalen
- Kölzler, Theo (1989): *Studien zu den Urkundenfälschungen des Klosters St. Maximin vor Trier (10.-12. Jahrhundert)*. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen.
- Kroeschell, Karl (1972): *Deutsche Rechtsgeschichte 1 (bis 1250)*. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek
- Krüger, Ekkehard (1972): *Die Schreib- und Malwerkstatt des Klosters Helmarshausen bis in die Zeit Heinrichs des Löwen*. Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte, 21. Darmstadt.
- Kunde, Holger (2003): *Das Zisterzienserkloster Pforte. Die Urkundenfälschungen und die frühe Geschichte bis 1236*. Böhlau Verlag, Köln
- Lippelt, Helmut (1973): *Thietmar von Merseburg. Reichsbischof und Chronist*. Mitteleuropäische Forschungen, 72. Köln · Wien

- Oppermann, Otto (1951): *Rheinische Urkundenstudien 2. Die Trierisch-Moselländischen Urkunden*. Bijdragen van het Instituut voor Middeleeuwse Geschiedenis der Rijks-Universiteit te Utrecht, 23: 1-120. Wolters, Groningen
- Pleticha, Heinrich (1981): *Deutsche Geschichte. Band 2. 1024-1152. Von den Saliern zu den Staufern*. Lexikothek Verlag, Gütersloh
- (1982): *Deutsche Geschichte. Band 3. 1152-1254. Die staufische Zeit*. Lexikothek Verlag, Gütersloh
- Rotter, Ekkehart / Schneidmüller, Bernd (1981): *Widukind von Corvey. Res gestae Saxonicae. Die Sachsengeschichte*. Philipp Reclam jun., Stuttgart
- Schlesinger, Walter (1961): *Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Schott, Clausdieter (1984): *Eike von Reggow. Der Sachsenspiegel*. Manesse Verlag, Zürich
- Sickel, Theodor (1879-1884): *Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Erster Band. Die Urkunden Konrad I., Heinrich I. und Otto I.* Hahnsche Buchhandlung, Hannover (Nachdruck 1997)
- (1893): *Die Urkunden der deutschen Könige und Kaiser. Zweiter Band, zweiter Teil. Die Urkunden Otto des III.* Hahnsche Buchhandlung, Hannover (Nachdruck 1997)
- Theuerkauf, Gerhard (1988): Urkundenfälschungen der Stadt und des Domkapitels Hamburg in der Stauferzeit. In *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica München 1986*. Teil III. Diplomatische Fälschungen (I). MGH 33, III: 397-431
- Trillmich, Werner (1957): *Thietmar von Merseburg. Chronik*. Neu übertragen und erläutert. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt
- Walther, Helmut G. (1997): Zur Verschriftlichung nordelbischen Selbstbewußtseins um 1200 in der Chronik Abt Arnolds von Lübeck. *Schriftkultur und Landesgeschichte*. In *Mitteldeutsche Forschungen*, 115, 1-21. Böhlau Verlag, Köln
- Wattenbach, Wilhelm (1885): *Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts*. Verlag von Wilhelm Hertz, Berlin
- Zatschek, Heinz (1928): Wibald von Stablo. Studien zur Geschichte der Reichskanzlei und der Reichspolitik unter den älteren Staufern. *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung*, Ergänzungsband 10, 237-495
- Zeillinger, Kurt (1988): Otto III. und die Konstantinische Schenkung. Ein Beitrag zur Interpretation des Diploms Kaiser Ottos III. für Papst Silvester II. (DO III. 389). In: *Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica München 1986. Teil II. Gefälschte Rechtstexte*. MGH 33, II: 509-536

Dietmar Franz

dietmar_franz@web.de

Fälschungen aufdecken und publik machen

Historische Krimis von Monaldi & Sorti

Eine Rezension von Heribert Illig

Monaldi, Rita / Sorti, Francesco (2008): *Die Zweifel des Salai*; Reinbek, Roman, 507 S. [= M&S]

Rom 1501: Leonardo da Vinci besucht aus dubiosen Gründen die Stadt des Papstes, begleitet von seinem Schüler Salai, der als „ein Dieb und Lügner“, als „ein Dickschädel und Fresssack“ über diesen Aufenthalt Bericht nach Florenz erstattet. Sein Reisetagebuch ist durchaus eigenwillig: Das gilt bereits für Grammatik und Stil, das gilt auch für die Auswahl des Berichtswertes, das sich – wenn es nach ihm ginge – fast ausschließlich auf die Frauen von Rom und ihre Zugänglichkeit beschränken würde. Über die Qualitäten eines derartigen ‘Schelmenromans’ ließe sich streiten, weil man laut Friedell *nur* über Geschmack streiten kann. Das würde aber eine Besprechung in den *Zeiten-sprünge* noch nicht motivieren.

Der Roman hat aber einen 84-seitigen „Apolog“, eine Begründung der Abfassung dieses Buchs, das es hochinteressant macht. Denn das Autoren-Ehepaar enthüllt, was in diesem Roman ihre Erfindung und was ihre Entdeckung ist. Sie leisten also sofort, was ihr großes Vorbild Umberto Eco bei seinem *Namen der Rose* [1980] erst Jahre später als *Nachschrift* [1984] ergänzt hat: das historische Skelett und seine gewollten Veränderungen, über das dichterische Phantasie pralles Fleisch geworfen hat.

Nun wären auch veritable Amouren im Rom von 1501 noch nicht ‘*Zeiten-sprünge*-relevant’, ebenso wenig wie die Fragen, ob es wirklich Macchiavelli war, der Leonardo beschatten ließ, weil dieser Kontakte zum Papst, zu Cesare Borgia und zu den vordringenden Türken suchte, und ob Nikolaus Kopernikus damals wirklich in Rom war. Doch unversehens geraten wir mitten unter die großen Fälschungen und ihre bisherige Aufdeckung. Da hören wir etwa davon, dass die an der *Columbia University* arbeitende Lynn Catterson 2005 den Laokoon als Werk Michelangelos erkannt habe (und rasch ‘zurückgepfiffen’ wurde) [M&S, 423; vgl. die Antizipatoren dieser Entdeckung: Illig 1995; Zeising 1998]. Kurz darauf begegnen wir dem uns wohlbekanntem Manuskriptjäger Poggio Bracciolini [Martin 2000, 640], der als Humanist die tollsten Handschriften zum Druck brachte, aber dabei die sündteuren Originale gründlich verschlammte, etwa die *Institutio oratoria* von Quintilian [M&S, 428]. Gleich darauf geht es um den berüchtigsten aller Päpste, um Alexander VI. Borgia, dem so ziemlich jedes erdenkliche Verbrechen angelastet worden ist. Konsterniert erfahren

wir, dass er als löblicher Hirte Opfer einer posthumen Rufmordkampagne geworden ist, eingeleitet von dem gefälschten Briefwechsel eines Pietro Martire d'Anghiera [M&S, 430]. Aufgedeckt worden ist das bereits 1924 von Peter De Roo in fünf Bänden, von denen – sicher ein Werk der Vorsehung – nur noch 17 Exemplare in den Bibliotheken dieser Erde auffindbar sind, wie die beiden Autoren feststellen mussten [M&S, 451].

„Die dämonisierende Legende um Alexander VI. und seine Verwandten [u.a. Lucretia und Cesare Borgia; HI] war eine unersetzliche Waffe für alle Verleumder der Kirche zur Zeit, als Luther auf den Plan tritt“ [M&S, 432].

Geschmiedet worden ist diese Waffe durch das gefälschte Tagebuch des damaligen päpstlichen Zeremonienmeister, Johannes Burkard, das bis heute als Kronzeuge gegen Alexander VI. vorgebracht wird, obwohl es als Originalhandschrift nur aus der Zeit *nach* des Papstes Tod vorliegt [M&S, 435]. Dasselbe gilt für das Tagebuch von Stefano Infessura, Skribent beim Senat von Rom [M&S, 440]. Aber zweifellos gab es Kirchenmitglieder wie den Jesuitenpater Giuliano Gasca Queirazza, die (1959) einfach dieses Angedenken zu ruinieren hatten [M&S, 455]. Tatsache ist, so man überhaupt nach einer Tatsache suchen würde, dass Alexander VI. eine Kirchenreform anstrebte, die ausgerechnet in den deutschen Landen verhindert worden ist, worauf der eigentlich verbotene Ablasshandel zum Hauptargument eines Martin Luthers werden konnte [M&S, 474]. So würde endlich erklärt, wie der Thesenanschlag eines kleinen Mönches binnen weniger Wochen durch ganz Europa verbreitet werden konnte: Es gab schon einen Interessenverein, wie wir heute sagen würden, der Luther und Zwingli zuarbeitete oder sie sogar benutzt haben mag.

Fast zwangsläufig kommen die beiden Autoren für die einschlägigen Wissenschaften zu demselben Schluss wie Lüling [2008, 444-447], der gegen eine Palaver-Pluralismus auch in den Wissenschaften wettet. Die akademische Forschung schrecke „besonders in den geisteswissenschaftlichen Fächern vor endgültigen Lösungen zurück, die dem Geschwätz den Boden entziehen“ [M&S, 449 f.].

Von Fälschung zu Fälschung ‘durchgereicht’ – auch ein Baron Ludwig von Pastor und die Fugger fehlen nicht –, kommen wir zurück ins beginnende 16. Jh., ins Straßburg eines Jakob Wimpfeling (1450–1526) und Konsorten, die dort den Weg für eine ‘germanische’ Kirche, für ein Los-von-Rom geebnet hatten [M&S, 437, 475 f.; 482 f.]. Sie benötigten dringend den Nachweis für die Hochkultur Germaniens und fanden ihn: in der *Germania* des Tacitus. Seit 1878 gibt es immer wieder selbständige Köpfe, die diesen Text als Fälschung des Bracciolini entlarvten: John Wilson Ross, Polydore Hochart, Leo Wiener [M&S, 477 f.; zum Teil uns vertraut durch Anwander 2007]. Doch warum ein

italienischer Humanist in deutschen Diensten? Nun, die Humanisten aller Länder standen gegen das Papsttum, was Wilhelm Kammeier [1935] nie begriffen hat, weshalb seiner 'Großen Aktion' die Ausführenden fehlten.

Mit Tacitus, dem „Stummen“, stürzt auch Rudolf von Fulda und jenes einziges Literaturzitat, das wir überhaupt aus dem 9. Jh. kennen und das aus der *Germania* stammen soll.

„Es genügt schon, sich vorzustellen (doch seltsamerweise hat es keiner je getan), dass jemand die Stelle der *Germania*, die bei Rudolf von Fulda zitiert wird, aus dessen *Annales* entnommen haben könnte, statt umgekehrt. Das Zeugnis Rudolfs jedenfalls klärt nichts, bedenkt man, dass dem Mönch aus Fulda, wie schon seinem Lehrer Rabanus Maurus zahlreiche schwerwiegende Fälschungen zur Last gelegt werden“ [M&S, 479 f.].

Hier darf sich Gerhard Anwander [437] rühmen, diese Vorstellung schon vor dem Autorenpaar zu Papier gebracht zu haben. Aber letztlich geht es um ein „regelrechtes Tabu, bei dem unklar ist, ob man es auf eine militante Auffassung der Philologie oder andere, unsichtbare ideologische Zwänge zurückführen soll“ [M&S, 479].

Die Zwänge müssen vorrangig bei den Mediävisten gesucht werden, die ungeachtet aller Fälschungsnachweise Rudolf von Fulda, Hrabanus Maurus und Annus von Viterbo die Stange halten [ebd.]. Dabei geht es konkret darum:

„Es sind die in Tacitus' *Germania* aufgestellten Behauptungen von der Reinheit der deutschen Rasse, das Misstrauen und die Verachtung gegenüber anderen Kulturen (bei Wimpfeling vor allem der italienischen und französischen), die Verherrlichung der germanischen Vergangenheit und der kriegerischen Tugenden des deutschen Volkes und zuletzt der beflissene Versuch solcher Historiker, die auf der »richtigen« Seite stehen, dies alles zu legitimieren und zu würdigen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts sollte dann Georg von Schönerer, der von Hitler geschätzte Denker, mit seiner politischen »Los-von-Rom-Bewegung« die Losung der elsässischen Humanisten wörtlich nehmen“ [M&S, 483].

Jäh landen wir im 20. Jh. und seinen Gräueltaten [M&S, 484]:

„Dieser ideologische Wahn, der Hitler als Universalschlüssel diente, um den Krieg und alles, was daraus folgte, zu entfesseln, war weder das Produkt einer plötzlich aufflammenden, kollektiven Lust am Töten, noch verdankte er sich der brennenden Enttäuschung der Deutschen nach Versailles. Er ist das Ergebnis einer seit vielen Jahrhunderten andauernden Propaganda, die einem ganzen Volk heimlich das Gift der Verachtung und des Misstrauens gegenüber allem, was nicht deutsch ist, einflößte.“

Hierbei wird auch Herbert Jankuhn (1905–1990), des Nazi-ergebenen Ausgräbers von Haithabu gedacht, der die *Germania* durch archäologische Funde

aus römischer Zeit auf deutschem Gebiet bestätigen wollte. Es gelang ihm keineswegs, doch kam er 1966 zu dem schönen Schluss,

„dass solche Diskrepanzen, auch wenn sie »nicht zu leugnen sind«, dennoch »den Eindruck guter Unterrichtung des römischen Autors nicht ernsthaft in Frage stellen können«. Nach diesen Worten hat niemand mehr gewagt, die Glaubwürdigkeit des Tacitus-Textes auf der Basis archäologischer Funde in Frage zu stellen“ [M&S, 490].

Und fast entgeistert müssen die beiden Autoren fortfahren:

„Wie ist es möglich, dass der wichtigste Mitarbeiter Himmlers bei der Schaffung eines archäologischen Substrats für die Ideologie des Dritten Reichs bis in allerjüngste Zeit [1986!] seelenruhig in Amt und Würden sitzen konnte?“ [M&S, 493]

Ab da schreiben Monaldi & Sorti uns direkt ins Stammbuch:

„Aber nie hätten wir uns eine solche Dreistigkeit beim Fälschen historischer Wahrheiten vorzustellen gewagt, und erst nicht recht, dass dies die wirklichen, ja sogar die einzigen Hauptfiguren der Geschichte sind: die Großen Fälscher“ [M&S, 494].

Monaldi & Sorti wissen, von was sie sprechen. Denn sie haben – diesmal in Anlehnung an Joanne K. Rowling und ihren siebenbändigen *Harry Potter* – längst damit begonnen, einen siebenbändige Krimi-Reihe zu schreiben, die in ihrem ersten Band – *Imprimatur* – im Rom von 1683 spielt. Hier decken sie nach akribischer Archiv-Arbeit auf, dass Papst Clemens VII., als Mitglied der Sieneser Bankiersfamilie Odeschalchi, den Katholikenfeind William III. von Oranien finanzierte, der Mary II. Stuart, die ältere, protestantische Tochter des katholischen Königs James II. heiratete und 1689 den englischen Thron als Protestant übernahm. Ein Papst als finanzieller Nutznießer einer antikatholischen Attacke! Dieser Befund dürfte die Heiligsprechung dieses Papstes behindert haben, war sie doch für 2003 vorgesehen [Pisa]. Doch an *Wikipedia* sind all diese Nachweise und Zweifel spurlos vorübergegangen:

„Innozenz XI. gilt heute unter vielen Historikern als eine beispielhafte Gestalt des Papsttums, der sich stets durch sein asketisches Auftreten, seinen sittlichen Lebenswandel, seine Gewissenhaftigkeit und seine Festigkeit im Glauben als einer der bedeutendsten und würdigsten Päpste seiner Zeit auszeichnete.“

Ein ungenannter Journalist des *L'Espresso*, unter dem man sich hoffentlich nicht Umberto Eco vorzustellen hat, befand über das fragliche, von ihm zu rezensierende Monaldi&Sorti-Buch *Imprimatur*:

„Ihr Buch ist gefährlich! [...] Es suggeriert die Vorstellung, dass die ganze Geschichte eine Fälschung ist, dass in den Büchern der Historiker nur Unsinn steht“ [M&S, 495].

Weil dem nicht so sein darf, mussten die ‘Querulanten’ gehen: Monaldi & Sorti erreichten zwar mit *Imprimatur* Bestsellerränge, doch ihr Verlag druckte – vielleicht in vorauseilendem Gehorsam, gehört doch auch Mondadori zum Medienimperium des Silvio Berlusconi – keine zweite Auflage. Monaldi & Sorti reagierten konsequent: Rückforderung der Vertragsrechte, kein Verkauf mehr in Italien, Umzug nach Wien. Insofern wird dieser Roman und seine Nachfolger bislang in 21 Sprachen publiziert, ist aber auf Italienisch nur noch über Internet-Buchhandlungen aus den Niederlanden zu beziehen. Umgekehrt gibt es in Italien keine Rezensionen ihrer Bücher, und der im Internet aufrufbare *Italienische Verbundkatalog* der dortigen Bibliotheken kennt keine Publikationen des Duos nach 2006. So wurde der Buchtitel widerlegt, steht doch das *Imprimatur* für kirchliche Druckerlaubnis. Das Urteil der beiden lautet lakonisch:

„Seit den Zeiten des Borgia-Papstes sind die Angst vor Ideen, die den Status quo in Frage stellen, und die Mittel, sie zu unterdrücken, unverändert die gleichen geblieben“ [M&S, 495].

Und was ist die ‘berühmte’ Nutzenanwendung? Sei auf der Hut, wenn Du Fälschungen und damit verknüpfte Verschwörungen aufdeckst. Denn Du wirst unweigerlich attackiert. Merke: „Nur gegen ehrliche Menschen werden Verleumdungskampagnen konstruiert, nicht gegen Übeltäter“ [M&S, 449].

Aber die beiden arbeiten unerschütterlich weiter. Ende dieses Jahres wird *Das Ei des Salai* erscheinen. Dann kann es auch jenem Fälscher an den Krügen gehen, der die Eroberungsgeschichte Amerikas gestaltet hat:

„Es läuft einem kalt den Rücken herunter, wenn man daran denkt, dass Pietro Martire d’Anghiera auch als eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte von der Entdeckung Amerikas gilt“ [M&S, 431].

Das bedeutet, dass auch die Geschichte von Amerigo Vespucci und seinen Kollaborateuren im lothringischen Saint-Dié mitsamt dem ab 1508 in Straßburg lebenden Waldseemüller einer kritischen Prüfung unterzogen wird, die vielleicht auch ‘protestantische’ Elemente dieser Edel-Fälschung einer Kontinentbenennung ans Licht bringen wird. Peter Mikolasch und ich [2008] haben in diesem Fall nur das Verständnis vorbereitet.

Es stellt sich schlussendlich die Frage, wie Fälschungen zu begegnen ist. Nachdem es immer Elemente gibt, die den Status quo behalten wollen – ob nun zu eigenem oder fremdem Nutzen –, ist Einspruch und Widerspruch von denen verlangt, die Wissenschaft nicht nur als Broterwerb sehen. Aber wie soll der Einspruch erfolgen? Manchmal gelingt der Gang durch die Hierarchien einer Universität (G. Heinsohn), manchmal erlangt eine Mischung aus Fach- und Sachbuch gewisse Aufmerksamkeit (*Das erfundene Mittelalter*). Monaldi & Sorti nutzen die viel größere Hebelwirkung von Romanen, die ein Millionenpublikum in vielen Sprachen erreichen können, das zu einem gewis-

sen Bruchteil auch den Nachworten etwas abgewinnt. Diese Methode wird selbstverständlich nicht ernst genommen, aber das gilt für 'anspruchsvollere' Ansätze gleichermaßen. Der bisherige Erfolg spricht für diese Methode: nicht nur die vereitelte Heiligsprechung, sondern z.B. auch die Selbstverständlichkeit, mit der gerade erst Dirk Schümer [2009] in der F.A.Z. 'sein' neues Wissen über die Borgias und den gefälschten Burkard ausspielte – freilich ohne seine Quelle preiszugeben. Hier werden sich die Geschichtsbücher ändern.

Außerdem zeichnet sich ein weiterer Vorteil ab: Da mit immer neuen historischen Krimis immer neue Aufmerksamkeit erreicht wird, tun sich die professionellen 'Ideenkiller' schwerer. So sollten wir Aufklärer je nach Fähigkeit möglichst alle Register ziehen.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2007): Auf den Spuren der *Germania* und anderer Fälschungen: in *Zeitensprünge* 19 (2) 413-442
- Eco, Umberto (1980): *Il nome della rosa*; Mailand (deutsch 1982: *Der Name der Rose*; München · Wien)
- (1984): *Nachschrift zum »Name der Rose«*; München · Wien
- Illig, Heribert (1995): Laokoon – wahrlich ein Findling. Gehört der erratische Block ins -5., -4., -3., -2., -1., +1. oder ins 16. Jh.? in *Zeitensprünge* 7 (1) 6-30
- (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf (später München, dann Berlin)
- Illig, Heribert / Mikolasch, Peter (2008): Von der unergründlichen Wahrheit. Amerika und Amerigo Vespucci; in *Zeitensprünge* 20 (1) 218-236
- Kammerer, Wilhelm (1935): *Die Fälschung der deutschen Geschichte*; Leipzig
- Lüling, Günter (2007): Preußen von gestern und der Islam von morgen; in *Zeitensprünge* 19 (2) 443-466
- Martin, Paul C. (2000): Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil II; in *Zeitensprünge* 12 (4) 639-661
- Martire d'Anghiera, Pietro (1511): *Opera, Legatio, Babylonica, Oceanidecas, Paemata, Epigrammata*; Sevilla [Über die spanische Eroberung Amerikas]
- (1530): *De orbe novo decades (Acht Dekaden über die neue Welt)* [zuletzt eingefügt *De orbe ambito*, sein Bericht über Magellans Weltumseglung]
- Monaldi, Rita / Sorti, Francesco (2003): *Imprimatur*; Berlin (ital. 2002, Mailand)
- (2005): *Secretum*; Berlin (12004)
- (2007): *Veritas*; Berlin (12006, ungedruckt)
- (2008): *Die Zweifel des Salai*; Reinbek (12008, ungedruckt)
- Pisa, Peter (2007): Wie schreibt man zu zweit? in *Wiener Kurier*, 12. 7.
- Roo, Peter De (1924): *Material for a History of the Pope Alexander VI, his relatives and his time*. 5 Bände; Brügge
- Schümer, Dirk (2008): Das Tacitus-Komplott; in *F.A.Z.*, 18. 10. 2008 (FAZ.NET)
- (2009): Und ewig lockt die Triebabfuhr. (Rezension zu Alexander Ballhaus: *Liebe und Sex im Mittelalter*); in *F.A.Z.*, 12. 3.
- Zeising, Gert (1998): Der herrliche Verbrecher oder Michelangelo als Urheber der Laokoon-Gruppe; in *Zeitensprünge* 10 (1) 145-149

Karlsblüten in allen Frühlingsfarben gepflückt von Heribert Illig

Großkarl hat nach Meinung des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt sogar östlich der Elbe Befestigungen angelegt. Bei Hohenwarthe nördlich von Magdeburg stieß ein Grabungsteam unter Leitung von Prof. Joachim Henning „auf Überreste eines fränkischen Kastells aus dem Jahr 806“ [B.L.]. Man hat zwar lediglich verschüttete Gräben gefunden. Da sie aber „von ihrer Bauweise den so genannten Spitzgräben sehr nahe“ kommen, muss ein für Karl d. Gr. berichtetes Kastell gegen die Slawen gefunden worden sein. Und schon kennt man seine exakte Datierung. Der in Frankfurt lehrende Henning machte sogleich seine Honneurs für das Land: „Denn Sachsen-Anhalt hat in seiner Form begonnen, als Karl der Große hier seine territorialen Eroberungen gemacht hat.“ Wie sollte es auch anders sein.

B.L. (2008): Franken-Kastell aus der Zeit Karls des Großen; in *Dresdner Neueste Nachrichten*, 14.8.

*

Als wenn es nicht schon genug Erfindungen über den fiktiven Kaiser gäbe, hat nun der Schattentheaterspieler Albert Völkl eine Bildergeschichte als Buch vorgestellt: *Ich spielte für Karl den Großen – Die Abenteuer eines Puppenspielers im karolingischen Nordhessen*. Somit wäre eine weitere, zugegebenermaßen kleine Lücke im Leben des großen Karls geschlossen.

Puppenspieler für Karl den Großen; in *HNA*, 9. 1. 2009

*

„Im Innern des karolingischen Waldes waren die Städte nach und nach verschwunden. Mit der Urbarmachung kamen sie wieder zum Vorschein.“

[Georges Duby (1980): *Die Zeit der Kathedralen*; Frankfurt am Main, S. 189] – ein Fund von Franz Siepe, Marburg.

*

Das Hauptstaatsarchiv in Stuttgart lässt so manches Ortsjubiläum platzen. Als Besitzer von mehr als 110.000 Pergament- und ungezählter Papierurkunden gibt es auf Anfragen interessierter Kommunen sein Urteil ab über den Wert so mancher urkundlicher Erstnennung. Wie Dr. Peter Rückert als dortiger Referatsleiter der Öffentlichkeit mitteilt, seien das keine Einzelfälle: „**Bis zu 50 Prozent der erhaltenen Urkundentexte aus dem Frühmittelalter sind gefälscht**“, so der aktuelle Stand der Forschung“ – ein Fund von Herbert Fießinger, Krauchenwies.

Heliosch, Susanne (2009): Neuentdeckte Urkunden lassen so manches Stadtjubiläum platzen; in *Schwäbische Zeitung*, 9.3.
http://www.szon.de/news/wirimsueden/land/200903091556.html?_from=rss

*

Als spezieller Ableger des *erfundenen Mittelalters* kann die Memorik von Prof. Johannes Fried gelten. Als dieser von Prof. Gerd Althoff überbordender Phantasie geziehen wurde, glaubte Fried, sich von der illusionären, gefährlichen Phantasie eines Illig mit seiner eigenen, positiven Phantasie abheben zu können. Daraus ist seine historische Memorik entstanden [2004], die sich in nichts von der Arbeit jedes gewissenhaften Historikers abhebt, nur manches anderes gewichtet und manch neues Wort kreiert. Jüngst hat er nun der Öffentlichkeit ein Anwendungsbeispiel vorgelegt: eine neue Sicht des Gangs nach Canossa (1077). Mit dem schlichten Satz: „Und doch ist alles falsch.“ möchte er unser bisheriges Wissen darüber ad acta legen. Und warum? Ganz einfach: Fried bewertet Zeugen neu und gewichtet einige, nach seinem Geschmack bisher vernachlässigte Quellen anders, und schon kann die Aussage eines Chronisten Arnulf – „höchstwahrscheinlich ein Augenzeuge des Geschehens auf der Burg von Canossa“ – zum wesentlichen Element hochstilisiert werden. Dafür erhielt der Frankfurter Professor den Ehrendoktorhut der Aachener Philosophischen Fakultät, nachdem er im öffentlichen Kolloquium die Argumente von Rudolf Schieffer und Stefan Weinfurter pariert hatte [Jungen]. Trotzdem widersprach Frieds Antagonist Althoff [2009] wenig später:

„Die These Frieds von einem Friedensvertrag zwischen Heinrich und Gregor in Canossa, der alle Probleme gelöst habe, nur leider nicht überliefert sei, basiert auf Missverständnissen und selektiver Auswahl der Überlieferung. [...] Es ist daher schiere Willkür, wenn Fried dieses nie durchgeführte colloquium [unter Leitung von Gregor VII.; HI] nun nach Canossa verlegt und als Ergebnis ein Bündnis zwischen König und Papst annimmt. Hier kollidiert offenbar die sogenannte Memorik mit den klassischen Regeln der historischen Methode.“

Fried beschließt seinen Zeitungsartikel über diesen nie wirklich geschlossenen Vertrag mit einem Aufruf an seine Zeitgenossen:

„Canossa hingegen, das Gipfeltreffen auf der Burg der Mathilde, das war der Sieg des Glaubens und der Vernunft über die Gewalt, ein Hoffnungsschimmer. Nach Canossa sollten wir gehen.“

Allen Ernstes scheint er zu glauben, dass damals Papst und Kaiser aus Glaube und Vernunft der Gewalt entsagt hätten. Als wenn das von ihm imaginierte Colloquium etwas anderes gewesen wäre als eines von vielen jederzeit aufkündbaren Zweckbündnissen in der mittelalterlichen Politik. Und Glaube und Vernunft vereint – was für eine memoriale Naivität. Wenn eine Phantasie illu-

sionär und damit gefährlich ist, dann die von Fried. Immerhin hat er so klar- gestellt, dass seine Memorik nichts anderes ist als Phantastik in wissenschaft- lichem Gewand.

Althoff, Gerd (1996): *Otto III.* Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt

- (2009): Falsche Memorik statt klassischer Methodik; in *F.A.Z.*, 28. 2. [Leserbrief]

Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München

- (2009): Wir sollten nach Canossa gehen und die Legende vergessen; in *F.A.Z.*, 18.1.

Jungen, Oliver (2009): Geschichtsschreibung unter Eiweißzufuhr; in *F.A.Z.*, 31. 1.

*

Renate Laszlo verknüpft in diesem Heft die Chronologiekritik mit verschie- denen mittelalterlichen Rätseln. Von ihrem zugrunde liegenden Buch *Das Mystische Weinfass. Ein altenglisches Rätsel des Vercellibuches*; Marburg, 239 S., 10 Abbildungen, kann sie Restexemplare für 18, 90 € (portofrei) ab- geben. Interessenten wenden sich bitte an R. Laszlo, 56460 Höhn, Postfach 1.

*

Rolf Legler ist nicht nur Spezialist für Klosterarchitektur, sondern auch Ver- fasser verschiedener DuMont-Kunstreiseführer. Sein jüngstes Werk behandelt in bislang unbekannter Genauigkeit *Das Geheimnis von Castel del Monte. Kunst und Politik im Spiegel einer staufischen „Burg“*; München [2007]. Er geht anhand vieler unbeachteter Details dem Zweck dieses Baus nach und rekonstruiert die ursprünglich geplante Bauform. Für 24,90 € zu bestellen über die Email-Adresse ka6959-375@online.de

*

Gerhard Wisnewski hat nach dem Band für 2007 heuer zum zweiten Mal *Das andere Jahrbuch* herausgebracht. *Verheimlicht, vertuscht, vergessen. Was 2008 nicht in der Zeitung stand*; Knauer Verlag, München (302 S., 6,- €) Darin findet sich im Kapitel: „I. Mai Karlspreis an Angela Merkel“ [104-107] eine längere Passage über eine Trouvaille: „Dabei verschweigt der Wikiped- ia-Artikel [zu Karl dem Großen] glatt das Beste, nämlich den vergessenen Historiker Heribert Illig, der um 1991 herum den ganzen Kerl bzw. Karl zum Phantom erklärte.“ Ein Fund von Gerhard Anwander, Kirchheim im Allgäu.

*

Orange 94.0 stellte ab 12.3. in drei halbstündigen Sendungen die Mittelalter- theorie des „vergessenen Historikers“ vor, den Herbert Greiner befragte. *Das Freie Radio in Wien*, ein werbefreier Radiosender, ist übers Internet empfang- bar. Unter <http://sendungsarchiv.o94.at/get.php?id=094pr3218> / 094pr3248 und 094pr3294 hält er die Sendungen im Archiv vor.

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- Kerner, Martin (2009): Bronzezeitliche Astronomie.** Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- Illig, Heribert (2008): Die Chiemseelöcher. Neue Sicht auf alte Kunst,** 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 13,50 €
- Franz, Dietmar (2008): Rätsel um Potsdams Ersterwähnung.** Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- Heinsohn, Gunnar (2007): Die Sumerer gab es nicht.** Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in Südmesopotamien. 311 S., Pb.; 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- Kerner, Martin (2007): Vom Steinbeil zum Pantheon.** Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden; 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- Heinsohn, Gunnar (2006): Wie alt ist das Menschengeschlecht?** Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- Illig, Heribert (2005): Die veraltete Vorzeit.** Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €
- Thiel, Werner (2005): Schwert aus Pergament,** Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia.** 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (2003): Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- Illig, Heribert · Löhner, Franz (2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit.** 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 17,50 €
- Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit** Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €
- Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes.** Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte 170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- Siepe, Franz (2002): Fragen der Marienverehrung.** Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim.** Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- Heinsohn, Gunnar (1997): Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder/Perseer.** 102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,-
- Illig, Heribert (1996): Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abo. 5,- €
- Sonnenschmidt, Reinhard (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften** 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 21, Heft 1, April 2009

- 3 Editorial
- 4 Andreas Otte: Das Elektrische Universum. Eine Übersicht – Teil III
- 32 Knut Banner: Der Geist des Menschen
- 39 Martin Kerner: Die Horizontbögen der Nebra-Scheibe
- 43 Otto Ernst: Zu Heinsohns Sumerer-Buch
- 47 Gunnar Heinsohn: Menschenopfer in Ur: Stratigraphie und Alter
- 52 Franz Siepe / Heribert Illig: Jan Assmanns „kulturelles Gedächtnis“ im Forschungskontext
- 63 Klaus Weissgerber: Suche nach Nofretete (Aegyptiaca XIV)
- 77 Markus O. Speidel: Balder und Loki auf germanischen Münzen
- 88 Siegwart Köhler: Zu den Sachsen. Eine Antwort auf Alexander Glahn
- 92 Jan Beaufort: Arianer und Aliden. Über die gnostischen Ursprünge des Christentums und der *Shi'at 'Ali*
- 109 K. Weissgerber: Phantomzeit, früher Islam und die Zeitaltern. Alte und neue Thesen (Islamica VI)
- 139 Zainab-A. Müller: Über das Verwalten schriftlicher Schätze (Zustände in den Islamwissenschaften II)
- 168 Renate Laszlo: Runeninschrift und Weinfassrätsel
- 194 H. Illig: Fehlende Kreuzgänge und Benediktiner. Entwicklung von Bautyp und Orden
- 220 H. Illig: Ein Silberpfennig auf der Goldwaage. Der solitäre 'vorkönigliche' Pippin-Denar
- 224 H. Illig: Armseliges Köln – romreiches Aachen
- 231 Dietmar Franz: Hans Constantin Faußner – Wibald von Stablo – Thietmar von Merseburg
- 250 H. Illig: Fälschungen aufdecken und publik machen. Historische Krimis von Monaldi & Sorti
- 256 Karlsblüten in allen Frühlingsfarben
- 259 Verlagsmitteilungen

ISSN: 0947-7233